PAGE NOT AVAILABLE

UNIVERSITY OF WISCONSIN - MADISON
LIBRARY

Library
of the
University of Wisconsin

Nikolai Leſſkow

Geſammelte Werke

Sechſter Band

Nikolai Lesskow

Militärische Geschichten

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München

LIBRARY

343258
APR 12 1929
X54Y
.L56
.G
6

Inhalt

Figura 1
Der hilfreiche Wachtposten 43
Interessante Männer 77
Der Betrug 175
Die Stimme der Natur 235
Platzhalter 251
Die Erscheinung im Ingenieurpalais 307

Deutsch von Erich Müller

Figura

Als ich in Kiew noch meinen Studien oblag und nicht im entfernteſten daran dachte, einmal Schriftſteller zu werden, war ich mit einer armen, aber hochachtbaren Familie befreundet, die in einem kleinen eigenen Häuschen am äußerſten Ende der Stadt unweit des inzwiſchen aufgehobenen Kirillkloſters wohnte. Die Familie beſtand aus zwei bejahrten Schweſtern, die beide keinen Mann gefunden hatten, und aus einer alten Dame, der Tante der beiden Schweſtern, die gleichfalls eine alte Jungfer war. Sie lebten ſehr beſcheiden, da ihnen keine anderen Einkünfte zur Verfügung ſtanden als eine kleine Penſion ſowie die Erträgniſſe, die ihnen der Verkauf der Produkte ihrer Kühe und ihres Gemüſegartens einbrachte. Nur drei Menſchen pflegten zu ihnen auf Beſuch zu kommen: der bekannte ruſſiſche Abolitioniſt Dmitrij Petrowitſch Schurawſkij, ich und als dritter ein höchſt ſeltſamer Kauz, der äußerlich ganz wie ein Bauer ausſah. Sein Familienname war Wigura, er wurde jedoch allgemein ‚Figura‘ genannt.

Die folgenden Blätter ſollen ſeinem Gedächtnis gewidmet ſein.

2

Als ich Figura oder ‚Chwigura‘, wie man auf kleinruſſiſch einfacher ſagt, kennen lernte, war er ungefähr ſechzig Jahre alt; er war jedoch noch immer im Beſitz bedeutender Kräfte und klagte niemals über Unwohl-

ſein. Er war von mächtigem Wuchs und gebaut wie ein Athlet. In ſeinem dichten, braunen Haar war noch kein graues Fädchen zu ſehen; anders verhielt es ſich mit dem Schnurrbart. Nach Figuras eigenem Ausdruck wurde bei ihm ‚wie bei einem Hund zuerſt die Schnauze grau‘, das heißt, nicht ſein Haupthaar, ſondern ſein Schnurrbart wurde zuerſt grau, wie es bei den alten Hunden der Fall zu ſein pflegt. Sein Backenbart wäre auch grau geweſen, allein den raſierte er ab. Figuras große Augen waren von einem trüben Grau, ſeine Lippen blutrot, ſein Geſicht ſah verwettert und ſonnengebräunt aus. In ſeinem Blick kamen Kühnheit und Klugheit ſowie ein leichter Anflug von verſteckter kleinruſſiſcher Ironie zum Ausdruck.

Figura lebte wie ein echter, rechter Vorſtadtbauer in dem Vorort Kurinewka. ‚Er war ſein eigener Herr‘, das heißt, er hatte ſein eigenes Gehöft und führte ſelbſt die Wirtſchaft, wobei ihm nur eine junge, bildhübſche Bäuerin namens Chriſta behilflich war. Figura ſchaffte alles mit eigenen Händen und hielt ſein Anweſen ohne großen Aufwand in tadelloſer Ordnung. Er grub eigenhändig die Beete um, bearbeitete das Feld, ſteckte die Pflanzen und fuhr ſeine Produkte ſelbſt auf den Wochenmarkt am Podol, wo er ſich mit ſeinem Wägelchen neben den anderen Bauern, die in die Stadt gekommen waren, aufſtellte und ſeine Gurken, Kürbiſſe, Melonen, Krautköpfe, Rüben und Äpfel feilbot.

Figura machte ein beſſeres Geſchäft als die übrigen, weil ſeine Waren ſich ſtets durch ihre hervorragende

Qualität auszeichneten. Beſonders berühmt waren ſeine zarten, wohlſchmeckenden Kürbiſſe, die von ungewöhnlicher Größe und zuweilen bis zu einem Pud ſchwer waren.

Aber auch die Gurken ſowie die Rüben und Kohlköpfe und alles andere waren bei Figura am größten und von beſonderer Güte.

Die Aufkäuferinnen, die auf den Podoler Wochenmarkt kamen, wußten, daß man bei Figura die beſte Ware bekam, allein er verkaufte nicht gern an dieſe Frauen, damit ‚ſie nicht die Leute ausſchmierten‘, ſondern er ſetzte ſeine Erzeugniſſe lieber unmittelbar an die ‚Leute‘, das heißt an die Verbraucher ab.

Von den Aufkäufern und Aufkäuferinnen hatte Figura keine gute Meinung. Es machte ihm Spaß, hinter ihre Schliche zu kommen und ſie zu übertrumpfen. Ein Aufkäufer oder eine Aufkäuferin mochte ſich noch ſo geſchickt verkleiden oder jemand anderen zu Figuras Wagen mit dem heimlichen Auftrag ſchicken, ſämtliche Waren aufzukaufen, — Figura durchſchaute die Sache ſtets ſofort und antwortete auf die Frage ‚was koſtet das Schock?‘: „Geld, aber leider ſind mir für Euer Gnaden meine Waren auch um Geld nicht feil.“

Wenn aber der heimlich Beauftragte zu verſichern begann, daß er ein einfacher Bürger ſei und nur für den Hausgebrauch einkaufen wolle, dann ſagte Figura, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen: „Mach keine Flauſen, du kriegſt auch ſo nichts!“ Auf ein weiteres Geſpräch ließ er ſich nicht ein.

Figura kannten alle auf dem Markte, und jeder

wußte, daß er kein gewöhnlicher Bauersmann war, ſondern ſich nur ſo gab. Seinen wirklichen Rang und Beruf und den Grund ſeiner einfachen Lebensweiſe wußte niemand, und es gelang auch keinem, etwas darüber zu erfahren.

Auch ich wußte lange Zeit nichts Genaueres darüber, und ſeinen eigentlichen Rang kenne ich ſelbſt heute noch nicht.

3

Figuras Häuschen war die übliche kleinruſſiſche Kate; ſie war indes in ein Wohnzimmerchen und eine Küche abgeteilt. Er aß nur Pflanzen- und Milchkoſt, auf die denkbar einfachſte bäuerliche Art zubereitet. Das Kochen beſorgte ihm die obenerwähnte auffallend hübſche Kleinruſſin Chriſta. Chriſta war eine ‚Gefallene‘, das heißt ein Mädchen, das ein Kind hatte. Dieſes Kind war ein ungewöhnlich ſchönes Mädchen namens Katrja. In der Nachbarſchaft hielt man es allgemein für Figuras Töchterchen; wenn Figura etwas derartiges zu Gehör kam, pflegte er nur ironiſch den Mund zu verziehen und zu ſagen: „Selbſtverſtändlich gehört die Kleine mir! Es iſt doch klar: wenn Gott ſie mir gegeben hat, damit ich ſie ernähre, iſt ſie auch mein Kind. Den guten Mann, der es gezeugt hat, kenne ich jedoch nicht. Meinetwegen mag jeder nach Belieben glauben, daß die Kleine mein Kind iſt oder nicht. Mir iſt alles eins.“

Wenn man in Bezug auf Katrja noch einige Zweifel hatte, ſo war man doch hinſichtlich der hübſchen Chriſta der einſtimmigen Meinung, daß ſie Figuras ‚Freundin‘ ſei; da war kein Zweifel.

Figura verhielt ſich auch dem gegenüber gleichgültig; wenn ihn jemand mit Chriſta aufzog, pflegte er nur zu antworten: „Sie beneiden mich wohl um ſie?“

Dafür hatten ja auch Figura wie Chriſta und die ganz unſchuldige Katrja eine freiwillige Buße auf ſich genommen. Keines von den dreien aß weder Fiſch noch Fleiſch oder ſonſt eine Speiſe, die von einem lebenden Weſen herrührte.

Die Klatſchbaſen von Kurinewka wußten, weshalb ihnen dieſe Buße auferlegt worden war.

Figura aber lachte ſie aus und ſagte nur: „Närrinnen!“

4

Obwohl Chriſta und Figura in ſehr vertraulicher Gemeinſchaft lebten, war ihr Verhältnis dennoch ſo, daß es nichts dabei zu verhüllen gab.

Chriſtas Stellung im Hauſe glich nicht der einer Dienſtmagd, ſondern es war eher, als ob ſie bei Verwandten lebte. Sie zog das Waſſer aus dem Brunnen, ſcheuerte Böden und Wände, wuſch und nähte für ſich, Katrja und Figura die Wäſche; allein die Kühe molk ſie nicht, weil dies eine zu ſchwere Arbeit für ſie war; ſie wurden von Figura ſelbſt beſorgt, der ſich dieſer Aufgabe dank ſeiner ſtarken Fäuſte mit gutem Erfolg unterzog. Sie aßen zu dritt an einem Tiſch; Chriſta trug auf und räumte ab. Tee tranken ſie überhaupt nicht, weil ſie dies für eine überflüſſige Angewöhnung hielten; an Feiertagen tranken ſie jedoch — abermals alle an demſelben Tiſch — einen Aufguß von getrockneten Kirſch- oder Himbeerblättern. Außer den drei alten

Jungfern, Schuramskij und mir kam niemand zu ihnen auf Beſuch. In unſerer Gegenwart war Chriſta immer ſehr geſchäftig und nur mit Mühe zu bewegen, ſich einen Augenblick hinzuſetzen. Sobald die Gäſte jedoch aufſtanden, um fortzugehen, ſprang Chriſta ſchnell von ihrem Platz auf und ließ ſich um nichts in der Welt abhalten, den Gehenden die Mäntel und Galoſchen hinzureichen. Oftmals widerſtrebte es den Gäſten, ſich von ihr bedienen zu laſſen, aber ſie beſtand darauf, und Figura trat oftmals für ſie ein, indem er zu den Gäſten ſagte: „Laſſen Sie Chriſta ruhig ihre Obliegenheiten erfüllen.“

Chriſta beruhigte ſich erſt dann, wenn ihr die Gäſte geſtatteten, ihnen, wie es ſich gehörte, in die Mäntel und Überſchuhe zu helfen. Das war nun einmal die Obliegenheit der gutmütigen Schönen, und ſie kam ihren Pflichten treu und gewiſſenhaft nach.

Bei der gegenſeitigen Unterhaltung gebrauchten Figura und Chriſta verſchiedene Formen der Anrede. Figura ſagte ‚du‘ zu ihr und Chriſtinchen oder Chriſta, ſie dagegen redete ihn mit ‚Sie‘ an und nannte ihn bei ſeinem Vaters- und Familiennamen. Die kleine Katrja wurde von beiden ‚Töchterchen‘ genannt, während ſie zu Figura ‚Papa‘ und zu Chriſta ‚Mama‘ ſagte . . . Katrja, die jetzt neun Jahre zählte, war ganz von derſelben Schönheit wie ihre Mutter.

5

Weder Figura noch Chriſta beſaßen irgendwelche Verwandte. Chriſta war eine ‚Waiſe ohne Anhang‘;

und unſer Figura (recte Wigura) aus Kurinewka hielt, obwohl er Verwandte hatte, von denen einer ſogar Univerſitätsprofeſſor war, keinerlei Verbindung mit ihnen aufrecht, denn ‚ſie verkehrten in vornehmen Kreiſen‘, was nach Figuras Anſicht zwar nichts Tadelnswertes war, aber ‚zu ihm nicht paßte‘.

„Gott hab ſie ſelig, ſie ſind vielleicht Aſſeſſoren oder gar irgendwelche Räte, ich für mein Teil gehöre aber, wie man ſieht, zu den einfachen Schweinen.“

Im Charakter und in allen Handlungen Figuras kam eine ſo eigenartige Perſönlichkeit zum Vorſchein, daß das Sprichwort ‚ein geſchlagener Menſch iſt wertvoller als ein nichtgeſchlagener‘ an ihm ſeine Sinnloſigkeit verlor.

Im folgenden will ich von einer ſeiner Handlungen berichten, die für Figuras Leben von der größten Bedeutung werden und es entſcheidend beſtimmen ſollte. Von dieſer Geſchichte hat wohl kaum jemand Kenntnis bekommen, und auch jetzt weiß niemand davon; ich habe ſie von Figura ſelbſt gehört und will ſie wiedergeben, ſo gut ich mich ihrer entſinne.

6

Ich wohnte in Kiew in einem ſehr verkehrsreichen Stadtteil zwiſchen zwei Kirchen — der Michael- und der Sophienkathedrale. Damals befanden ſich dort auch noch zwei Holzkirchen. An Feiertagen war das Glockengeläut ſo ſtark, daß man es kaum aushalten konnte. Längs der Straßen, die zum Kreſchtſchatik führten, ſtand eine Bude neben der andern, wo Schnaps

und Bier ausgeſchenkt wurde; auf dem Platze waren Zelte und Schaukeln errichtet. Um von all dieſem Trubel verſchont zu bleiben, rettete ich mich an ſolchen Tagen zu Figura. Dort war es ſtill und ruhig; im Graſe ſpielte das hübſche Kind, hell ſtrahlten die Augen der braven Frau, und der allzeit vernünftige und immer nüchterne Figura plauderte mit leiſer, gemeſſener Stimme.

Als ich mich einmal über die Unruhe beklagte, die in meinem Stadtteil ſchon in aller Herrgottsfrühe anhebe, antwortete er: „Reden Sie nicht davon! Ich habe ſelbſt von Jugend auf einen Widerwillen gegen die Art gehabt, wie man bei uns in Rußland Feſte feiert, und habe auch heute noch immer Angſt, daß irgendein Unglück dabei paſſiert. Als ich noch Kadett war, führte man uns einmal an eine Schaukel und ſagte zu uns: ‚Seht hin, — das iſt eine nationale Beluſtigung!‘ Ich fragte mich ſchon damals, was dabei Gutes ſei, obwohl es eine nationale Beluſtigung war. Beim Propheten Jeſaias ſteht geſchrieben: ‚Meine Seele haßt eure Feſte!‘ Ich hatte nicht umſonſt das Vorgefühl, daß mir einmal bei einer derartigen Feſtveranſtaltung etwas Schlimmes widerfahren würde. Es traf auch ein. Nur gut, daß das Unheil, das mich damals traf, zu meinem Beſten ausſchlug.“

„Kann man erfahren, was Ihnen widerfuhr?“

„Warum nicht! Sehen Sie ... es war zu der Zeit, als Sie noch auf dem Arm Ihrer Großmutter ſaßen, damals gab es bei uns zwei Armeen, die erſte und die zweite. Ich ſtand unter Sackens Kommando ...

Sie wiſſen ſchon, Dmitrij Jerofejitſch Oſten-Sacken. Er lebt noch und ſingt nach wie vor ſeine Lobgeſänge zum Preis Chriſti, der Jungfrau Maria und aller Heiligen. Gott mit ihm, er war ein großer Beter, lag immerwährend auf den Knien oder ſtreckte ſich gar der Länge nach auf den Boden aus; wohin er gehen, was er auch beginnen mochte, immer bekreuzte er ſich zuvor. Damals zeigten ſich viele in der Armee befliſſen, ihn nachzuahmen, und ſuchten es ſo einzurichten, daß er ihr andächtiges Beten ſah... Manchen gelang es dank ihrer Geſchicklichkeit, und ſie hatten ihren Nutzen davon. Auch mir half es einmal ſo, daß ich bis zum heutigen Tag eine Penſion dafür beziehe. Hören Sie, wie die Geſchichte ſich zutrug.

7

Unſer Regiment lag damals in einer Stadt im Süden; dort befand ſich auch der Stab Jerofejitſchs. Es traf ſich, daß ich in der Nacht auf den Oſterſonntag die Wache am Pulvermagazin übernehmen mußte. Mein Wachdienſt begann Karſamstag um zwölf Uhr mittags und endete Oſterſonntag um zwölf Uhr.

Unter meinem Befehl ſtanden zweiundvierzig Infanteriſten und ſechs berittene Koſaken.

Als es gegen Abend ging, überkam mich plötzlich eine tiefe Traurigkeit. Ich war ein junger Menſch und meinen Angehörigen ſehr zugetan. Meine Eltern waren noch am Leben, ich hatte eine liebe Schweſter, ... und — die Hauptſache — eine unſchätzbare Mutter ... meine Mutter, die allen Menſchen Gutes tat! ...

Eine prachtvolle Mutter habe ich gehabt, ſie war ein Muſter an Güte und Reinheit, und ihre Güte kannte keine Grenzen. Sie war ſo ſeelengut, daß ſie keinem Menſchen ein Leid zufügen konnte, nicht einmal den Tieren. Sie aß weder Fleiſch noch Fiſche, weil ſie mit den lebenden Geſchöpfen ſolches Mitleid hatte. Mein Vater pflegte ihr deswegen zuweilen Vorwürfe zu machen: ‚Erlaube mal, ſage mir doch, wieviele ſollen ihrer denn noch werden? Sie werden uns ſelbſt den Platz wegnehmen.‘ Aber ſie antwortete: ‚Nun, das wird noch nicht ſo bald geſchehen; ich habe die Tierchen ſelbſt aufgezogen, ſie ſind mir wie meine Kinder. Ich kann doch nicht meine eigenen Kinder eſſen!‘ Auch bei den Nachbarn aß ſie kein Fleiſch. ‚Ich habe ſie‘, ſagte ſie, ‚lebend geſehen; ſie ſind meine Bekannten. Ich kann doch nicht meine Bekannten eſſen!‘ Späterhin begann ſie auch die Unbekannten nicht mehr zu eſſen. ‚Ganz gleich,‘ ſagte ſie, ‚ermordet wurden ſie doch!‘ Der Prieſter redete ihr gut zu, daß es ‚von Gott ſelbſt verordnet ſei‘, und zeigte ihr im Brevier das Gebet zur Weihe des Fleiſches. Meine Mutter machte keinen Verſuch, die Beweiſe des Prieſters zu beſtreiten. ‚Nun gut,‘ antwortete ſie, ‚wenn Sie es gegeleſen haben, eſſen Sie nur!‘ Der Prieſter ſagte zu meinem Vater, daß ſolche Anſicht nur von den gewiſſen Weibern käme, die in jedes Haus eindringen und die Leute verrückt machen, und die niemals zu Verſtand kommen, wenn ſie auch noch ſo viel beten.‘ Doch die Mutter gab dem Vater zur Antwort: ‚Das iſt alles Unſinn; ich kenne ſolche Weiber nicht;

es iſt mir einfach zuwider, wenn ein Geſchöpf das andere auffrißt.‘

Ich kann nicht ruhig bleiben, wenn ich an meine Mutter denke, ich komme dabei immer in Aufregung. So war es auch damals. Ich hatte Sehnſucht nach meiner Mutter. Ich ging auf und ab, zerkaute einen Strohhalm zwiſchen den Zähnen und dachte: jetzt ſchickt ſie alle Hausbewohner zur Abendmeſſe, ſie ſelbſt aber läßt die ſchlechtgekleideten, ungekämmten Waiſenkinder zu ſich kommen, wäſcht ſie am Ofen, kämmt ihnen die Härchen und zieht ihnen ſaubere Hemdchen an... Welche Freude von ihr ausſtrahlt! Wenn ich kein Edelmann wäre, wäre ich niemals von ihrer Seite gegangen; ich hätte gearbeitet und wäre nicht auf Wache gezogen. Was bewachen wir da eigentlich?... Pulver, das zum Töten beſtimmt iſt!... Aber warum macht mir denn das ſo viel Beſchwer?... Ich ſollte mich ſchämen!... Für meinen Dienſt beziehe ich doch Gehalt und werde befördert. Sehe ſich einer dagegen den gemeinen Soldaten an! Er hat auf nichts zu hoffen, und obendrein wird er noch unbarmherzig geſchlagen; er hat es unvergleichlich ſchwerer, und er lebt auch, leidet und murrt nicht... Nur Mut, das wird ſchon vorübergehen. Ich überlegte, was man tun könne, wenn einem traurig zumute iſt. Ein, zwei, drei Pläne kamen mir in den Sinn; doch der beſte Gedanke kam mir abermals in der Erinnerung an meine Mutter. Sie pflegte immer zu ſagen: ‚Wenn es dir ſchlecht geht, dann flüchte dich zu denen, die es noch ſchlechter haben als du‘... Nun alſo, die Soldaten hatten es noch ſchlechter als ich...

‚Ich werde den armen Kerls mal eine Freude machen,‘ dachte ich bei mir. ‚Ich werde ſie bewirten und ihnen Tee vorſetzen. Sie ſollen auf meine Koſten das Oſterfeſt mit mir feiern!‘

Der Gedanke gefiel mir.

8

Ich ließ die Ordonnanz kommen, nahm Geld aus meiner Börſe und ſchickte den Mann fort, damit er ein Viertel Pfund Tee, drei Pfund Zucker, ein Schock rotgefärbter Eier und für den Reſt des Geldes Safranbrot einkaufe. Ich hätte ihm gern noch mehr Geld mitgegeben, allein ich hatte nichts mehr bei mir.

Die Ordonnanz lief fort und brachte in kurzer Zeit das Verlangte. Ich ſetzte mich an das Tiſchchen, zerſchlug den Zucker in kleine Stücke und rechnete aus, wieviel Stückchen auf den Mann kamen.

Wenn die Mühe auch nicht groß war, ſo vertrieb ich mir mit meiner Beſchäftigung doch die Langeweile. Ich ſaß alſo froh und vergnügt am Tiſch, zählte die Stückchen ab und dachte: ‚Die einfachen Leute — keiner iſt gut mit ihnen — es wird ihnen Freude machen, daß ich an ſie denke. Sobald ich am Glockenläuten höre, daß die Meſſe zu Ende iſt und die Leute aus der Kirche gehen, werde ich meinen Soldaten ein frohes Oſterfeſt wünſchen und zu ihnen ſagen: ‚Jungens! Chriſt iſt erſtanden!‘ Sodann werde ich ihnen vorſetzen, was ich für ſie eingekauft habe.‘

Wir lagen vor der Stadt auf Wache, denn Pulvermagazine pflegen ja von menſchlichen Anſiedlungen

weit entfernt zu ſein. Als Wachtſtube diente uns der Vorraum eines leeren Magazins, in dem ſich damals kein Pulver befand. In dieſem Raum befand ich mich mit meinen Soldaten. Nur die Wachen ſtanden draußen. Von den Koſaken hatten ſich drei zu meinen Leuten geſellt, die anderen drei waren ausgeritten.

Indeſſen klangen die erſten Töne des Glockengeläutes aus der Stadt zu uns herüber, hier und da flammten ſchon Lichter auf. Ich ſah auf die Uhr und erkannte, daß der Gottesdienſt gleich zu Ende ſein mußte. Der Moment rückte alſo näher, wo ich meine Leute beglückwünſchen und bewirten würde. Ich ſtand auf, um noch einmal die Poſten zu revidieren. Plötzlich hörte ich jedoch Lärm, .. eine Schlägerei ... Ich eilte hinzu: irgendein Gegenſtand flog mir vor die Füße, und im gleichen Augenblick bekam ich eine Maulſchelle. Was gucken Sie ſo? Ja, eine richtige Maulſchelle. Und mehr noch! Mit einem Ruck ward mir ein Achſelſtück von der Schulter geriſſen.

‚Was ſoll das heißen?... Wer hat mich geſchlagen?‘

Rings um mich war es ſtockfinſter.

‚Jungens!‘ ſchrie ich, ‚Brüder! Was geht hier vor?‘

Die Soldaten erkannten meine Stimme und antworteten: ‚Die Koſaken haben ſich mit Branntwein vollgeſoffen, Euer Hochwohlgeboren, und eine Schlägerei angefangen.‘

‚Wer hat ſich ſoeben auf mich geſtürzt?‘

‚Dieſer Koſak da iſt es geweſen, der Euer Hochwohlgeboren eine reingehauen hat. Dort liegt er, er iſt ſinnlos beſoffen, die beiden andern haben wir in die

Pulverkammer gebracht und gefeſſelt. Sie wollten uns mit ihren Säbeln zu Leibe gehen.‘

9

In meinem Kopfe drehte ſich plötzlich alles. Die ſchwerſte Beleidigung! Ich war noch jung und unerfahren, betrachtete das Leben damals nicht mit meinen eigenen Augen, ſondern ſo, wie man es mich gelehrt hatte. Ich machte mir keine eigenen Gedanken, ſondern dachte in der fremden, mir anerzogenen Art: ‚Schlägt man dich, ſo macht man dich ehrlos, ſchlägſt du jedoch ſelbſt, dann tut es nichts ... es gereicht dir nur zur Ehre!‘ Ich hätte dieſen Koſaken töten müſſen! Ihn auf der Stelle erſtechen. Und hatte es nicht getan! Wozu taugte ich alſo noch? Ich war ein Offizier, dem man ins Geſicht geſchlagen hatte. Das bedeutete, daß nun alles für mich zu Ende war!... Ich ſchwöre, ihn zu töten! Ich muß ihn unbedingt töten! Er hat mich ja ehrlos gemacht, hat mir meine ganze Karriere vernichtet! Er muß ſterben, er muß unbedingt dafür ſterben! Das Gericht mag mich freiſprechen oder nicht, aber meine Ehre wird gerettet ſein.

Doch in der Tiefe meines Herzens erhob ſich eine Stimme und ſprach: ‚Du ſollſt nicht töten!‘ Ich begriff, weſſen Stimme dies war. Gott ſelbſt ſprach alſo zu mir. Mein Herz war feſt davon überzeugt. Wiſſen Sie, es war jene ſtarke, unerſchütterliche Überzeugung, die keines Beweiſes bedarf und der man ſich nicht entziehen kann. Gott! Er iſt doch uralt und ſteht höher als Sacken. Sacken kommandiert und wird

eines ſchönen Tages einen hohen Orden erhalten und verabſchiedet werden; aber Gott wird die ganze Welt in Ewigkeit regieren. Wenn Er mir jedoch nicht erlaubt, den zu töten, der mich geſchlagen hat, was ſoll ich dann mit dieſem Menſchen tun? Was ſoll ich tun? Wen ſoll ich um Rat fragen?... Am beſten doch den, dem ſelbſt alſo geſchehen iſt! Jeſus Chriſtus!... Auch Dich hat man geſchlagen!... Dich hat man geſchlagen, und Du haſt verziehen. Was bin ich vor Dir? Ein Wurm... ein niedriges Geſchöpf... ein Nichts! Ich will ſo ſein wie Du! Ich habe verziehen! Ich bin wie Du!...

Bei dieſen Gedanken traten mir die Tränen in die Augen, und ich begann herzbrechend zu weinen.

Meine Leute dachten, daß ich wegen der Beleidigung weinte, aber Sie verſtehen, ich tat es durchaus nicht mehr wegen der Kränkung, die mir widerfahren war...

Die Soldaten ſagten: ‚Wir ſchlagen den Kerl tot!‘

‚Was wollt ihr tun? Um Himmels willen! Man darf einen Menſchen nicht totſchlagen!‘

Ich fragte den Dienſtälteſten: ‚Wo habt ihr ihn hingeſchafft?‘

‚Wir haben ihm die Hände gefeſſelt‘, ſagte er, ‚und ihn in den Keller geworfen.‘

‚Löſt ihm ſofort die Feſſeln und bringt ihn her!‘

Sie gingen fort, um ihm die Feſſeln abzunehmen. Plötzlich ging die Kellertür weit auf, und der Koſak ſtürzte auf mich zu, als wenn er durch die Luft flöge, fiel mir wie ein Sack vor die Füße und ſchrie: ‚Euer Hochwohlgeboren... ich bin ein unglückſeliger Menſch!

‚Gewiß,‘ ſagte ich, ‚ein unglückſeliger Menſch.‘

‚Was iſt mit mir geſchehen!‘ . . .

Und er begann ſo herzbrechend zu weinen, daß es wie ein Heulen klang.

‚Steh auf!‘ ſagte ich zu ihm.

‚Ich kann nicht aufſtehen, ich bin noch immer im Rauſch!‘

‚Warum haſt du dich denn berauſcht?‘

‚Ich bin kein Trinker, man hat mich betrunken gemacht. Ich habe eine Frau zu Hauſe, und kleine Kinder und meine alten Eltern . . . oh, was habe ich angeſtellt!‘ . . .

‚Wer hat dich betrunken gemacht?‘

‚Meine Kameraden, Euer Hochwohlgeboren, ſie zwangen mich, während des Läutens auf die Lebenden und auf die Toten zu trinken . . . Ich bin des Trinkens ungewohnt!‘

Und er erzählte, daß ſie in die Schenke gegangen ſeien, wo ihn ſeine Kameraden gezwungen hätten, beim erſten Glockenton zu Ehren von Chriſti Auferſtehung zu trinken, damit es den Lebenden wie den Toten ‚leicht ſei‘. Der eine Kamerad habe ihm einen Becher hingehalten, der andere habe ihm den zweiten Becher gegeben, den dritten habe er ſich ſchon ſelbſt gekauft, und dann habe er die andern bewirtet. Was weiter geſchehen ſei, wiſſe er nicht und ihm fehle jede Erinnerung, wie es ihm in den Sinn kommen konnte, ſich auf mich zu ſtürzen, mich zu ſchlagen und mir das Achſelſtück abzureißen.

Nun wälzte er ſich zu meinen Füßen, und heulte

wie ein Kind. Sein Rauſch war wie weggeblaſen, und er konnte nur noch ſtöhnen: ‚Ach, meine Kinderchen, meine herzigen ... meine armen, beklagenswerten alten Eltern. .. meine unglückliche Frau!‘ ...

10

Der arme Teufel ſchlug ſich vor die Bruſt, meine Leute ſtanden um ihn herum und betrachteten ihn; ich ſah, wie ſchwer ihnen ums Herz war. Während ich jedoch ein wenig ruhiger wurde, verhärtete ſich mein Herz wieder. Ich begann abermals über die Sache nachzudenken. Hätte er mich unter vier Augen geſchlagen, ich hätte keinen Augenblick geſchwankt und zu ihm geſagt: ‚Zieh hin in Frieden und tue es in Zukunft nicht wieder.‘ Aber die ganze Sache hatte ſich doch vor den Augen meiner Untergebenen abgeſpielt, denen ich in jeder Hinſicht ein Vorbild ſein mußte ...

Dieſes Wort wurde mir zur Rettung. Inwiefern ſollte ich meinen Leuten ‚in jeder Hinſicht ein Vorbild‘ ſein? Wie konnte ich das nur vergeſſen! ... Ich kann doch nicht an Jeſus denken und zugleich mit einem Menſchen wider Seinen Geiſt verfahren! ...

‚Nein,‘ dachte ich, ‚ſo geht es nicht, ich befinde mich auf einem Irrweg. Es iſt beſſer, ich denke eine Weile nicht an die Geſchichte, und ſpreche nur das, was ich verantworten kann‘ ... Ich nahm ein Ei in die Hand nnd wollte ſchon ſagen: ‚Chriſt iſt erſtanden!‘, aber ich hatte die Empfindung, als ob meine Worte verlogen ſeien. Jetzt bin ich nicht Er —

ich habe mich Ihm bereits entfremdet. Dies will ich nicht ... ich wünſche nicht, Ihn zu verlaſſen. Aber warum handle ich denn ſo wie diejenigen, denen Seine Gegenwart ſchwer ward ... die da ſagten: ‚Herr, gehe von uns, denn wir ſind ſündige Menſchen!‘ Ohne Ihn iſt es natürlich leichter ... ohne Ihn kann man ſo dahin leben und ſich an alles anpaſſen ...

‚Und das will ich nicht! Ich will es mir nicht leicht machen! Ich will nicht!‘

Ein anderer Gedanke kam mir. Ich werde Ihn nicht bitten, von mir zu gehen, ſondern ich werde Ihn lieber zu mir rufen ... Komm näher zu mir! Und ich begann laut zu beten: ‚Chriſtus, wahres Licht des Himmels, wirf Dein Licht auf jeden Menſchen, der in Frieden ſeine Straße wandelt‘ ...

Die Soldaten wurden plötzlich aufmerkſam ... einer wiederholte: ‚jeden Menſchen!‘

‚Ja,‘ ſagte ich, ‚jeden Menſchen, der in Frieden ſeine Straße wandelt.‘ Ich gab dieſem Wort den Sinn, daß Chriſtus denjenigen mit Seinem Licht begnadet, der von der Feindſchaft zum Frieden hinſtrebt. Und mit noch ſtärkerer Stimme betete ich weiter: ‚Das Licht Deines Antlitzes leuchte über uns Sündern und ſegne uns!‘

‚Jawohl, leuchte über uns und ſegne uns!‘ beteten alle Soldaten plötzlich wie aus einem Munde ... Alle erzitterten ... alle ſchluchzten ... ſie hatten das unerreichbar ferne Licht erſchaut und ſtrebten ihm zu ...

‚Brüder!‘ ſagte ich, ‚wollen wir ſchweigen!‘ Alle begriffen ſofort, was ich meinte.

‚Möge uns die Zunge verdorren,‘ antworteten ſie, ‚wir werden nichts von dem Vorfall erzählen.‘

‚Nun,‘ ſagte ich, ‚ſo iſt Chriſtus in Wahrheit erſtanden!‘ Und ich küßte als erſten den Koſaken, der mich geſchlagen hatte, und dann alle andern. ‚Chriſt iſt erſtanden! Er iſt in Wahrheit auferſtanden!‘

In aufrichtiger Freude umarmten wir einander. Der Koſak weinte immerfort und ſagte: ‚Ich will nach Jeruſalem gehen und Gott um Gnade bitten... ich werde den Geiſtlichen anflehen, mir eine Buße aufzuerlegen.‘

‚Gott mit dir,‘ ſagte ich, ‚noch beſſer wird es ſein, wenn du, anſtatt nach Jeruſalem zu pilgern, keinen Schnaps mehr trinkſt.‘

‚Nie mehr, Euer Hochwohlgeboren,‘ heulte er, ‚werde ich Schnaps trinken; ich will zum Popen gehen‘...

‚Nun wie du willſt.‘

Am andern Tage kam die Ablöſung. Wir kehrten zurück. Ich erſtattete Meldung, daß nichts vorgefallen wäre. Die Soldaten ſchwiegen. Es fügte ſich jedoch trotz alledem, daß unſer Geheimnis nicht verborgen blieb.

II

Am dritten Feiertag ließ mich der Kommandeur zu ſich rufen, ſchloß die Tür ſeines Zimmers hinter mir zu und ſagte: ‚Wie konnten Sie nach der Ablöſung von Ihrer letzten Wache melden, daß alles gut gegangen wäre, während in Wirklichkeit dieſe ſcheußliche Sache paſſiert iſt!‘

Ich antwortete: ‚Jawohl, Herr Oberſt, der Vor-

gang war nicht ſchön, aber Gott hat uns erleuchtet, und alles nahm einen guten Ausgang.‘

‚Ein Gemeiner hat einen Offizier beleidigt und wird nicht dafür zur Rechenſchaft gezogen ... das nennen Sie einen guten Ausgang? Was haben Sie eigentlich für Begriffe von Diſziplin und Ehrgefühl, he?‘

‚Herr Oberſt,‘ ſagte ich, ‚der Koſak iſt des Trinkens ungewohnt und hatte den Verſtand verloren, weil man ihn betrunken gemacht hatte.‘

‚Trunkenheit iſt kein Entſchuldigungsgrund!‘

‚Ich halte ſie ebenfalls nicht für eine Entſchuldigung,‘ ſagte ich, ‚ſondern für ein furchtbares Unglück. Deshalb widerſtrebte es mir auch, den Vorfall zur Meldung zu bringen, damit man nicht meinetwegen einen Menſchen beſtrafe, der ohne Überlegung gehandelt hat. Verzeihen Sie, Herr Oberſt, aber ich habe ihm vergeben.‘

‚Sie haben kein Recht, ihm zu vergeben!‘

‚Das weiß ich ſehr wohl, Herr Oberſt, ich konnte jedoch nicht anders!‘

‚Sie können nach alldem nicht mehr im Dienſt bleiben.‘

‚Ich bin bereit, den Abſchied zu nehmen.‘

‚Jawohl, tun Sie das!‘

‚Zu Befehl, Herr Oberſt!‘

‚Sie tun mir leid. Allein Ihre Handlungsweiſe iſt ganz und gar unſtatthaft. Die Verantwortung tragen Sie ſelbſt ſowie derjenige, der Ihnen ſolche Grundſätze beigebracht hat.‘

Mir ward von dieſen Worten weh ums Herz. Ich

bat um Verzeihung und ſagte, daß ich wegen meines Verhaltens niemand zur Verantwortung ziehen würde, am wenigſten den, der mir dieſe Grundſätze eingeflößt hätte, denn ich hätte dieſe Grundſätze der chriſtlichen Lehre entnommen.

Dem Oberſten mißfielen meine Worte gar ſehr. ‚Was kommen Sie mir da mit Ihrem Chriſtentum!‘ rief er. ‚Bin ich vielleicht ein reicher Kaufmann oder eine Dame! Ich vermag weder eine Glocke zu ſtiften, noch eine Altardecke zu ſticken. Ich verlange nichts, als daß Sie Ihren Dienſt gleichmäßig tun. Ein Soldat hat die Pflicht, die chriſtlichen Grundſätze ſeinem Dienſteid unterzuordnen; und wenn Sie irgend etwas nicht damit hätten in Einklang bringen können, hätten Sie ſich vom Pfarrer Rat holen ſollen. Sie ſollten ſich was ſchämen. Der Koſak, der Sie geſchlagen hat, wußte beſſer, was er zu tun hatte: er ging zum Pfarrer und beichtete ihm ſein Vergehen. Dies einzig und allein war ſeine Rettung, aber nicht etwa Ihre Vergebung. Dmitrij Jerofejitſch hat dem Soldaten nicht Ihretwegen, ſondern um des Prieſters willen verziehen. Die Soldaten aber, die mit Ihnen auf Wache waren, werden alleſamt degradiert werden. Da ſehen Sie, was den Leuten Ihr Chriſtentum einbringt. Jetzt bemühen Sie ſich zu Sacken; er will ſelbſt mit Ihnen ſprechen. Ihm können Sie auch vom Chriſtentum erzählen. Er weiß in den heiligen Schriften genau ſo gut Beſcheid wie im Militärreglement. Ihre Kameraden, verzeihen Sie, ſind ſämtlich der Meinung, daß Sie, verzeihen Sie, die Maulſchelle einzig und allein

aus dem Grunde zu vergeben geruhten, damit Sie dieſe Verunglimpfung nicht daran hindere, im Dienſte zu bleiben . . . Das geht nicht an! Ihre Kameraden wollen nicht mehr mit Ihnen zuſammen dienen.‘

Die Worte des Oberſten erſchienen mir bei meiner damaligen Jugend grauſam und beleidigend.

‚Jawohl, Herr Oberſt,‘ ſagte ich, ‚ich werde zum Grafen Sacken gehen und ihm berichten, wie ſich die Sache zugetragen hat. Ich werde ihm die Gründe meines Verhaltens ſchildern und die Entſcheidung ſeinem Gewiſſen überlaſſen. Vielleicht ſieht er den Vorgang mit anderen Augen an.‘

Der Regimentskommandeur machte eine Handbewegung.

‚Sagen Sie, was Sie wollen, ſeien Sie jedoch überzeugt, daß niemand Ihnen helfen kann. Es iſt wahr, Sacken kennt die Kirchenvorſchriften, aber vorläufig iſt er dennoch verpflichtet, in erſter Linie als Militär zu handeln. Bis zum Biſchof hat er's noch nicht gebracht.‘

Damals kurſierten in Offizierskreiſen verſchiedene törichte Behauptungen über Sacken. Die einen meinten, er habe Viſionen und erhalte durch einen Engel Mitteilung, wann er den Kampf beginnen ſolle; andere erzählten noch weit merkwürdigere Dinge. Der Regimentszahlmeiſter, der viel in Kaufmannskreiſen verkehrte, verſicherte, daß Filaret, der Metropolit von Moskau, zum Grafen Protaſow geſagt habe: ‚Wenn ich einmal ſterbe, machen Sie um Gotteswillen nicht Murawjow zum Oberprokurator und

den Kiewer Rektor Innokentij Boriſow zum Metropoliten von Moskau. Sie eignen ſich beide nur dem Anſchein nach für dieſe Poſten, können ſie jedoch in Wirklichkeit niemals ausfüllen. Nein, machen Sie Sacken zum Oberprokurator und beſetzen Sie meinen Poſten mit einem beliebigen gewöhnlichen Mönch. Sonſt werde ich Ihnen nach meinem Tode in einem dunklen Leuchten erſcheinen.'

12

Ich wollte damals unter keinen Umſtänden zugeben, daß Sacken glaubte, ich hätte den Schlag, den ich erhalten, nur deshalb verziehen und verheimlicht, damit ich den Dienſt nicht zu quittieren brauchte. Eine furchtbare Dummheit! War es denn nicht vollkommen gleichgültig, ob man ſo etwas glaubte oder nicht? Jetzt lache ich darüber, allein in der wilden Erregung, in der ich mich damals befand, ließ ich mich in der Frage meiner perſönlichen Ehre tatſächlich von der Meinung fremder Leute leiten ... Ich ſchlief keine Nacht mehr. Die eine Nacht auf der Wache hatte ich ſowieſo nicht geſchlafen und in den folgenden drei Nächten war ich zu aufgeregt geweſen, um Schlaf zu finden... Es war bitter kränkend, daß meine Kameraden und Sacken ſo ſchlecht von mir dachten. Ich wollte doch, daß alle gut von mir denken ſollten! ...

Abermals ſchlief ich wegen der Geſchichte eine ganze Nacht nicht. Am andern Tag ſtand ich frühzeitig auf und begab mich zu Sacken. Im Empfangsraum befand ſich zuerſt nur ein Auditor; ſpäter verſammelten

ſich noch mehrere Leute, die ſich im Flüſterton unterhielten. Da ich keinen von ihnen kannte, ſchwieg ich; plötzlich fühlte ich, wie mich zu dieſer ganz ungelegenen Zeit der Schlaf überkam. Die Augen fielen mir zu. Lange Zeit wartete ich gemeinſam mit den andern auf Sacken; er kam an dieſem Morgen wie aus Abſicht nicht zum Vorſchein. Fort und fort betete er in ſeinem Schlafzimmer vor einer wundertätigen Ikone. Er war ja furchtbar fromm. Er betete unter allen Umſtänden jeden Tag ſämtliche Morgen- und Abendgebete ſowie drei Lobgeſänge, und das zog ſich zuweilen unendlich lange hin. Wenn ihn das Knieen müde gemacht hatte, kam es zuweilen vor, daß er umſank und der Länge nach auf den Teppich fiel; aber er betete weiter. Gott gnade dem, der ſich herausgenommen hätte, ihn zu ſtören oder ſein Gebet zu unterbrechen. Dazu hätte ſich, glaube ich, ſelbſt beim Sturmangriff niemand unterſtanden; denn wenn man Sacken beim Beten ſtörte, war es nicht anders, als wenn man ein Kind, das nicht ausgeſchlafen hat, aus dem Schlaf reißt. Er wurde verſtimmt und übellauniſch und war mit nichts zu beſchwichtigen. Seine Adjutanten wußten dies ſehr genau; die einen waren ſelbſt eifrige Beter, die andern wollten es wenigſtens ſcheinen. Er machte jedoch keinen Unterſchied zwiſchen ihnen und wandte allen die gleiche Gunſt und Liebe zu.

Sobald Sacken zum Vorſchein kam, wußten ſeine Adjutanten ſofort Beſcheid, ob ihn das Gebet beruhigt hatte oder nicht. War er ſichtlich befriedigt, brachte man ihm ſofort alle Schreiben; denn wenn er mit gu-

tem Erfolge gebetet hatte, war er ſehr gütig und unterſchrieb alles, was man ihm vorlegte.

Ich hatte Glück. Sowie Sacken den Empfangsraum betrat, ſagte einer, der ſich bei ihm auskannte, zu mir: ‚Sie haben's gut getroffen; heute kann man ihn um alles bitten; er hat gut gebetet.‘

Neugierig fragte ich: ‚Woran merken Sie denn das?‘

Der Kenner antwortete: ‚Sehen Sie doch, ſeine Kniee ſchimmern weißlich und über den Brauen hat er helle Flecken ... als wenn ein Leuchten von ihm ausginge ... Das bedeutet, er wird liebenswürdig ſein.‘

Das Leuchten über den Brauen bemerkte ich nicht, aber ſeine Hoſen hatten an den Knieen in der Tat einen weißlichen Schimmer.

Mit allen ſprach er einige Worte und entließ ſie dann. Mich ſparte er bis zuletzt auf und befahl mir ſodann, ihm in ſein Zimmer zu folgen. ‚Nun,‘ dachte ich, ‚jetzt naht die Entſcheidung.‘ Mein Schlaf war wie weggeblaſen.

13

Im Zimmer ſtand auf einer beſonderen Erhöhung eine Ikone mit einem koſtbaren Beſchläge; davor brannten die Kerzen eines dreiarmigen Leuchters.

Sacken ſchritt zuerſt zu der Ikone hin, bekreuzte ſich und verneigte ſich bis zur Erde; dann wandte er ſich zu mir um und ſagte: ‚Ihr Regimentskommandeur tritt für Sie ein. Er lobt Sie ſogar und ſagt, daß Sie ein guter Offizier ſeien; ich bin aber trotzdem nicht imſtande, Sie im Dienſte zu belaſſen.‘

Ich antwortete, daß ich darum auch nicht bitte.

‚Sie bitten nicht darum? Weshalb nicht?‘

‚Ich weiß, daß es zwecklos iſt, und ich bitte nicht um etwas Unmögliches!‘

‚Sie ſind ſtolz!‘

‚Durchaus nicht!‘

‚Warum ſagen Sie: um etwas Unmögliches? Das iſt eine franzöſiſche Geſinnung! Stolz! Bei Gott iſt alles möglich! Hochmut iſt es!‘

‚Ich beſitze keinen Hochmut!‘

‚Unſinn! . . . Ich ſehe es doch. Das iſt dieſe franzöſiſche Seuche . . . dieſe Selbſtherrlichkeit! Sie wollen nach eigenem Ermeſſen handeln! Aber wirklich, ich bin nicht imſtande, Sie zu behalten. Über mir ſtehen noch andere Vorgeſetzte . . . Ihr freigeiſtiges Benehmen kann dem Kaiſer zu Ohren kommen . . . Was iſt Ihnen da nur für ein obſkurer Gedanke in den Sinn gekommen!‘

‚Der Koſak‘, ſagte ich, ‚hat ſich, durch ſchlechtes Beiſpiel verleitet, bis zur Sinnloſigkeit betrunken und mich geſchlagen, ohne ſich ſeiner Tat bewußt zu ſein.‘

‚Und das haben Sie ihm verziehen?‘

‚Ja, ich konnte nicht anders!‘

‚Warum?‘

‚Mein Herz zwang mich dazu.‘

‚Hm! . . . das Herz! . . . Im Dienſt handelt es ſich zuerſt um die Pflicht und dann erſt um das Herz . . . Sie bereuen doch wenigſtens Ihr Verhalten?‘

‚Ich konnte nicht anders handeln!‘

‚Das heißt, Sie bereuen nicht?‘

‚Nein.‘

‚Und haben auch kein Bedauern?‘

‚Den Soldaten bedauere ich, mich ſelbſt nicht.‘

‚Sie würden ihm alſo auch ein zweites Mal vergeben?‘

‚Ich glaube, beim zweiten Male würde es mir noch leichter fallen.‘

‚Sieh mal einer den Jungen an! Ein Soldat ſchlägt ihn auf die eine Backe, und er bietet ihm auch die andere dar.‘

Ich dachte: ‚Unterſtehe dich ja nicht, über die Sache zu ſcherzen!‘ und ſchaute ihn ſchweigend mit einer Miene an, die meine Gedanken deutlich zum Ausdruck brachte.

Er ſchien etwas verlegen zu ſein, fand jedoch ſogleich wieder in ſeine Generalsſtellung zurück und ſagte mit ſchnarrender Stimme: ‚Und wo bleibt Ihr Stolz?‘

‚Ich hatte ſoeben bereits die Ehre, zu melden, daß ich keinen Stolz beſitze.‘

‚Sie ſind ein Edelmann?‘

‚Ich ſtamme aus adeligem Geſchlecht.‘

‚Sie wiſſen alſo nicht, was es heißt . . . noblesse oblige . . . Sie beſitzen keinen Adelsſtolz?‘

‚Nein.‘

‚Ein Edelmann ohne Stolz?‘

Ich ſchwieg und dachte bei mir: ‚Nun ja, nun ja, ganz recht, ein Edelmann ohne Stolz. Was willſt du eigentlich mit mir anſtellen?‘

Er ließ nicht von dieſem Thema und ſagte: ‚Warum ſchweigen Sie denn immerzu? Ich frage Sie, ob Sie etwas von adeligem Stolz wiſſen!‘

Ich antwortete, daß ich darum auch nicht bitte.

‚Sie bitten nicht darum? Weshalb nicht?‘

‚Ich weiß, daß es zwecklos iſt, und ich bitte nicht um etwas Unmögliches!‘

‚Sie ſind ſtolz!‘

‚Durchaus nicht!‘

‚Warum ſagen Sie: um etwas Unmögliches? Das iſt eine franzöſiſche Geſinnung! Stolz! Bei Gott iſt alles möglich! Hochmut iſt es!‘

‚Ich beſitze keinen Hochmut!‘

‚Unſinn! . . . Ich ſehe es doch. Das iſt dieſe franzöſiſche Seuche . . . dieſe Selbſtherrlichkeit! Sie wollen nach eigenem Ermeſſen handeln! Aber wirklich, ich bin nicht imſtande, Sie zu behalten. Über mir ſtehen noch andere Vorgeſetzte . . . Ihr freigeiſtiges Benehmen kann dem Kaiſer zu Ohren kommen . . . Was iſt Ihnen da nur für ein obſkurer Gedanke in den Sinn gekommen!‘

‚Der Koſak‘, ſagte ich, ‚hat ſich, durch ſchlechtes Beiſpiel verleitet, bis zur Sinnloſigkeit betrunken und mich geſchlagen, ohne ſich ſeiner Tat bewußt zu ſein.‘

‚Und das haben Sie ihm verziehen?‘

‚Ja, ich konnte nicht anders!‘

‚Warum?‘

‚Mein Herz zwang mich dazu.‘

‚Hm! . . . das Herz! . . . Im Dienſt handelt es ſich zuerſt um die Pflicht und dann erſt um das Herz . . . Sie bereuen doch wenigſtens Ihr Verhalten?‘

‚Ich konnte nicht anders handeln!‘

‚Das heißt, Sie bereuen nicht?‘

‚Nein.‘

‚Und haben auch kein Bedauern?‘

‚Den Soldaten bedauere ich, mich ſelbſt nicht.‘

‚Sie würden ihm alſo auch ein zweites Mal vergeben?‘

‚Ich glaube, beim zweiten Male würde es mir noch leichter fallen.‘

‚Sieh mal einer den Jungen an! Ein Soldat ſchlägt ihn auf die eine Backe, und er bietet ihm auch die andere dar.‘

Ich dachte: ‚Unterſtehe dich ja nicht, über die Sache zu ſcherzen!‘ und ſchaute ihn ſchweigend mit einer Miene an, die meine Gedanken deutlich zum Ausdruck brachte.

Er ſchien etwas verlegen zu ſein, fand jedoch ſogleich wieder in ſeine Generalsſtellung zurück und ſagte mit ſchnarrender Stimme: ‚Und wo bleibt Ihr Stolz?‘

‚Ich hatte ſoeben bereits die Ehre, zu melden, daß ich keinen Stolz beſitze.‘

‚Sie ſind ein Edelmann?‘

‚Ich ſtamme aus adeligem Geſchlecht.‘

‚Sie wiſſen alſo nicht, was es heißt . . . noblesse oblige . . . Sie beſitzen keinen Adelsſtolz?‘

‚Nein.‘

‚Ein Edelmann ohne Stolz?‘

Ich ſchwieg und dachte bei mir: ‚Nun ja, nun ja, ganz recht, ein Edelmann ohne Stolz. Was willſt du eigentlich mit mir anſtellen?‘

Er ließ nicht von dieſem Thema und ſagte: ‚Warum ſchweigen Sie denn immerzu? Ich frage Sie, ob Sie etwas von adeligem Stolz wiſſen!‘

Ich ſchwieg abermals, allein er wiederholte noch einmal: ‚Ich frage Sie wiederholt, was Sie vom adeligen Stolze wiſſen. Sirach hatte befohlen: Siehe zu, daß du einen guten Namen behalteſt!‘

Darauf gab ich in dem Gefühl, entlaſſen und deshalb ein freier Mann zu ſein, die Antwort, daß ich im Evangelium niemals von einem adeligen Stolze geleſen hätte, ſondern nur ‚vom Hochmut des Satans, der Gott zuwider ſei‘.

Sacken trat plötzlich einige Schritte von mir zurück und rief: ‚Bekreuzen Sie ſich! Hören Sie, ich befehle es Ihnen: Bekreuzen Sie ſich!‘

Ich bekreuzte mich.

‚Noch einmal!‘

Ich bekreuzte mich abermals.

‚Noch einmal . . . zum dritten Mal!‘

Ich bekreuzte mich zum dritten Mal.

Da trat er auf mich zu und ſchlug ſelbſt noch einmal das Kreuz über mich, wobei er flüſterte: ‚Man darf nicht vom Satan ſprechen! Sie ſind doch rechtgläubig?‘

‚Jawohl.‘

‚Sie ſind durch Ihre Paten bei der Taufe vom Satan losgeſprochen worden . . . ebenſo vom Hochmut und allen ſeinen Taten. Ihre Paten haben ihn ungeſpien. Er iſt ein Empörer und der Vater der Lüge. Spucken Sie ihn ſofort an!‘

Ich ſpuckte.

‚Noch einmal!‘

Ich ſpuckte abermals.

‚Recht ſo!... Spucken Sie ihn ein drittes Mal an!‘

Ich tat es. Sacken ſpuckte gleichfalls und zerrieb dann den Speichel mit den Füßen. Wir hatten den Satan von oben bis unten vollgeſpuckt.

‚Alſo nun ſagen Sie mir doch mal ... was werden Sie tun, wenn Sie entlaſſen ſind?‘

‚Das weiß ich noch nicht.‘

‚Haben Sie Vermögen?‘

‚Nein.‘

‚Nicht! Haben Sie Verwandte mit guten Beziehungen?‘

‚Auch nicht.‘

‚Scheußlich! Auf was hoffen Sie eigentlich?‘

‚Nicht auf die Fürſten und nicht auf die Söhne des Menſchengeſchlechts; Gott, der keinen Sperling fallen läßt, wird auch mich nicht fallen laſſen.‘

‚Oho, Sie ſcheinen recht gut beleſen zu ſein!... Wollen Sie Mönch werden?‘

‚Durchaus nicht, ich habe nicht die mindeſte Luſt dazu.‘

‚Warum? Ich kann an Innokentij ſchreiben.‘

‚Ich fühle mich nicht zum Mönch berufen.‘

‚Was wollen Sie dann?‘

‚Ich will nur, daß Sie nicht denken, ich hätte den Schlag deshalb verziehen, um nicht den Dienſt quittieren zu müſſen; dies iſt nicht der Fall, ich habe es getan, weil ich einfach‘ ...

‚Weil Sie Ihre Seele retten wollten! Ich verſtehe Sie, verſtehe Sie ſehr gut! Darum ſage ich ja auch: Werden Sie Mönch!‘

‚Nein, ich will kein Mönch werden und habe auch

nicht an das Heil meiner Seele gedacht, ſondern mir tat der Soldat nur leid, und ich wollte nicht, daß man ihn mit Ruten zu Tode peitſchte.‘

‚Manchem Menſchen tut eine Beſtrafung recht gut. Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er! Sie haben das Evangelium doch nicht ordentlich geleſen . . . Nun, ganz gleich, Sie tun mir leid! Sie haben gelitten! Wollen Sie in die Aushebungskommiſſion?‘

‚Nein, ich danke untertänigſt.‘

‚Warum?‘

‚Wirklich, ich weiß nicht, wie ich Ihnen da wahrheitsgetreu berichten ſoll . . . Ich fühle mich für dieſen Poſten nicht geeignet.‘

‚Nun, wollen Sie zum Proviantamt?‘

‚Auch dazu tauge ich nicht.‘

‚Vielleicht kann ich Sie zum Zeughaus verſetzen? Dort gibt es doch hin und wieder auch einmal einen ehrlichen Mann.‘

Er fiel mir mit dieſen Fragen ſo läſtig, daß ich mich kaum noch in der Gewalt hatte und ſo ſchläfrig wurde, daß ich faſt nicht mehr auf den Füßen ſtehen konnte.

Aber Sacken ſtand vor mir, wiegte den Kopf gleichmäßig hin und her und bog mit der einen Hand die Finger der andern taktmäßig zurück, wobei er aufzählte: ‚Iſt in der Heiligen Schrift beleſen, hat keinen adeligen Stolz, läßt ſich ins Geſicht ſchlagen, will nicht zur Aushebungskommiſſion und nicht zum Proviantamt und mag auch kein Mönch werden! Ich glaube, ich weiß jetzt, weshalb Sie kein Mönch werden wollen. Sie ſind verliebt, nicht wahr?‘

Ich hatte keinen andern Wunſch, als ſchlafen zu dürfen.

‚Durchaus nicht,‘ ſagte ich, ‚ich bin in niemand verliebt.‘

‚Haben Sie nicht die Abſicht, zu heiraten?‘

‚Nein.‘

‚Warum?‘

‚Ich habe einen ſchwachen Charakter.‘

‚Das ſieht man! Das ſieht man Ihnen gleich an! Aber warum ſind Sie ſo ſchüchtern ... haben Sie Angſt vor den Frauen, ja?‘ ...

‚Vor gewiſſen Frauen ſchon!‘

‚Daran tun Sie gut! Die Frauen ſind eitle Geſchöpfe, und es gibt viele böſe unter ihnen, aber es ſind doch nicht alle Frauen böſe und betrügeriſch.‘

‚Ich habe Angſt, ſelbſt zum Betrüger zu werden.‘

‚Wie meinen Sie das? ... Wieſo denn? ... Warum?‘

‚Ich habe nicht die Hoffnung, eine Frau glücklich zu machen.‘

‚Warum? befürchten Sie, daß dieſe beiden Charaktere nicht zueinander paſſen werden?‘

‚Jawohl,‘ ſagte ich, ‚es könnte ſein, daß eine Frau nicht billigt, was ich für gut halte, und umgekehrt.‘

‚Beweiſen Sie der Frau, daß Sie recht haben.‘

‚Beweiſen läßt ſich alles, aber daraus entſteht nur Streit, und das macht eine Sache nicht beſſer, ſondern ſchlimmer.‘

‚Sie lieben alſo auch den Streit nicht?‘

‚Ich kann ihn nicht leiden.‘

‚Dann gehen Sie doch ins Kloſter, mein Lieber!

Was wollen Sie? Sie paſſen mit Ihrer Geſinnnng doch vortrefflich zum Mönch!'

‚Ich glaube nicht.'

‚Warum? Warum glauben Sie das nicht? Warum?'

‚Ich fühle mich nicht dazu berufen.'

‚Ach, da täuſchen Sie ſich wohl! Beleidigungen vergeben, ehelos leben . . . das iſt doch der Beruf eines Mönches. Was ſoll es denn ſonſt noch für Schwierigkeiten geben? Daß Sie kein Fleiſch eſſen dürfen? Haben Sie davor Angſt? Ach, gehen Sie, das wird doch nicht ſo ſtreng genommen' . . .

‚Ich eſſe niemals Fleiſch.'

‚Dafür aber vortreffliche Fiſche, was?'

‚Auch Fiſche eſſe ich nie.'

‚Wie, auch Fiſche eſſen Sie nicht? Warum nicht?'

‚Es iſt mir zuwider.'

‚Wie kann einem denn das Fiſcheſſen zuwider ſein?'

‚Ich muß dies von meiner Mutter geerbt haben. Sie ißt weder Fiſche noch ſonſtwelches Fleiſch von geſchlachteten Tieren.'

‚Wie ſeltſam! Sie eſſen alſo nur Pilze und Gemüſe?'

‚Jawohl, auch Milch und Eier. Es gibt noch eine ganze Menge anderer Dinge, die ich eſſe.'

‚Nun, dann kennen Sie ſich ſelbſt nicht. Sie ſind der geborene Mönch. Man wird Sie ſogar in den ſtrengſten Orden aufnehmen. Das freut mich aber, das freut mich! Ich werde gleich einen Brief an Innokentij ſchreiben.'

‚Ich werde nicht ins Kloſter gehen, Euer Erlaucht!'

‚Doch, gehen Sie! Leute, die auch keine Fiſche eſſen,

gibt es nur ganz wenige. Sie müſſen im ſtrengſten Orden aufgenommen werden. Ich will gleich ſchreiben.'

‚Bemühen Sie ſich nicht, ich werde nicht ins Kloſter gehen. Ich werde nur das Brot eſſen, das ich mir im Schweiße meines Angeſichts erarbeitet habe.'

14

Sacken runzelte die Stirn.

‚Sie leſen zuviel in der Bibel', ſagte er. ‚Tun Sie das nicht. Die Engländer leſen die Bibel, ſie ſind ungläubig und deuten ſie falſch. Die Bibel iſt gefährlich, ſie iſt ein weltliches Buch. Ein Menſch mit asketiſchen Anlagen muß dieſe Lektüre meiden.'

‚Ach Herr Jeſus!' dachte ich bei mir. ‚Der kann einen aber wirklich quälen!'

Und zu ihm ſagte ich: ‚Ich habe Euer Erlaucht bereits dargelegt, daß ich keinerlei asketiſche Anlagen in mir fühle.'

‚Unſinn, gehen Sie auch ohne Anlagen getroſt ins Kloſter. Die Anlagen kommen ſpäter. Weit wertvoller iſt es, daß Ihnen das Asketentum angeboren iſt. Sie eſſen nicht nur kein Fleiſch, ſondern nicht einmal Fiſche. Was wollen Sie denn noch!'

Ich ſchwieg beharrlich und dachte nur daran, wann er mich entlaſſen würde, damit ich endlich zum Schlafen käme.

Er legte jedoch ſeine Hände auf meine Schultern, ſah mir lange in die Augen und ſagte: ‚Lieber Freund! Sie ſind ſchon berufen, aber Sie haben es ſelbſt noch nicht begriffen!'

‚So iſt es,‘ antwortete ich, ‚ich habe es noch nicht begriffen.‘

‚Nun, dann wollen wir beide aus Herzensgrund vor dieſem Heiligenbilde beten‘, ſagte er. ‚Dieſe Ikone hat mich auf allen meinen Wegen, in Frankreich wie in Perſien und an der Donau begleitet ... Viele Male bin ich zweifelnd vor ihr niedergefallen, und wenn ich aufſtand, hatte ich Klarheit erhalten. Knieen Sie auf den Teppich nieder und verneigen Sie ſich bis zur Erde ... Ich fange an.‘

Ich kniete nieder und verneigte mich. Er begann mit flehender Stimme zu beten: ‚Enthülle mir Deinen ewigen Rat‘ ...

Mehr hörte ich nicht. Sobald ich mit der Stirn den Teppich berührte, fühlte ich nur noch, daß ich mich wie ein Bolzen nach vorn neigte und immer tiefer hinabſank, dem Mittelpunkt der Erde zu.

Ich war mir bewußt, daß dies nicht richtig ſei. Ich hätte eigentlich wie eine leichte Feder in die Höhe ſchweben müſſen; ſtatt deſſen ſauſte ich wie ein Bolzen hinab in jene Tiefe, wo ‚die Urform wächſt und jene Kräfte brodeln, die die Welt geſtalten‘. Was weiter folgte, iſt mir nicht mehr bewußt.

Als ich nach längerer Zeit vom Mittelpunkt der Erde wieder an die Oberfläche zurückkehrte, wußte ich nicht, wo ich mich befand. Vor mir brannte ein dreiarmiger Leuchter, die Fenſter waren dunkel, neben mir auf dem Teppich ſchlief ein zu einem Knäuel zuſammengerollter General.

‚Wo bin ich denn?‘ fragte ich mich. Während ich geſchlafen hatte, war mir das Bewußtſein entſchwunden.

Langſam richtete ich mich auf, ſetzte mich hin und dachte: ‚Wo bin ich? Iſt dies ein wirklicher General oder nur ein Phantom?‘ Ich berührte ihn . . . nein . . . er war warm und lebendig. Während ich ihn noch betrachtete, erwachte auch er und begann ſich zu rühren. . . . Er ſetzte ſich ebenfalls aufrecht auf den Teppich, ſchaute mich an und ſagte nach einer längeren Pauſe: ‚Was ſehe ich? . . . Figura?!‘

‚So iſt's!‘ ſagte ich.

Er bekreuzte ſich und befahl mir, mich ebenfalls zu bekreuzen. Ich tat es.

‚Wir waren alſo zuſammen?‘

‚Jawohl.‘

‚O Gott!‘

Ich ſchwieg.

‚Welche Seligkeit!‘

Ich verſtand nicht, worum es ſich handelte, aber zum Glück redete er gleich weiter: ‚Wir haben die Heiligkeit erſchaut!‘

‚Wo?‘

‚Im Paradieſe.‘

‚Im Paradieſe? Nein,‘ ſagte ich, ‚ich war nicht im Paradieſe und habe auch nichts geſehen.‘

‚Wie können Sie nichts geſehen haben. Wir ſind doch miteinander geflogen . . . dorthinauf . . . in die Höhe!‘

Ich erwiderte, daß ich zwar auch geflogen ſei, aber nicht in die Höhe, ſondern in die Tiefe.

‚Wieſo in die Tiefe?‘

‚Nun einfach hinunter.‘

‚Hinunter?‘

‚Jawohl.‘

‚Unten iſt die Hölle.‘

‚Die habe ich nicht geſehen.‘

‚Sie haben die Hölle nicht geſehen?‘

‚Nein.‘

‚Welcher Narr hat dich eigentlich hier hereingelaſſen?

‚Graf Oſten-Sacken.‘

‚Aber das bin ich doch ſelbſt.‘

‚Jetzt ſehe ich es auch, Erlaucht,‘ ſagte ich.

‚Und bis jetzt haben Sie es nicht geſehen?‘

‚Ich bitte um Verzeihung,‘ ſagte ich, ‚ich glaube, ich habe geſchlafen.‘

‚Du haſt geſchlafen?‘

‚Zu Befehl!‘

‚Nun, dann mach jetzt, daß du hinauskommſt!‘

‚Zu Befehl!‘ ſagte ich. ‚Es iſt hier nur ſehr finſter, ich weiß nicht, wo der Ausgang iſt.‘

Sacken erhob ſich, öffnete mir ſelbſt die Tür und ſagte in deutſcher Sprache: ‚Scher dich zum Teufel!‘

Wenn unſer Abſchied ſolchermaßen auch ein wenig kühl war, ſo hörten doch Sackens Gnadenbeweiſe gegen mich nicht auf.

15

Ich war vollkommen ruhig, weil ich erkannt hatte, daß ich das Wertvollſte beſaß: meine Freiheit, die Möglichkeit, nur nach einem und nicht nach mehreren Geboten zu leben, nicht zu ſtreiten, nicht zu heucheln, und daß ich keinem Menſchen etwas beweiſen mußte,

was ihm von oben eingegeben war. Ich war ruhig, denn ich wußte, wo und wann ich dieſe Freiheit finden konnte. Ich wollte unter keinen Umſtänden ein Amt annehmen, weder eines, wo man adeligen Stolz brauchte, noch eines, dem man auch ohne jeden Stolz vorſtehen konnte. In keinem Amt iſt der Menſch ſein eigener Herr; er muß im voraus Verſprechungen abgeben und dann ſo handeln, wie er es gelobt hat. Ich ſah jedoch, daß ich ein verdorbener Menſch war, daß ich nichts mehr verſprechen durfte und konnte, und es auch nicht wieder wagen würde, denn der Menſch iſt für den Sabbat da und nicht der Sabbat für den Menſchen.... Wenn mein Herz von Mitleid gepackt wird, kann ich mich nicht beherrſchen, wenn ich einen Menſchen leiden ſehe, halte ich es nicht aus, ... das heißt, ich achte den Sabbat nicht. Als Beamter muß man eine Feſtigkeit beſitzen, an der nicht zu rütteln iſt, und man muß ſich ſelbſt überreden können; ich aber beſitze dieſe Fähigkeit nicht. Ich brauchte etwas ganz Einfaches, Schlichtes ... Ich überlegte hin und her, worin dieſer ſchlichte Beruf beſtünde, bei dem man ſich nicht ſelbſt etwas vorzureden braucht, und ich fand ſchließlich, daß es das Beſte ſei, ein Bauer zu werden.

Meiner harrte indeſſen noch eine dienſtliche Belohnung.

Kurz vor meiner Abreiſe erklärte mir der Oberſt: ‚Ihre Begegnung mit Dmitrij Jerofejewitſch iſt nicht ohne Nutzen für Sie geweſen. Er hatte an jenem Morgen ſehr befriedigend gebetet und hat ſcheint's auch mit Ihnen gebetet, nicht wahr?'

‚Ja, ſo iſt's,‘ antwortete ich, ‚wir haben miteinander gebetet.‘

‚Sind gemeinſam in den paradieſiſchen Gefilden gewandelt, was?‘

‚Nun, eigentlich . . . ja, wie ſoll ich Ihnen das erklären?‘ . . .

‚Sie ſind ein großer Schlaumeier! Sie haben etwas erreicht. Sie haben ihm gefallen. Er läßt Ihnen ſagen, daß er Ihnen auf beſonderem Wege eine Penſion erwirken will.‘

‚Ich habe keine Penſion verdient‘, ſagte ich.

‚Es iſt zu ſpät, jetzt noch lange Erörterungen darüber anzuſtellen. Er hat die Eingabe bereits abgeſchickt, man wird ihm ſeine Bitte gewiß nicht abſchlagen.‘

Mir wurde eine Penſion von ſechsunddreißig Rubeln im Jahr zugeſprochen, die ich auch heute noch erhalte. Meine Leute nahmen rührenden Abſchied von mir.

‚Macht nichts, Euer Hochwohlgeboren,‘ ſagten ſie, ‚wir ſind mit Ihnen zufrieden und beklagen uns nicht über unſere Strafe. Uns iſt es ganz gleich, wo wir dienen. Ihnen, Euer Hochwohlgeboren, wünſchten wir, daß man Sie zu unſerem Popen machte, damit Sie uns auf dem Schlachtfeld ſegnen könnten.‘

Obwohl ihre Wünſche jedenfalls gut gemeint waren, erfüllten ſie ſich nicht, ſondern ich erſtand mir dieſes Gütchen, . . . es iſt nicht groß, aber guter Boden, . . . vielleicht wird es Katrja einmal mit ihrem Manne bewirtſchaften. . . Die arme Katrja! Ich habe ſie und ihre Mutter in einer Pappelallee des Podoler

Parks gefunden ... Die Mutter wollte ihr Kindchen fremden Leuten geben, und ſie ſelbſt wollte ſich irgendwo als Amme verdingen. Da wurde ich böſe und ſagte zu ihr: ‚Biſt du von Natur aus ſchlecht oder biſt du verrückt! Was fällt dir denn ein: dein eigenes Kind willſt du weggeben und die Kinder der feinen Herrſchaften mit deiner Milch nähren? Wenn eine Dame ein Kind zur Welt gebracht hat, ſoll ſie es auch nähren, ſo hat es Gott geboten. Und du kommſt jetzt einfach mit zu mir, und dort kannſt du dein Kind ernähren.‘

Sie ſtand auf, wickelte Katrja in ein zerlumptes Tuch, ging mit mir und ſagte: ‚Ich gehe, wohin mein Schickſal mich führt!‘

So leben wir nun: wir ackern und ſäen, wir ſehnen uns nicht nach dem, was uns fehlt, denn wir ſind einfache Leute; die Mutter iſt eine Waiſe, die Tochter iſt ein hilfloſes kleines Kind, und ich bin ein geohrfeigter Offizier, noch dazu ohne jeden adeligen Stolz. Pfui, wirklich eine erbärmliche Figur!“

Soviel ich erfahren habe, iſt Figura Ende der fünfziger oder ganz am Anfang der ſechziger Jahre geſtorben. Kein Schriftſteller hat ſeiner je Erwähnung getan.

Der hilfreiche Wachtposten

Der Vorfall, für deſſen Schilderung ich im folgenden die Aufmerkſamkeit der Leſer erbitte, iſt rührend und war für die Hauptperſon dieſes Stückes von ſchrecklicher Bedeutung; der Ausgang iſt zudem ſo eigenartig, wie es wohl nur in Rußland möglich iſt.

Die Erzählung iſt eine höfiſche Anekdote von hiſtoriſcher Bedeutung und kennzeichnet die Sitten und die Tendenz der höchſt intereſſanten Epoche der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, von der es nur ganz dürftige Darſtellungen gibt, ziemlich genau. Nicht das mindeſte darin iſt erfunden.

2

Im Winter 1839 herrſchte in Petersburg zur Zeit des Dreikönigsfeſtes ſtarkes Tauwetter. Die Luft war ſo lind, als ob es Frühling werden wollte. Der Schnee ſchmolz, tagsüber tropfte es ununterbrochen von den Dächern herab, das Eis auf den Flüſſen bekam eine bläuliche Färbung, brach und begann zu treiben. Vor dem Winterpalais war das Eis der Newa mit tiefem Aufwaſſer bedeckt. Es wehte ein warmer, aber ſehr kräftiger Weſtwind, der vom Meere her die Flut in das Newabett hineinpreßte; die Geſchütze gaben Warnungsſchüſſe ab.

Auf Schloßwache befand ſich eine Kompanie des Iſmailowſchen Regiments; ſie ſtand unter dem Befehl von Nikolaj Iwanowitſch Miller (in der Folgezeit General und Direktor des Lyzeums), einem jungen

Offizier, der ſich wegen ſeiner auffallenden Bildung eine ſehr gute Stellung in der Geſellſchaft geſchaffen hatte. Er war ein Menſch mit ſogenannten ‚humanen‘ Tendenzen, was ſeinen Vorgeſetzten längſt aufgefallen war und ihm dienſtlich ein wenig ſchadete. Miller war aber ein durchaus korrekter und zuverläſſiger Offizier.

Die Schloßwache war zu damaliger Zeit mit keiner Gefahr verbunden. Es herrſchte Ruhe im Lande, nirgends gärte es. Der Wachdienſt im Schloſſe erforderte daher nichts als geduldiges Poſtenſtehen und genaues Innehalten der Vorſchriften. Dennoch ereignete ſich eben zu der Zeit, als Hauptmann Miller das Kommando der Schloßwache verſah, ein ganz außerordentlicher und aufregender Vorfall, an den ſich die wenigen Überlebenden wohl heute noch erinnern.

3

Anfangs ging auf der Wache alles gut. Die Mannſchaften wurden eingeteilt, die Poſten zogen auf, und alles war vollkommen in Ordnung. Der Kaiſer Nikolaj Pawlowitſch, der ſich in dieſer Zeit einer guten Geſundheit erfreute, fuhr gegen Abend ſpazieren, kehrte nach Hauſe zurück und legte ſich zu Bett. Im Schloſſe lag alles in tiefem Schlummer. Die Stille der Nacht wurde von keinem Geräuſch unterbrochen. In der Wachtſtube war es ſtill und ruhig. Der Hauptmann heftete mit einigen Stecknadeln ſein weißes Taſchentuch an die hohe und wie immer fettgetränkte ſaffianlederne Rücklehne des Offiziersſeſſels und ſetzte ſich hin, um ſich die Zeit mit einem Buch zu verkürzen.

N. J. Miller, der von jeher ein leidenſchaftlicher Leſer geweſen war, verſpürte keine Langeweile. Er las und merkte nicht, wie die Nacht verging. Kurz vor zwei Uhr wurde er jedoch aus ſeiner Verſunkenheit furchtbar aufgeſtört. Der wachthabende Unteroffizier ſtürzte zu ihm ins Zimmer; er war ſchreckensbleich und ſtotterte mit verſagender Stimme: „Ein Unglück, Euer Hochwohlgeboren, ein Unglück!“

„Was iſt geſchehen?“

„Ein furchtbares Unglück hat ſich ereignet!“

N. J. Miller ſprang entſetzt vom Seſſel auf und vermochte nur mit Mühe herauszubekommen, worin eigentlich ‚das furchtbare Unglück‘ beſtand.

4

Es handelte ſich um folgendes: ein Soldat des Iſmailowſchen Regiments, namens Poſtnikow, der außerhalb des Schloſſes an dem heutigen Jordansportal Poſten ſtand, hörte einen Mann verzweifelt um Hilfe ſchreien, der gegenüber dem Schilderhaus in das Aufwaſſer der Newa geraten war.

Der Soldat Poſtnikow, der aus einer leibeigenen Familie ſtammte, war ſehr feinfühlig und empfindſam. Nachdem er eine ganze Weile das Schreien und Stöhnen des Ertrinkenden hatte anhören müſſen, überlief es ihn kalt vor Grauen und Entſetzen. Mit ſchreckensvollen Augen ſuchte er, ſoweit er ſehen konnte, rechts und links das Ufer ab, erblickte jedoch zu ſeinem Entſetzen weder hier noch auf der Newa einen Menſchen.

Wenn dem Ertrinkenden niemand zu Hilfe käme, würde er ſicher verſinken ...

Doch der Untergehende kämpfte noch immer hartnäckig mit der Flut. Man meinte, die Kräfte müßten ihn verlaſſen und er würde verſinken, aber es geſchah nicht. Manchmal brachen ſeine gellenden Schreie und ſein erſchöpftes Stöhnen jäh ab und verſtummten, hoben aber immer wieder von neuem an und ertönten dabei in immer kürzerer Entfernung vom Schloßufer. Der Mann gab ſich offenbar noch nicht verloren, ja er hielt ſogar eine beſtimmte Richtung ein, gerade auf die Laterne zu; aber auch das würde ihm natürlich nichts helfen, denn eben auf dieſer Strecke würde er ohne Rettung in das Waſſerloch vor dem Jordansportal geraten. Dort würde er unters Eis kommen und den Tod finden ... Jetzt war abermals Stille eingetreten; allein nach einer Weile erhob ſich wieder ſein klägliches Geſtöhn: ‚Hilfe! Hilfe!‘ Diesmal war er bereits ſo nahe, daß man ſogar das Waſſer plätſchern hörte, wenn er um ſich ſchlug ...

Dem Soldaten Poſtnikow fiel plötzlich ein, daß es außerordentlich leicht wäre, den Mann zu retten. Er brauchte nur zum Eis hinunterzulaufen, dann würde er den Ertrinkenden auf jeden Fall noch zu faſſen bekommen. Er könnte ihm einen Strick zuwerfen, oder eine Stange hinſtrecken oder das Gewehr entgegenhalten, und der Menſch wäre gerettet. Er war ja ſo nah, daß man ihn mit der Hand packen und herausziehen konnte. Aber Poſtnikow war ſich auch ſeines Dienſteides bewußt, daß er als Poſten unter

keinen Umſtänden wagen durfte, ſein Schilderhaus zu verlaſſen.

Poſtnikows Herz war in vollem Aufruhr, es krampfte ſich zuſammen, es pochte und wollte faſt ſtille ſtehen. Am liebſten hätte er es herausgeriſſen und ſich vor die Füße geſchleudert, ſo ſehr erregten ihn dieſe ſtöhnenden Hilferufe. Es iſt doch entſetzlich, zu hören wie ein Menſch ertrinkt, und dem Verſinkenden nicht zu Hilfe zu kommen, wenn eigentlich die volle Möglichkeit dafür beſteht; denn das Schilderhaus würde ſich nicht vom Platz bewegen und auch ſonſt würde kein Schaden entſtehen. ‚Ob ich hinunterlaufe? . . . es ſieht's ja niemand . . . O Gott, mach doch ein Ende mit ihm! Da, jetzt ſtöhnt er wieder!‘ . . .

Während der halben Stunde, die das dauerte, zermarterte der Soldat Poſtnikow ſein Herz, daß er bereits zu zweifeln begann, ob er noch bei klaren Sinnen ſei. Er war aber ein geſcheiter und ordentlicher Soldat; er beſaß einen hellen Verſtand und wußte genau, welch ſchwere Verfehlung das Verlaſſen des Poſtens war. Er würde ſofort vor das Kriegsgericht geſtellt werden, und dann würden Spießrutenlaufen und Zwangsarbeit, vielleicht ſogar ‚Füſilierung‘ folgen. Allein vom hochgehenden Strom her kam das Stöhnen näher und näher und man hörte, wie der Ertrinkende verzweifelt kämpfte und um ſich ſchlug.

‚Zu Hilfe! Zu Hilfe, ich ertrinke!‘

Nun kam er gleich an die Wuhne vor dem Jordansportal . . . und dann war's vorüber.

Poſtnikow blickte ſich noch ein-, zweimal nach allen

Seiten um. Keine Menſchenſeele; nur die Laternen flackern im Winde und funkeln, und jeder neue Windſtoß trägt einen abgeriſſenen Schrei herüber ... vielleicht den letzten Schrei ...

Jetzt ſpritzt das Waſſer noch einmal hoch auf, ein ſchriller Schrei gellt herüber, und nun beginnt es im Waſſer zu gurgeln.

Der Poſten ertrug es nicht mehr, er verließ ſein Schilderhaus.

5

Poſtnikow ſtürzte zum Landungsſteg hinunter, eilte mit pochendem Herzen aufs Eis und ſchritt dann in das tiefe Aufwaſſer hinein. Er hatte bald entdeckt, wo der Ertrinkende um ſich ſchlug und ſtreckte ihm den Schaft ſeines Gewehrs entgegen.

Der Ertrinkende packte den Kolben; Poſtnikow hielt das Gewehr am Bajonett feſt und zog den Mann ans Ufer.

Der Gerettete wie der Retter waren bis auf die Haut durchnäßt. Da der Gerettete ganz erſchöpft war, und zitternd zu Boden fiel, konnte ſich ſein Retter, der Soldat Poſtnikow, nicht entſchließen, ihn auf dem Eis liegen zu laſſen; er trug ihn zum Ufer hinauf und wollte ſich umſehen, ob niemand da wäre, dem er ihn übergeben könne. Da tauchte am Ufer ein Schlitten auf, in dem ein Offizier des Invalidenkommandos ſaß, das damals im Schloſſe ſtationiert war, in der Folgezeit jedoch aufgehoben wurde.

Es iſt anzunehmen, daß dieſer für Poſtnikow ſo zur

Unzeit auftauchende Herr ein ſehr leichtſinniger Menſch und dazu etwas ‚ſchwer von Begriff‘ und ein ausgemachter Schurke war, denn er ſprang aus dem Schlitten und begann zu fragen: „Was iſt das für ein Mann . . . was für Leute?“

„Er geriet ins Waſſer und ging unter“, begann Poſtnikow.

„Wieſo? Wer? Du gingſt unter? Warum an dieſer Stelle?“

Allein der Gerettete keuchte und ſchnappte nach Luft, Poſtnikow aber war ſchon nicht mehr da; er hatte ſein Gewehr geſchultert und ſich wieder ins Schilderhaus geſtellt.

Ob nun der Offizier erriet, um was es ſich handelte, oder nicht, jedenfalls hörte er auf zu fragen, zog den Geretteten in den Schlitten hinein und fuhr mit ihm in die Morskaja, wo ſich die Polizeiwache ‚an der Admiralität‘ befand.

Hier erklärte der Offizier dem Polizeimeiſter, daß der naſſe Mann, den er da mitgebracht, in das Aufwaſſer gegenüber dem Schloß geraten ſei und ertrunken wäre, wenn er, der Herr Offizier, ihn nicht unter Lebensgefahr gerettet hätte.

Der Gerettete, der auch jetzt noch in ſeinen naſſen Kleidern ſtak, war halb erſtarrt und faſt ohnmächtig. Der überſtandene Schreck und die furchtbare Anſtrengung hatten ihm jede Erinnerung genommen, ſo daß er unfähig war zu entſcheiden, wer ihn eigentlich gerettet hatte.

Ein verſchlafener Polizeifeldſcher kümmerte ſich um

ihn, indes in der Kanzlei die Erklärung des Offiziers vom Invalidenkommando zu Protokoll genommen wurde. Da alle Polizeimenſchen ſtets voller Argwohn ſind, wunderte man ſich, daß der Offizier ganz trocken aus dem Waſſer herausgekommen war, und äußerte Zweifel. Der Offizier, der die für ſolche Fälle ausgeſetzte Rettungsmedaille zu erhalten wünſchte, erklärte dies durch ein glückliches Zuſammentreffen verſchiedener Umſtände; allein ſeine Ausſage war ziemlich verworren und unglaubhaft. Man weckte den Stationskommandanten und ſchickte einen Poliziſten fort, der nähere Erkundigungen einziehen ſollte.

Inzwiſchen war der Vorfall in der Schloßwache bereits bekannt geworden und hatte ſofort ſeine Folgen gezeitigt.

6

In der Schloßwache waren alle Vorgänge, die ſich nach der Abfahrt des Geretteten mit dem Offiziere abgeſpielt hatten, unbekannt geblieben. Dort wußten der Iſmailowſche Offizier und die Mannſchaften nur, daß ihr Soldat Poſtnikow ſeinen Poſten verlaſſen hatte, um einen Menſchen zu retten, daß der Gemeine Poſtnikow bei dieſer ſchweren Verfehlung gegen die militäriſchen Dienſtvorſchriften unbedingt vor ein Kriegsgericht geſtellt werden und die Ruten bekommen würde und daß für alle ſeine Vorgeſetzten vom Kompanieführer an furchtbare Unannehmlichkeiten entſtehen mußten, denen man nicht entgehen und mit keiner Rechtfertigung begegnen konnte.

Der naſſe und am ganzen Körper zitternde Soldat Poſtnikow war natürlich ſofort abgelöſt und in die Wachſtube gebracht worden, wo er N. J. Miller den ganzen uns bereits bekannten Vorgang freimütig und mit allen Einzelheiten bis zu dem Zeitpunkt ſchilderte, wo der Offizier vom Invalidenkommando den Geretteten in ſeinen Schlitten geſetzt und ſeinem Kutſcher befohlen hatte, zur Admiralitätswache zu fahren.

Die Situation wurde dadurch nur gefährlicher, und eine Kataſtrophe ſchien unvermeidlich. Der Offizier vom Invalidenkommando würde natürlich dem Polizeimeiſter alles erzählen; dieſer würde ſogleich dem Oberpolizeimeiſter General Kokoſchkin Bericht erſtatten, der aber würde es morgen früh dem Kaiſer melden, und dann würde ein furchtbares ‚Donnerwetter‘ folgen.

Es war keine Zeit, lange hin und her zu überlegen, man mußte die Vorgeſetzten von dem Fall benachrichtigen.

Nikolaj Iwanowitſch Miller ſandte ſofort einen Alarmbrief an ſeinen Bataillonskommandeur, den Oberſtleutnant Swinjin, und bat ihn, ſobald wie möglich zur Schloßwache zu kommen und mit allen ihm zur Verfügung ſtehenden Mitteln die ſcheußliche Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Da es bereits gegen drei Uhr war und Kokoſchkin ziemlich früh beim Kaiſer zu erſcheinen pflegte, blieb für alle Überlegungen und Unternehmungen ſehr wenig Zeit.

Der Oberſtleutnant Swinjin beſaß nicht das Mitgefühl und die Mildherzigkeit, die Nikolaj Iwanowitſch Miller ſein Leben lang auszeichneten. Swinjin war kein herzloſer Menſch, aber über alles ging ihm der Dienſt (ein Typ, den es heutzutage leider nicht mehr gibt). Swinjin war wegen ſeiner Dienſtauffaſſung bekannt und liebte es ſogar, ſeine hohe Meinung von der Diſziplin ein wenig zur Schau zu ſtellen. Er hatte keine Freude am Böſen und ſuchte niemals einem andern unnütz Leiden zu verurſachen; allein, wenn ein Untergebener ſich auch nur die geringſte Verfehlung im Dienſt zuſchulden kommen ließ, war Swinjin unerbittlich. Er hielt es für überflüſſig, ſich ein Urteil über die Abſichten zu bilden, die in dem gegebenen Falle den Schuldigen geleitet hatten, und folgte dem Grundſatz, daß es für dienſtliche Verfehlungen keine Entſchuldigung gebe. Daher wußten in der Wachkompanie alle, was der Gemeine Poſtnikow wegen des Verlaſſens ſeines Poſtens werde erleiden müſſen, und daß ſich Swinjin ſelbſt dann keine trüben Gedanken machen würde, wenn Poſtnikow dabei umkäme.

Dieſe Eigenſchaften des Oberſtleutnants waren allen ſeinen Vorgeſetzten und ſeinen Kameraden bekannt, unter denen übrigens ein großer Teil nicht mit Swinjin ſympathiſierte, denn damals waren der ‚Humanismus‘ und andere ähnliche Verirrungen noch nicht ganz ausgerottet. Swinjin war es gleichgültig, ob ihn jene

‚Humaniſten‘ verurteilten oder lobten. Swinjin zu bitten und zu beſchwören oder gar mitleidig ſtimmen zu wollen, war alſo ein vollkommen ausſichtsloſer Verſuch. Dank des dicken Fells, das er wie alle ehrgeizigen Leute der damaligen Zeit hatte, war er gegen derartige Dinge gefeit. Doch auch dieſer Achilles hatte ſeine verwundbare Stelle!

Swinjin hatte eine tadelloſe Laufbahn hinter ſich und war natürlich peinlichſt bemüht, ſie wie eine Paradeuniform zu hüten und zu wahren, damit auch nicht ein Stäubchen auf ihr hafte. Nun aber mußte die vertrackte Eigenmächtigkeit eines Mannes des ihm anvertrauten Bataillons ſicherlich einen häßlichen Schatten auf die Diſziplin ſeines Truppenteils werfen. Ob der Bataillonskommandeur ſchuld habe oder nicht, wenn einer ſeiner Untergebenen, von edelſtem Mitgefühl getrieben, eine pflichtwidrige Handlung beging, würden diejenigen nicht in Erwägung ziehen, von denen die Karriere Swinjins abhing, die ſo gut begonnen hatte und bisher ſo peinlich korrekt verlaufen war. Viele würden ihm ſogar mit Vergnügen einen Knüppel zwiſchen die Beine werfen, um einem Verwandten den Weg freizumachen oder einen jüngeren, von einflußreichen Leuten protegierten Offizier einzuſchieben, wenn der Kaiſer — was anzunehmen war — in Zorn geraten und dem Regimentskommandeur ſagen würde, daß er ‚ſchlappe Offiziere‘ habe, und daß ſeine Mannſchaften ‚verwahrloſt‘ ſeien. Und wer war dann ſchuld daran? Swinjin! Das Wort: ‚Swinjin iſt ſchlapp‘ würde natürlich die Runde machen, und der Vorwurf

der Schlappheit würde ein untilgbarer Flecken an Swinjins gutem Rufe ſein. Dann würde er unter ſeinen Zeitgenoſſen durch nichts mehr auffallen, und ſein Porträt würde in der Galerie der berühmten Perſönlichkeiten Rußlands fehlen.

Wenn man ſich damals auch wenig mit dem Studium der Geſchichte befaßte, ſo glaubte man doch an ſie, und jeder ſtrebte mit beſonderer Vorliebe danach, an ihrer Geſtaltung beteiligt zu ſein.

8

Als Swinjin gegen drei Uhr nachts den Alarmbrief des Hauptmanns Miller erhielt, ſprang er ſogleich aus dem Bett, zog ſich ſeine Uniform an und ſtürmte voller Schreck und Zorn zum Wachtlokal des Winterpalais. Hier nahm er den Gemeinen Poſtnikow unverzüglich ins Verhör und überzeugte ſich, daß der unglaubliche Vorfall tatſächlich paſſiert war. Der Gemeine Poſtnikow beſtätigte ſeinem Bataillonskommandeur wiederum völlig freimütig, was ſich während ſeiner Wachzeit ereignet und was er ſchon zuvor ſeinem Kompanieführer Miller geſchildert hatte. Der Soldat ſagte, daß er ſich ‚vor Gott und Kaiſer unverzeihlich verſündigt‘ habe, daß er im Schilderhaus das Stöhnen eines im Aufwaſſer ertrinkenden Mannes gehört, ſich lange gequält und einen martervollen Kampf zwiſchen militäriſcher Pflicht und Mitleid ausgefochten habe. Schließlich ſei er jedoch der Verſuchung erlegen, er habe den Kampf aufgegeben, das Schilderhaus verlaſſen, ſei auf das Eis geſprungen und habe

den Verunglückten ans Ufer geſchleppt, wo er wie zur Strafe für ſeine Sünde einem vorbeifahrenden Offizier vom Invalidenkommando in die Hände gefallen ſei.

Der Oberſtleutnant Swinjin war in heller Verzweiflung. Er verſchaffte ſich die einzig mögliche Genugtuung: er goß ſeinen ganzen Zorn über Poſtnikow aus und ließ ihn ſogleich in das Arreſtlokal der Kaſerne abführen. Darauf machte er Miller einige ſcharfe Bemerkungen, indem er ihm ſeine ‚Humanitätsduſelei‘ vorwarf, die im Militärdienſt völlig überflüſſig ſei. Allein all das reichte nicht aus, um die Angelegenheit wieder in Ordnung zu bringen. Es war unmöglich, für ein ſolches Vergehen, wie es das eigenmächtige Verlaſſen eines Poſtens bedeutete, eine Entſchuldigung, geſchweige denn eine Rechtfertigung zu finden. Es blieb nur eins übrig, die Sache wenigſtens vor dem Kaiſer geheim zu halten.

Aber war es denn möglich, einen ſolchen Vorgang zu verbergen? Nein, es war offenbar unmöglich; denn von der Rettung des Verunglückten wußten nicht nur ſämtliche Wachmannſchaften; die Tat war ja auch jenem verflixten Offizier vom Invalidenkommando bekannt geworden, der zur Stunde natürlich dem General Kokoſchkin bereits über alles Bericht abgeſtattet hatte. Was nun? Wohin? Zu wem? Wer konnte helfen und Schutz gewähren? Swinjin wollte zum Großfürſten Michail Pawlowitſch eilen und ihm alles ganz offenherzig ſchildern. Das geſchah damals ziemlich häufig. Der Großfürſt, deſſen hitziges Tem-

perament bekannt war, mochte toben und wettern, es war ſeine Art: je ſchlimmer er anfangs wütete — zuweilen ſparte er ſogar nicht mit ſchweren Beleidigungen —, deſto raſcher beſänftigte er ſich und nahm ſich dann ſelbſt der Sache an. Es gab genug Beiſpiele dafür, und zuweilen führte man ſie abſichtlich herbei. Die Schimpfworte ſchüttelte man einfach wieder ab. Auch Swinjin hätte gern dieſen Umſtand benutzt, um die Situation zu retten; aber konnte man denn mitten in der Nacht ins Schloß eindringen und den Großfürſten aus dem Schlaf aufſtören? Wenn man jedoch bis zum Morgen wartete und erſt dann zu Michail Pawlowitſch ging, wenn Kokoſchkin mit dem Bericht bereits beim Kaiſer geweilt hatte, war es zu ſpät.

Dieweil ſich Swinjin in höchſter Erregung mit dieſen Schwierigkeiten herumſchlug, hatte er plötzlich einen lichten Moment, und er begann einen Ausweg zu ſehen, der bis dahin noch im Nebel verborgen geweſen war.

9

Es iſt eine bekannte militäriſche Methode, ſich im Augenblick höchſter Gefahr nicht von den Mauern einer belagerten Feſtung zurückzuziehen, ſondern dicht an die Mauern heranzugehen. So beſchloß Swinjin, nichts von alledem zu tun, was ihm zuerſt in den Sinn gekommen war, ſondern unverzüglich zu Kokoſchkin zu fahren.

Über den Polizeimeiſter Kokoſchkin erzählte man ſich

damals in Petersburg viel Unſinn und abgeſchmacktes Zeug, behauptete aber unter anderem auch, daß er über einen erſtaunlich vielſeitigen ‚Takt‘ verfüge und mit Hilfe dieſes Taktes nicht nur aus einer Mücke einen Elefanten, ſondern ebenſo leicht auch aus einem Elefanten eine Mücke machen könne.

Kokoſchkin war allerdings ſehr rauh und grob und flößte allen große Furcht vor ſeiner Perſon ein. Dennoch kam es zuweilen vor, daß er einem mutwilligen Taugenichts, einem harmloſen Spaßmacher unter den Offizieren gegenüber Gnade vor Recht ergehen ließ. Solcher Taugenichtſe gab es damals viele, und es kam hin und wieder vor, daß ſie in der Perſon Kokoſchkins einen mächtigen und eifrigen Beſchützer fanden. Er war überhaupt ſehr einflußreich und konnte viel ausrichten, wenn er nur wollte. Von dieſer Seite kannten ihn auch Swinjin und der Hauptmann Miller. Dieſer beſtärkte denn auch ſeinen Bataillonskommandeur in der Abſicht, unverzüglich zu Kokoſchkin zu fahren und ſich ſeiner Großmut und ſeinem ‚vielſeitigen Takt‘ anzuvertrauen, der den General ſchon einen Ausweg aus dieſer ärgerlichen Geſchichte finden laſſen würde. Nur ſo würde es möglich ſein, den Kaiſer nicht in Zorn geraten zu laſſen, worauf Kokoſchkin, zu ſeiner Ehre ſei's geſagt, ſtets mit der größten Befliſſenheit bedacht war.

Nachdem Swinjin ſeinen Mantel angezogen, die Blicke gen Himmel gerichtet und einige Male gerufen hatte: „O Gott, o Gott!“ fuhr er zu Kokoſchkin.

Es war bereits kurz nach vier Uhr morgens.

Man weckte den Oberpolizeimeiſter Kokoſchkin und meldete ihm, daß ihn der Oberſtleutnant Swinjin in einer wichtigen, unaufſchiebbaren Angelegenheit zu ſprechen wünſche.

Der General ſtand ſogleich auf, zog ſeinen Baumwollſchlafrock an und ging gähnend, ſich reckend und über die Stirn ſtreichend zu Swinjin hinaus. Kokoſchkin hörte Swinjins Bericht mit großer Aufmerkſamkeit an, blieb jedoch ganz ruhig dabei. Während der Erklärungen und Bitten um Nachſicht fragte er nur einmal kurz: „Der Soldat hat alſo ſein Schilderhaus verlaſſen und einen Menſchen gerettet?“

„Zu Befehl!“ antwortete Swinjin.

„Und das Schilderhaus?“

„Stand während dieſer Zeit leer!“

„Hm ... Das weiß ich, daß es leer ſtand. Sehr erfreulich, daß es nicht geſtohlen worden iſt.“

Swinjin gewann aus alledem mehr und mehr die Überzeugung, daß dem General bereits alles bekannt war, daß er ſich darüber ſchon klar war, in welchem Lichte er beim Morgenbericht dem Kaiſer den Vorfall hinſtellen wollte, und daß dieſer Entſchluß durch nichts mehr zu ändern war. Andernfalls hätte ein ſolcher Skandal, daß ein Mann der Schloßwache ſeinen Poſten verließ, den energiſchen Oberpolizeimeiſter ohne Zweifel weit ſtärker in Erregung bringen müſſen.

Dieſe Erwägung war jedoch falſch. Kokoſchkin wußte von nichts. Der Polizeimeiſter, bei dem der

Offizier vom Invalidenkommando mit dem Geretteten erſchienen war, hatte der Sache keine beſondere Wichtigkeit beigemeſſen. In ſeinen Augen bot dies Vorkommnis keinen Grund, den müden Oberpolizeimeiſter mitten in der Nacht aufzuſtören. Zudem war dem Polizeimeiſter die ganze Sache ziemlich verdächtig, denn der Offizier vom Invalidenkommando war vollkommen trocken geweſen, was unmöglich ſo hätte ſein können, wenn er den Verunglückten unter Lebensgefahr aus dem Waſſer gerettet hätte. Der Polizeimeiſter ſah in dieſem Offizier nur einen vom Ehrgeiz getriebenen Lügner, der noch eine Medaille auf die Bruſt zu bekommen trachtete. Während der dienſthabende Wachtmeiſter das Protokoll aufnahm, hatte der Polizeimeiſter deshalb den Offizier beiſeite genommen und ſich bemüht, durch Erfragen verſchiedener Kleinigkeiten hinter die Wahrheit zu kommen.

Auch dem Polizeimeiſter war es nicht angenehm, daß ſich dieſes Vorkommnis in ſeinem Bezirk abgeſpielt hatte, und daß nicht ein Offizier von der Polizei, ſondern einer vom Schloß den Ertrinkenden gerettet hatte.

Die Ruhe Kokoſchkins erklärte ſich jedoch ganz einfach, einmal durch die furchtbare Müdigkeit, die er nach der angeſpannten Tätigkeit des vorhergehenden Tages verſpürte — nachts hatte er noch dazu die Löſcharbeiten bei zwei Feuersbrünſten geleitet —, und zum andern dadurch, daß der Fall des Wachtpoſtens Poſtnikow ihn, den Herrn Oberpolizeimeiſter, nicht direkt anging.

Im übrigen traf Kokoſchkin ſogleich die entſprechenden Maßnahmen. Er ſchickte nach dem Polizeimeiſter des Admiralitätsbezirks und befahl ihm, unverzüglich mit dem Offizier vom Invalidenkommando und dem Geretteten herzukommen. Swinjin bat er, in dem kleinen Empfangszimmer vor dem Kabinett zu warten. Dann begab ſich Kokoſchkin in ſeinen Arbeitsraum, ſetzte ſich — ohne die Türe hinter ſich zu ſchließen — an den Schreibtiſch und begann Schriftſtücke zu unterzeichnen. Es dauerte jedoch nicht lange, ſo neigte er den Kopf auf die Hände und ſchlief im Seſſel vor dem Schreibtiſch ein.

II

Damals gab es noch keine ſtädtiſchen Telegraphen und Telephone. Um die Anweiſung einer Behörde ſchnellſtens zu übermitteln, ſprengten nach allen Richtungen jene ‚vierzigtauſend Kuriere‘ davon, denen Gogols ‚Reviſor‘ zur einer unvergänglichen Berühmtheit verholfen hat.

Das ging natürlich nicht ſo ſchnell wie die Übermittlung durch Telegraph oder Telephon, hatte jedoch den Vorteil, daß die ganze Stadt in Aufregung kam. Zudem zeugte es noch für die unermüdliche Tätigkeit der Behörde.

Die Ankunft des Polizeimeiſters vom Admiralitätsbezirk, der alsbald ganz außer Atem mit dem Retter und dem Geretteten erſchien, weckte den energiſchen Kokoſchkin, der ſich ſtets in einer gewiſſen Bereitſchaft befand, ſofort aus dem Schlummer. Am Ausdruck

ſeines Geſichts und an den geiſtigen Fähigkeiten, die er ſogleich entfaltete, konnte man erkennen, daß ihn der Schlaf erquickt und erfriſcht hatte.

Kokoſchkin ließ alle Erſchienenen in ſein Kabinett kommen und bat auch Swinjin dorthin.

„Das Protokoll?“ fragte Kokoſchkin den Polizeimeiſter einſilbig, aber mit friſcher Stimme.

Der reichte ihm ſchweigend ein zuſammengefaltetes Blatt Papier und flüſterte dann leiſe: „Darf ich Euer Exzellenz bitten, mich einige Worte im geheimen ſagen zu laſſen“ . . .

„Bitte.“

Kokoſchkin begab ſich in eine Fenſterniſche. Der Polizeimeiſter folgte ihm.

„Was iſt los?“

Man vernahm das undeutliche Geflüſter des Polizeimeiſters und lautes Sprechen des Generals: „Hm . . . ja . . . nun, was iſt denn dabei? . . . es kann ja ſein; er beſteht halt darauf, daß er trocken aus dem Waſſer herausgeſprungen iſt . . . ſonſt nichts?“

„Nichts, Euer Exzellenz!“

Der General kam wieder aus der Niſche heraus, ſetzte ſich an den Tiſch und begann das Protokoll zu leſen. Während der Lektüre äußerte er weder Schreck noch Zweifel. Dann wandte er ſich ganz unvermittelt mit der lauten, energiſchen Frage an den Geretteten: „Wie gerieteſt du in das Aufwaſſer vor dem Schloſſe, mein Lieber?“

„Vergebung!“ ſtammelte der Gerettete.

„Hm, du warſt alſo betrunken?“

„Entſchuldigung, betrunken war ich nicht, aber einen zuviel hatte ich ſchon.“

„Wie kam's, daß du ins Waſſer fielſt?“

„Ich wollte den Weg abkürzen, ging übers Eis, verirrte mich und fiel ins Waſſer.“

„Es war dir alſo dunkel vor den Augen?“

„Jawohl, Euer Exzellenz, ringsum war es ſtockfinſter.“

„Du haſt daher nicht unterſcheiden können, wer dich herausgezogen hat?“

„Entſchuldigung, ich konnte nichts unterſcheiden. Ich meine, der Herr Offizier waren es.“ Er deutete auf den Offizier vom Invalidenkommando und fügte hinzu: „Ich konnte vor Schreck nichts mehr ſehen.“

„Siehſt du, das kommt davon, wenn man nachts herumſtreunt, ſtatt ins Bett zu gehen! Schau hin und ſieh dir deinen Wohltäter an, damit du ihn nie wieder vergißt! Der edle Mann hat ſein Leben für dich aufs Spiel geſetzt!“

„Ich werde ihn nie vergeſſen.“

„Ihr Name, Herr Offizier?“

Der Offizier nannte ſeinen Namen.

„Haſt du's gehört?“

„Zu Befehl, Exzellenz!“

„Biſt du ein Rechtgläubiger?“

„Jawohl, Euer Exzellenz!“

„Schreibe dir den Namen deines Retters auf, damit du für ſein Heil beten kannſt.“

„Ich werde mir ihn aufſchreiben, Euer Exzellenz.“

„Bete zu Gott für ihn, und nun marſch hinaus! Du biſt hier nicht mehr nötig.“

Der Mann machte eine Verneigung bis zur Erde und trollte ſich, ohne Maßen froh, daß man ihn entließ.

Swinjin ſtand da und wagte nicht recht zu glauben, daß alles dank Gottes Gnade eine ſo gute Wendung nahm.

12

Kokoſchkin wandte ſich an den Offizier vom Invalidenkommando: „Sie haben Ihr Leben aufs Spiel geſetzt, um dieſen Mann zu retten?“

„Zu Befehl, Euer Exzellenz!“

„Zeugen dieſes Vorgangs exiſtieren nicht und können es wohl auch nicht wegen der ſpäten Nachtſtunde?“

„Jawohl, Euer Exzellenz, es war ſtockfinſter, und am Ufer befand ſich niemand außer den Wachen.“

„Es liegt kein Grund vor, an die Wachen zu erinnern. Ein Poſten hat auf ſeinem Platz zu ſtehen und ſich durch nichts Nebenſächliches ablenken zu laſſen. Ich glaube an das, was im Protokoll niedergelegt iſt. Es iſt doch nach ihren eigenen Worten aufgeſetzt worden?“

Dieſen Satz ſprach Kokoſchkin mit beſonderer Betonung aus, als ob er drohte oder jemand anſchrie.

Der Offizier wurde jedoch keinen Augenblick verlegen. Er riß die Augen auf, warf ſich in die Bruſt und antwortete: „Nach meinen eigenen Worten und vollkommen wahrheitsgetreu, Euer Exzellenz.“

„Ihre Tat verdient eine Belohnung.“

Der Offizier begann ſich dankbar zu verneigen.

„Kein Grund zum Danken“, fuhr Kokoſchkin fort. „Ich werde dem Kaiſer von Ihrer uneigennützigen Tat berichten, und vielleicht ſchon heute wird die Rettungsmedaille Ihre Bruſt ſchmücken. Sie können jetzt nach Hauſe gehen; trinken Sie etwas Warmes und gehen Sie nicht aus, weil man Sie vielleicht benötigt.“

Der Offizier vom Invalidenkommando ſtrahlte übers ganze Geſicht, verbeugte ſich und ging hinaus.

Kokoſchkin ſah ihm nach und meinte: „Leicht möglich, daß ihn der Kaiſer zu ſehen wünſcht.“

„Zu Befehl!“ antwortete der Polizeimeiſter, der ſchnell begriffen hatte.

„Ich brauche Sie nicht mehr.“

Der Polizeimeiſter ging hinaus, ſchloß die Tür hinter ſich und bekreuzte ſich ſogleich nach frommer Gewohnheit.

Der Offizier vom Invalidenkommando wartete unten auf den Polizeimeiſter, und ſie gingen in einem viel wärmeren Verhältnis miteinander von dannen als ſie gekommen waren.

Im Kabinett des Oberpolizeimeiſters blieb nur Swinjin zurück. Kokoſchkin ſah ihn zuerſt lang und unverwandt an und fragte dann: „Sie waren nicht beim Großfürſten?“

Wenn man in jener Zeit vom Großfürſten ſprach, wußte jeder, daß der Großfürſt Michail Pawlowitſch gemeint war.

„Ich bin geradeswegs zu Ihnen gegangen“, antwortete Swinjin.

„Wer iſt der Wachtoffizier?“

„Hauptmann Miller.“

Kokoſchkin heftete abermals ſeinen Blick auf Swinjin und meinte dann: „Ich glaube, Sie haben mir vorhin etwas anderes geſagt.“

Swinjin hatte keine Ahnung, worauf ſich dies bezog, und ſchwieg.

Kokoſchkin fügte hinzu: „Nun, ganz gleich, gehen Sie ruhig ſchlafen.“

Die Audienz war beendigt.

13

Um ein Uhr mittags ward der Offizier vom Invalidenkommando tatſächlich wieder zu Kokoſchkin befohlen, der ihm ſehr liebenswürdig eröffnete, daß der Kaiſer außerordentlich zufrieden ſei unter den Offizieren des Invalidenkommandos im Schloſſe ſo wachſame und aufopferungsfähige Leute zu beſitzen und daß er ihm die Rettungsmedaille verleihe. Bei dieſen Worten heftete Kokoſchkin eigenhändig dem Helden die Medaille an die Bruſt, und der ging fort, um ſich mit ihr zu brüſten.

Man könnte demnach meinen, die Sache wäre völlig erledigt geweſen; allein der Oberſtleutnant Swinjin hatte das Gefühl, als ob der Geſetzlichkeit noch nicht volles Genüge verſchafft worden ſei, und hielt ſich für berufen, das Tüpfel aufs i zu ſetzen.

Er hatte ſich bei der Geſchichte ſo aufgeregt, daß

„Ihre Tat verdient eine Belohnung.“

Der Offizier begann ſich dankbar zu verneigen.

„Kein Grund zum Danken“, fuhr Kokoſchkin fort. „Ich werde dem Kaiſer von Ihrer uneigennützigen Tat berichten, und vielleicht ſchon heute wird die Rettungsmedaille Ihre Bruſt ſchmücken. Sie können jetzt nach Hauſe gehen; trinken Sie etwas Warmes und gehen Sie nicht aus, weil man Sie vielleicht benötigt.“

Der Offizier vom Invalidenkommando ſtrahlte übers ganze Geſicht, verbeugte ſich und ging hinaus.

Kokoſchkin ſah ihm nach und meinte: „Leicht möglich, daß ihn der Kaiſer zu ſehen wünſcht.“

„Zu Befehl!“ antwortete der Polizeimeiſter, der ſchnell begriffen hatte.

„Ich brauche Sie nicht mehr.“

Der Polizeimeiſter ging hinaus, ſchloß die Tür hinter ſich und bekreuzte ſich ſogleich nach frommer Gewohnheit.

Der Offizier vom Invalidenkommando wartete unten auf den Polizeimeiſter, und ſie gingen in einem viel wärmeren Verhältnis miteinander von dannen als ſie gekommen waren.

Im Kabinett des Oberpolizeimeiſters blieb nur Swinjin zurück. Kokoſchkin ſah ihn zuerſt lang und unverwandt an und fragte dann: „Sie waren nicht beim Großfürſten?“

Wenn man in jener Zeit vom Großfürſten ſprach, wußte jeder, daß der Großfürſt Michail Pawlowitſch gemeint war.

„Ich bin geradeswegs zu Ihnen gegangen“, antwortete Swinjin.

„Wer iſt der Wachtoffizier?“

„Hauptmann Miller.“

Kokoſchkin heftete abermals ſeinen Blick auf Swinjin und meinte dann: „Ich glaube, Sie haben mir vorhin etwas anderes geſagt.“

Swinjin hatte keine Ahnung, worauf ſich dies bezog, und ſchwieg.

Kokoſchkin fügte hinzu: „Nun, ganz gleich, gehen Sie ruhig ſchlafen.“

Die Audienz war beendigt.

13

Um ein Uhr mittags ward der Offizier vom Invalidenkommando tatſächlich wieder zu Kokoſchkin befohlen, der ihm ſehr liebenswürdig eröffnete, daß der Kaiſer außerordentlich zufrieden ſei unter den Offizieren des Invalidenkommandos im Schloſſe ſo wachſame und aufopferungsfähige Leute zu beſitzen und daß er ihm die Rettungsmedaille verleihe. Bei dieſen Worten heftete Kokoſchkin eigenhändig dem Helden die Medaille an die Bruſt, und der ging fort, um ſich mit ihr zu brüſten.

Man könnte demnach meinen, die Sache wäre völlig erledigt geweſen; allein der Oberſtleutnant Swinjin hatte das Gefühl, als ob der Geſetzlichkeit noch nicht volles Genüge verſchafft worden ſei, und hielt ſich für berufen, das Tüpfel aufs i zu ſetzen.

Er hatte ſich bei der Geſchichte ſo aufgeregt, daß

er drei Tage krank war. Am vierten Tage ſtand er aber auf, fuhr in die Petrowſkijkapelle und verrichtete ein Dankgebet vor dem Bilde des Erlöſers. Dann kehrte er beruhigten Herzens wieder heim und ließ den Hauptmann Miller zu ſich bitten.

„Nun, Gott ſei Dank, Nikolaj Iwanowitſch,“ ſagte er zu Miller, „jetzt iſt das Gewitter, das über uns hing, vorübergezogen, und die unglückſelige Geſchichte mit dem Poſten iſt wieder ins Lot gebracht worden. Jetzt können wir, meine ich, wieder ruhig atmen. Dies alles verdanken wir ohne Zweifel zuvörderſt der Gnade Gottes und dann dem General Kokoſchkin. Mag man von ihm ſagen, er ſei böſe und herzlos, ich bin jedenfalls von tiefer Dankbarkeit für ſeine Großmut und von Verehrung für ſeine Findigkeit und ſeinen Takt erfüllt. Er hat die Eitelkeit dieſes Invalidenhalunken mit ganz erſtaunlicher Geſchicklichkeit auszunutzen verſtanden, der wahrlich für ſeine Frechheit keine Medaille, ſondern eine Tracht Prügel verdient hätte. Allein es blieb nichts anderes übrig. Man mußte ſich ſeiner bedienen, um viele zu retten, und Kokoſchkin hat denn auch dank ſeiner Klugheit die Sache ſo gewendet, daß keinem von uns die geringſte Unbill widerfahren iſt, im Gegenteil, alle ſind ſehr froh und zufrieden. Unter uns geſagt: mir iſt durch eine vertrauenswürdige Perſönlichkeit mitgeteilt worden, daß Kokoſchkin auch mit mir ſehr zufrieden iſt. Es war ihm angenehm, daß ich mich ſofort an ihn gewandt und mit dieſem Halunken, der die Medaille bekommen hat, keinen Streit angefangen habe. Mit

einem Wort, niemand hat etwas auszuſtehen gehabt und alles iſt mit ſolchem ‚Takt‘ erledigt worden, daß wir auch in Zukunft nichts mehr zu befürchten haben. Indes ein kleiner Reſt bleibt noch übrig. Wir haben die Pflicht, in Fragen des ‚Taktes‘ dem Beiſpiel Kokoſchkins nachzueifern und wollen deshalb die Geſchichte ſo zu Ende bringen, daß wir auch in der Folgezeit für alle Fälle geſichert ſind. Es gibt noch eine Perſon, deren Lage nicht formell geregelt iſt. Ich ſpreche von dem Gemeinen Poſtnikow. Er ſitzt bis jetzt in der Kaſerne im Arreſt und ihn quält ohne Zweifel die Erwartung, was mit ihm geſchehen wird. Man muß ſeiner qualvollen Lage ein Ende machen.“

„Ja, es iſt Zeit“, beſtätigte Miller hocherfreut.

„Alſo ſchön, Sie werden das beſſer als alle anderen erledigen. Begeben Sie ſich, bitte, gleich in die Kaſerne, laſſen Sie Ihre Kompanie heraustreten, führen Sie den Gemeinen Poſtnikow aus dem Arreſt vor und beſtrafen Sie ihn vor verſammelter Mannſchaft mit zweihundert Rutenhieben.“

14

Miller war ganz beſtürzt und machte den Verſuch, Swinjin zu bewegen, in der allgemeinen Freude nun auch den Gemeinen Poſtnikow zu ſchonen und ihm zu verzeihen, denn er hatte ja ohnehin genug ausgeſtanden, während er im Gefängnis die Entſcheidung über ſein ferneres Schickſal erwartete. Swinjin geriet jedoch in heftige Erregung und ließ Miller nicht einmal zu Ende ſprechen.

„Nein,“ unterbrach er ihn, „laſſen Sie das! Ich habe zu Ihnen eben vom Takt geſprochen, und Sie beginnen ſogleich wieder mit einer Taktloſigkeit! Hören Sie auf!“

Swinjin änderte den Ton und fuhr trocken und ſachlich, aber mit großer Feſtigkeit fort: „Da Sie in dieſer Sache ſelbſt nicht ganz richtig gehandelt und ſich ſogar ziemlich ſchuldig gemacht haben — denn Sie ſind von einer für einen Militär unangebrachten Weichheit, und dieſer Mangel Ihres Charakters hat Einfluß auf die Haltung Ihrer Untergebenen —, befehle ich Ihnen, der Exekution perſönlich beizuwohnen und darauf zu dringen, daß die Auspeitſchung nicht zu einer Komödie wird, ſondern daß man ſie möglichſt ſtreng vollzieht. Wollen Sie deshalb Sorge tragen, daß die Auspeitſchung von den neu eingereihten Rekruten ausgeführt wird. Unſere alten Mannſchaften ſind in dieſer Hinſicht alle von dieſem unangebrachten Gardeliberalismus angeſteckt. Sie peitſchen ihren Kameraden nicht, wie es ſich gehört, ſondern erſchrecken nur die Flöhe auf ſeinem Rücken. Ich werde ſelbſt kommen und zuſchauen, wie der Schuldige beſtraft wird.“

Da jeder auch noch ſo unmögliche Befehl eines Vorgeſetzten unbedingt auszuführen iſt, mußte der weichherzige N. J. Miller natürlich die Anweiſung ſeines Bataillonskommandeurs aufs genaueſte vollſtrecken.

Die Kompanie wurde auf dem Kaſernenhof des Iſmailowſchen Regiments aufgeſtellt. Dann wurde eine ausreichende Menge Ruten aus dem Vorrat herbei-

geholt, und der Gemeine Poſtnikow bekam, nachdem er aus dem Gefängnis vorgeführt worden war, von den eifrigen neueingereihten Rekruten ſeine ‚Abfertigung‘. Dieſe vom Gardeliberalismus noch nicht verdorbenen jungen Leute ſetzten ihm in aller Vollkommenheit alle Tüpfelchen aufs i, wie es ihm vom Bataillonskommandeur zugedacht worden war. Dann wurde der beſtrafte Poſtnikow auf dem gleichen Mantel, auf dem er während der Auspeitſchung gelegen hatte, vom Platze weg ins Garniſonslazarett getragen.

15

Als dem Bataillonskommandeur Swinjin der Vollzug der Exekution gemeldet worden war, machte er Poſtnikow ſogleich einen väterlichen Beſuch im Lazarett und überzeugte ſich zu ſeiner Befriedigung durch eine eingehende Unterſuchung, daß ſein Befehl genau ausgeführt worden war. Der mitleidige und gefühlvolle Poſtnikow war ‚ſachgemäß abgefertigt‘ worden. Swinjin war zufriedengeſtellt und ordnete ſelbſt an, dem beſtraften Poſtnikow ein Pfund Zucker und ein Viertelpfund Tee zu geben, damit er ſich bis zu ſeiner Wiederherſtellung das Leben etwas verſüßen könnte. Poſtnikow, der auf der Pritſche lag, vernahm dieſe Anordnung und antwortete: „Tief erfreut, Euer Hochgeboren, Dank für die väterliche Gnade!“

Und er war in der Tat ‚tief erfreut‘, denn er hatte ſich während der drei Tage, da er im Gefängnis ſaß, auf viel Schlimmeres gefaßt gemacht. Zweihundert Rutenhiebe bedeuteten in der damaligen ſtarken Zeit

ſehr wenig im Vergleich zu den Strafen, die vom Kriegsgericht verhängt wurden. Und eine ſolch harte Beſtrafung wäre auch Poſtnikow zuteil geworden, wenn die Angelegenheit nicht zu ſeinem Glück dank der Energie und dem Takt der Vorgeſetzten die günſtige Entwicklung genommen hätte, die oben geſchildert wurde.

Aber die Zahl der Leute, die mit dem Ablauf der erzählten Ereigniſſe höchſt zufrieden waren, iſt noch nicht zu Ende.

16

Unter der Hand verbreitete ſich die Geſchichte von der Tat des Gemeinen Poſtnikow bald in allen Zirkeln der Hauptſtadt, die damals ſtändig von einer Unmenge von Klatſchereien und Gerüchten, wie von ungedruckten Zeitungen, erfüllt war. Bei der mündlichen Überlieferung ging zwar der Name des wirklichen Helden, des Soldaten Poſtnikow, verloren, dafür wurde die Geſchichte ſelbſt unmäßig aufgebläht und bekam einen höchſt intereſſanten, romantiſchen Charakter.

Es hieß, ein ganz ungewöhnlicher Schwimmer ſei von der Peterpaulfeſtung her zum Schloſſe geſchwommen. Einer der beim Schloſſe ſtehenden Poſten habe auf den Mann geſchoſſen und ihn verwundet, während ein des Weges kommender Offizier vom Invalidenkommando ſich ins Waſſer geſtürzt und ihn gerettet habe. Dafür habe denn auch der Soldat ſeine verdiente Strafe und der Offizier die ihm gebührende Belohnung erhalten. Dieſes unſinnige Gerücht fand

ſeinen Weg auch zum damaligen Erzbiſchof, einem vorſichtigen und für weltliche Angelegenheiten nicht gleichgültigen Manne, welcher der gottesfürchtigen Moskauer Familie Swinjin wohlgeneigt war.

Dem ſcharfſinnigen Erzbiſchof kam die Geſchichte von dem Schuſſe nicht ganz klar vor. Was für ein nächtlicher Schwimmer war das eigentlich? War er ein flüchtiger Sträfling? Warum wurde dann der Poſten beſtraft, der auf den Mann geſchoſſen hatte, als er von der Feſtung durch die Newa ſchwamm? Wenn der Mann jedoch kein Sträfling, ſondern ſonſt eine rätſelhafte Perſon war, die man aus den Fluten der Newa retten mußte, wieſo konnte denn der Poſten von ihm Kenntnis haben? Und dann konnte es wiederum nicht ſo ſein, wie in der Öffentlichkeit darüber geſchwätzt wurde. Von der Menge werden viele leere Gerüchte äußerſt leichtfertig hingenommen und weitergetragen; wer aber innerhalb der Kloſtermauern wohnt, hält von weltlichen Dingen einen gewiſſen Abſtand und weiß das Echte vom Unechten zu unterſcheiden.

17

Als Swinjin einmal beim Erzbiſchof weilte, um ſeinen Segen zu empfangen, kam Seine Eminenz ‚ganz beiläufig' auf die Geſchichte mit dem Schuß zu ſprechen. Swinjin berichtete alles der Wahrheit gemäß, die, wie wir wiſſen, keine Ähnlichkeit mit den Gerüchten hatte, die über den Schuß kurſierten.

Der Erzbiſchof hörte ſich die richtige Erzählung

ſchweigend an, ſpielte ein wenig mit den weißen Perlen ſeines Roſenkranzes und wandte keinen Blick von dem Erzähler. Als Swinjin fertig war, hub der Erzbiſchof mit leiſer, gleichmäßig dahinſtrömender Stimme an: „Daraus darf man ſchließen, daß in dieſer Angelegenheit nicht alles von allen Seiten in Übereinſtimmung mit der vollen Wahrheit dargeſtellt worden iſt?“

Swinjin wurde verlegen und antwortete dann mit einer Verbeugung, daß nicht er, ſondern General Kokoſchkin Bericht erſtattet habe. Der Erzbiſchof ließ einige Male den Roſenkranz durch ſeine wächſernen Finger gleiten und ſprach: „Man muß unterſcheiden, was Lüge und was nicht volle Wahrheit iſt.“

Wieder der Roſenkranz, wieder Schweigen und ſchließlich der ſanfte Redeſtrom: „Eine unvollſtändige Wahrheit iſt keine Lüge. Doch darüber ſoll man möglichſt wenig Worte machen.“

„Das iſt in der Tat ſo“, rief Swinjin ermutigt. „Es bedrückt mich natürlich ganz außerordentlich, daß ich dieſen Soldaten beſtrafen mußte. Wenn er auch ſeine Pflicht verletzt hat“ ...

Der Roſenkranz klapperte, und der Erzbiſchof unterbrach Swinjin mit mildem Ton: „Die Dienſtpflicht darf nie verletzt werden.“

„Ja, aber er vollführte dieſe Tat aus Großmut, aus Mitleid. Er kämpfte hart mit ſich und begriff, daß er ſich der Gefahr ausſetzte, ſeinen eigenen Untergang herbeizuführen, wenn er das Leben des anderen Menſchen rettete ... das iſt ein hehres, heiliges Gefühl!“

„Das Heilige iſt Gott bekannt. Eine Körperſtrafe pflegt jedoch einfachen Leuten nicht verderblich zu ſein und widerſpricht weder dem Brauch der Völker noch dem Geiſt der Heiligen Schrift. Ein grober Körper erträgt viel leichter die Rute als Seelenqual. Sie haben demnach der Gerechtigkeit volles Genüge getan.“

„Aber der Soldat iſt auch der Belohnung für die Rettung Ertrinkender verluſtig gegangen.“

„Einen Ertrinkenden vom Tode zu erretten iſt kein Verdienſt, ſondern vielmehr eine Pflicht. Wer die Möglichkeit zum Retten hat und tut es nicht, verfällt der Strafe des Geſetzes, doch wer es tut, erfüllt nur ſeine Pflicht.“

Eine Pauſe, der Roſenkranz und dann der ſanfte Redeſtrom: „Einem Soldaten kann es weit nützlicher ſein, für ſeine Tat Erniedrigung und Wunden zu erdulden, als durch eine Auszeichnung erhöht zu werden. Das Wichtigſte bei dieſer ganzen Angelegenheit iſt jedoch, in allem möglichſte Zurückhaltung und Vorſicht zu bewahren und ja nicht irgendwo zu erwähnen, zu wem und bei welcher Gelegenheit man über den Fall geſprochen hat!“

Man ſieht, auch der Erzbiſchof war befriedigt.

18

Wenn ich den Wagemut der glücklich zu preiſenden Erwählten des Himmels beſäße, denen um ihres großen Glaubens willen die Gabe verliehen iſt, die Geheimniſſe der göttlichen Vorſehung zu erſchauen, würde ich mich vielleicht erkühnen, mir die Annahme zu ge-

ſtatten, daß Gott höchſtwahrſcheinlich ſelbſt mit dem Betragen der von ihm geſchaffenen friedvollen Seele Poſtnikows zufrieden war. Allein mein Glaube iſt klein. Er verleiht meinem Verſtand nicht die Kraft, ſo hoch zu ſchauen, ich halte mich an das Irdiſche und Faßliche. Ich denke an jene Sterblichen, die das Gute einfach um des Guten willen lieben und keine Belohnung dafür erwarten, wo es auch ſei. Dieſe einfachen, biederen Menſchen müſſen, glaube ich, mit dem heiligen Aufwallen der Liebe und dem nicht minder heiligen Dulden des demütigen Helden meiner wahrheitsgetreuen, kunſtloſen Erzählung ebenfalls vollkommen zufrieden ſein.

Interessante Männer

‚Es gibt nichts Reizvolleres als den Gefühlsausbruch eines heißen Temperamentes.‘ Bercier.

In einer mir befreundeten Familie erwartete man ungeduldig das Eintreffen des Februarheftes der Moskauer Zeitſchrift ‚Myſl'. Die Ungeduld war begreiflich, denn in dieſem Hefte ſollte eine neue Erzählung des Grafen Leo Nikolajewitſch Tolſtoj erſcheinen. Ich begab mich allabendlich zu meinen lieben Freunden, um das ſehnlich erwartete Werk unſeres großen Künſtlers gemeinſam mit ihnen am runden Tiſch bei trautem Lampenlicht zu leſen. Gleich mir fanden ſich auch andere aus dem engeren Freundeskreiſe mit derſelben Abſicht Abend für Abend ein. Endlich kam das erſehnte Heft. Allein es enthielt die Erzählung Tolſtojs nicht. Ein kleiner roſafarbener Zettel verkündete, daß die Erzählung nicht gedruckt werden dürfe. Alle waren wütend und jeder brachte das ſeinem Charakter und Temperament entſprechend zum Ausdruck. Der eine runzelte ſchweigend die Stirn und ſchürzte die Lippen, der andere ſprach in ärgerlichem Tone, die dritten zogen Parallelen zwiſchen der Gegenwart, die wir erlebten, der Vergangenheit, deren wir uns entſannen, und der Zukunft, die wir erhofften. Ich ſagte nichts, ſondern blätterte unterdeſſen das Heft durch und überflog eine darin ſtehende neue Skizze Gleb Iwanowitſchs Uſpenſkijs, eines der wenigen ruſſiſchen Schriftſteller, die nie den Zuſammenhang mit der Wirklichkeit verlieren, nicht lügen und auch nicht um ſogenannter Richtungen willen ſchaffen. Daher eine Beſchäftigung mit ihm ſtets ſympathiſch und nicht ſelten ſogar von Nutzen iſt.

Diesmal beſchrieb Uſpenſkij ſeine Begegnung und ſeine Unterhaltung mit einer alten Dame, die ihm die letzten Jahrzehnte ins Gedächtnis zurückrief und bemerkte, daß damals die Männer *intereſſanter* geweſen ſeien. Sie hätten zwar einen ſehr ſteifen Eindruck gemacht und ſeien in enge Uniformen eingezwängt geweſen, hätten jedoch eine große Begeiſterungsfähigkeit, Herzensfeuer, Edelmut und andere ſympathiſche Eigenſchaften beſeſſen, — mit einem Wort: alles, was einen Mann intereſſant macht und wodurch er gefällt. Heute begegne man, nach der Bemerkung der Dame, ſolchen Eigenſchaften nur noch ſelten, und zu Zeiten ſeien ſie überhaupt nicht mehr zu finden. Die Männer hielten ſich allerdings jetzt nicht mehr an gewiſſe Berufe gebunden, kleideten ſich auch wie es ihnen behage und ſeien manchmal Träger großer Ideen; aber aus allen dieſen Gründen ſeien ſie auch ohne Eigenart, langweilig und unintereſſant geworden.

Die Bemerkungen der alten Dame ſchienen mir ſehr richtig zu ſein, und ich machte den Vorſchlag, nicht länger dem nachzutrauern, was in dem Hefte nicht enthalten war, ſondern Uſpenſkijs Skizze vorzunehmen. Mein Vorſchlag wurde angenommen. Uſpenſkijs Meinung erſchien allen gerechtfertigt. Man tauſchte Erinnerungen und ſtellte Vergleiche an. Einige Anweſende hatten den unlängſt verſtorbenen dicken General Roſtislaw Andrejewitſch Fadejew perſönlich gekannt und ſprachen davon, wie es möglich war, daß dieſer Mann, der wegen ſeines plumpen Äußeren ſo wenig anziehend geweſen ſei, dennoch ein ſo ſtarkes, ungewöhnlich

lebhaftes Intereſſe erwecken konnte. Man erinnerte daran, wie leicht es ihm ſelbſt im Alter geweſen war, das Intereſſe der klügſten und ſchönſten Frauen zu gewinnen, und daß es keinem der jungen und von Geſundheit ſtrotzenden Stutzer gelang, ihm den Rang ſtreitig zu machen.

„Worauf machen Sie eigentlich aufmerkſam?“ ließ ſich auf meine Worte hin ein Freund vernehmen, der der älteſte in unſerm Kreiſe war und ſich durch einen ſcharfen Blick für die Wirklichkeit auszeichnete. „Iſt es denn für einen ſo klugen Mann, wie es der verſtorbene Fadejew war, eine große Sache, die Aufmerkſamkeit einer klugen Frau auf ſich zu ziehen? Kluge Frauen haben es ſchwer, mein Lieber. Erſtens gibt es ihrer ſehr wenige auf der Welt und zweitens — ſie begreifen zwar mehr als die anderen, haben aber auch mehr zu leiden. Deshalb ſind ſie froh, wenn ſie einem wirklich klugen Manne begegnen. Hier gilt das Wort: ‚simile simili curatur oder gaudet‘ — ich weiß nicht, wie man beſſer ſagt. ‚Gleich und gleich geſellt ſich gern.‘ Nein, mein Lieber, Sie wie die Dame, mit der unſer lieber Uſpenſkij plauderte, halten ſich zu ſehr an die Größen. Sie ſtellen Männer von den hervorragendſten Talenten als Beiſpiel hin. Meines Erachtens iſt es weit bemerkenswerter, daß auch in den unteren Sphären der Geſellſchaft, unter den ganz gewöhnlichen Leuten, von denen man nichts Beſonderes erwarten ſollte, lebensvolle und anziehende Perſönlichkeiten oder wie Sie ſagen ‚intereſſante Männer‘ exiſtiert haben, und auch die Frauen, die von ihnen gefeſſelt wur-

den, gehörten nicht zu den Auserwählten, die fähig ſind, ſich vor Verſtand und Talent zu beugen, ſondern ſie waren in ihrer Art ganz gewöhnliche Durchſchnittsgeſchöpfe, zartfühlende und empfindſame Frauen. Wie tiefe Waſſer haben auch ſie ihre latente Wärme. Sehen Sie, dieſe Durchſchnittsmenſchen ſind meines Erachtens noch viel bemerkenswerter als die Männer vom Typ der Lermontowſchen Helden, in die ſich natürlich jede Frau verlieben muß.“

„Kennen Sie ein Beiſpiel ſolcher Art intereſſanter Durchſchnittsmenſchen mit der latenten Wärme tiefer Waſſer?“

„Ja, ich kenne einige.“

„Dann erzählen Sie uns etwas von ihnen, damit wir wenigſtens einen kleinen Erſatz dafür haben, daß wir des Vergnügens beraubt ſind, Tolſtoj zu leſen.“

„Nun, einen Erſatz kann meine Erzählung nicht bieten, um Ihnen aber die Zeit zu verkürzen, will ich Ihnen eine kleine Geſchichte erzählen, die unter dem Landadel und den Offizieren einer kleinen Garniſon ſpielt.“

2

„Ich diente bei der Kavallerie. Unſer Regiment lag im Gouvernement T. und war in verſchiedene Dörfer verteilt. Der Kommandeur und der Regimentsſtab befanden ſich natürlich in der Gouvernementsſtadt. T. war auch damals ſchon ein freundliches, ſauberes, nettes Städtchen und beſaß ein Theater, einen Adelsklub und ein großes, übrigens ziemlich unſchönes Gaſthaus, das wir ſozuſagen okkupiert hatten, denn

über die Hälfte aller Zimmer war von uns beſetzt. Ein Teil war von den Offizieren bewohnt, die ſich ſtändig in der Stadt aufhielten, und die anderen Zimmer waren von Kameraden beſetzt, die von Zeit zu Zeit in die Stadt kamen, um ſich von ihrer ländlichen Einſamkeit zu erholen. Dieſe Zimmer wurden keinem Fremden gegeben, ſondern gingen von einem Offizier an den andern über. Wenn die einen abreiſten, kamen ſofort wieder andere; die Zimmer blieben alſo immer in Beſitz von unſeren Offizieren.

Die Zeit vertrieb man ſich natürlich mit Kartenſpielen, ſowie im Dienſte des Bacchus und auch der Göttin der Herzensfreuden. Man ſpielte zuweilen ſehr hoch, beſonders im Winter und zur Zeit der Wahlen. Das Spiel fand nicht im Klub ſtatt, ſondern in irgendeinem Hotelzimmer, wo man größere Freiheit hatte, die Röcke ablegen durfte und an keine Vorſchriften gebunden war. Es gab Zeiten, wo man Tag und Nacht mit dieſer Beſchäftigung verbrachte. Blöder und ſinnloſer kann man ſich wohl kaum die Zeit vertreiben, und Sie können daraus entnehmen, was für ein Volk wir damals waren und von welchen Ideen begeiſtert. Wir laſen wenig, ſchrieben noch weniger — nämlich nur, wenn wir nach einem ſtarken Spielverluſt gezwungen waren, unſere Eltern anzulügen und um einen Zuſchuß zu bitten. Mit einem Wort, Gutes vermochte niemand von uns zu lernen. Wir ſpielten teils unter uns, teils mit den Gutsbeſitzern, die in die Stadt kamen, ebenſo ſeriöſen Leuten wie wir ſelbſt. Zwiſchendurch betranken wir uns, verprügelten die Gerichts-

ſchreiber und entführten Kaufmannstöchter oder Schauſpielerinnen, die wir jedoch nach kurzer Zeit wieder abzuliefern pflegten.

Wir waren eine ganz erſchreckend blöde und verkommene Geſellſchaft. Die Jüngeren bemühten ſich, es den Älteren gleich zu tun, und allen war gemeinſam, daß ſie jeder Vernunft und jeder achtenswerten Eigenſchaft bar waren.

Von Ehre und Adel war niemals die Rede. Man trug ſeine Uniform und lebte wie es üblich war, betäubte ſich in Orgien und ſtumpfte Herz und Seele gegen alles Zarte, Hohe und Ernſte ab. Und dennoch gab es auch in unſerem ſeichten Gewäſſer jene latente Wärme, die ſonſt nur tiefen Waſſern eigen iſt.

3

Wir hatten einen ſchon ziemlich bejahrten Regimentskommandeur. Er war ein ehrenhafter und korrekter Offizier, jedoch ein Rauhbein und, wie man damals ſagte, ‚ohne angenehme Vorzüge für das weibliche Geſchlecht'. Er zählte ungefähr fünfzig und einige Jahre, war bereits zweimal verheiratet geweſen, in T. abermals Witwer geworden und gedachte nunmehr, eine neue Ehe mit einem jungen Mädchen einzugehen, das aus einer im Kreiſe anſäſſigen unbegüterten Gutsbeſitzerfamilie ſtammte. Das Fräulein hieß Anna Nikolajewna, und alles an der Kleinen war genau ſo unbedeutend wie ihr Name. Sie war mittelgroß, mittelſtark, nicht ſchön und nicht häßlich. Sie hatte blonde Haare, blaue Äuglein, purpurrote Lippen,

weiße Zähnchen, ein rundes Geſicht und Grübchen in den roten Wangen. Mit einem Wort, ſie war keine Perſönlichkeit, die einen jungen Menſchen in Taumel verſetzen konnte, ſondern das, was man ‚Troſt der Greiſe‘ zu nennen pflegt.

Unſer Kommandeur wurde mit ihr auf der Adelsverſammlung durch ihren Bruder bekannt, der bei uns als Kornett diente, und machte den Eltern auch durch ihn einen Antrag.

Die Sache ging ganz einfach vor ſich, kameradſchaftlich ſozuſagen. Der Kommandeur ließ den Kornett zu ſich rufen.

‚Hören Sie, Ihre werte Schweſter hat einen ſehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht, aber Sie wiſſen, bei meinen Jahren und bei meiner Stellung wäre es mir ſehr unangenehm, einen Korb zu erhalten. Wir beide ſind jedoch Soldaten und Kameraden, Ihre freimütige Antwort würde mich alſo niemals verletzen, mag ſie ausfallen wie ſie will ... Wenn ſie gut lautet, dann iſt's gut, ſollten Sie mir jedoch eine Abſage bringen, dann bewahre mich Gott vor dem Gedanken, Sie dies auf irgendeine Weiſe perſönlich fühlen zu laſſen. Erkundigen Sie ſich alſo!‘

Der Kornett antwortete genau ſo ſchlicht: ‚Bitte ſehr, ich will mich erkundigen.‘

‚Sehr verbunden.‘

‚Darf ich zu dieſem Zweck drei oder vier Tage Urlaub haben?‘

‚Aber ich bitte Sie, eine Woche, wenn Sie wollen.‘

‚Und geſtatten Sie, daß auch mein Vetter mitkommt?‘

Sein Vetter war ein ebenſo junges, rotwangiges Bürſchchen wie der Kornett. Wegen ſeiner Jugend und mädchenhaften Reinheit nannten ihn alle ‚Saſcha, die Roſe!‘ Eine beſondere Beſchreibung verdient keiner der beiden jungen Leute, da ſich weder der eine noch der andere durch etwas Bemerkenswertes und Hervorragendes auszeichnete.

Der Kommandeur fragte den Kornett: ‚Wozu brauchen Sie denn Ihren Vetter bei dieſer Familienangelegenheit?‘

Der antwortete, daß ſein Vetter eben der Beſprechung wegen durchaus dabei ſein müſſe: ‚Während ich mit Vater und Mutter rede, wird ſich der Vetter meiner Schweſter widmen und ihre Aufmerkſamkeit ſo lange ablenken, bis ich die Angelegenheit mit meinen Eltern erledigt habe.‘

Der Kommandeur erwiderte: ‚Wenn die Sache ſo liegt, fahren Sie meinetwegen alle beide, ich werde Ihren Vetter beurlauben.‘

Die Kornetts reiſten ab, und ihre Miſſion war von vollem Erfolg gekrönt.

Nach einigen Tagen kam der Bruder zurück und berichtete ſeinem Kommandeur: ‚Wenn es Ihnen beliebt, können Sie meinen Eltern ſchreiben oder Ihren Antrag mündlich machen. Sie haben keine Abſage zu gewärtigen.‘

‚Und was meint Ihre Schweſter dazu?‘ fragte der Kommandeur.

‚Meine Schweſter iſt ebenfalls einverſtanden.‘

‚Aber wie will ſie ... das heißt ... freut ſie ſich oder freut ſie ſich nicht?‘

‚Ich weiß nicht‘ ...

‚Nun, Sie werden doch wenigſtens wiſſen, ob bei ihr Zufriedenheit oder Unzufriedenheit überwiegt.‘

‚Die Wahrheit zu ſagen, hat ſie weder das eine noch das andere zum Ausdruck gebracht. Sie ſagte: Wenn es Ihnen angenehm iſt, Papachen und Mamachen, will ich Ihnen gehorchen.‘

‚Nun ja, es iſt ja ſehr ſchön, daß ſie ſo ſpricht und ſich fügt, aber man kann doch einem jungen Mädchen am Geſicht, an den Augen ableſen, wie ſeine Gedanken ſind.‘

Der Kornett entſchuldigte ſich, daß er als Bruder an das Geſicht ſeiner Schweſter zu ſehr gewöhnt ſei und auf den Ausdruck ihrer Augen nicht geachtet habe. Er könne alſo in dieſer Hinſicht nichts Beſtimmtes ſagen.

‚Aber vielleicht hat Ihr Vetter etwas gemerkt, Sie haben doch gewiß auf dem Rückweg mit ihm darüber geſprochen!‘

‚Nein,‘ antwortete der Kornett, ‚wir konnten nicht darüber ſprechen, weil ich mich beeilte, Ihren Auftrag zu erledigen, und allein zurückgekehrt bin. Ich mußte ihn bei den Meinen zurücklaſſen und habe die Ehre, ihn hiermit krank zu melden. Er wurde von einem plötzlichen Unwohlſein befallen, und wir haben ſogleich ſeinen Vater und ſeine Mutter benachrichtigt.‘

‚So ſo! Was war denn los mit ihm?‘

‚Er bekam einen Schwindelanfall und eine plötzliche Ohnmacht.‘

‚Schau einer an, alſo unpäßlich geworden wie ein junges Mädchen. Na, ſchön! Ich danke Ihnen ſehr, und da wir nun ſozuſagen Verwandte ſind, bitte ich Sie, dazubleiben und mit mir zu Mittag zu ſpeiſen.‘

Während des Mahles brachte der Kommandeur immer wieder die Rede auf den Vetter, fragte, was er für ein Menſch ſei, welche Stellung er im Hauſe des Kornetts einnehme, und erkundigte ſich noch einmal, unter welchen Umſtänden er in Ohnmacht gefallen ſei. Dabei goß er dem jungen Mann immer wieder Wein ein und machte ihn ſo trunken, daß er ſich ſicher verplappert hätte, wenn ein Anlaß vorgelegen hätte. Doch dies war zum Glück nicht der Fall, und der Kommandeur führte bald danach Anna Nikolajewna als ſeine Gattin heim. Wir waren alle bei der Hochzeit und tranken uns einen gehörigen Rauſch an. Die beiden Kornetts, der Bruder und der Vetter, waren ſogar Brautführer, und beide benahmen ſich auch nicht im geringſten auffällig.

Die jungen Leute ſetzten ihr früheres tolles Leben fort, unſere neue Obriſtin aber begann bald an Leibesfülle zuzunehmen und beſondere Gelüſte zu äußern. Der Kommandeur war darüber hocherfreut, und wir waren alle nach Kräften bemüht, ihre Launen zu befriedigen; am meiſten taten ſich darin die beiden Kornetts, ihr Bruder und ihr Vetter hervor. Bald aus dieſem, bald aus jenem Grunde jagten die Troiken nach Moskau, um herbeizuholen, wonach die junge Frau Verlangen hatte.

Ich entſinne mich, daß ſie nie ausgeſuchte Delikateſſen, ſondern ſtets einfache Sachen haben wollte, die jedoch nicht immer leicht zu beſchaffen waren. Bald hatte ſie ein Gelüſte nach Sultan-Datteln, bald nach griechiſcher Konfitüre, mit einem Wort, nach etwas Kindlichem. Und ſie ſchaute auch ſelbſt ſo naiv wie ein Kind drein. Schließlich nahte ihre ſchwere Stunde, und man holte für Anna Nikolajewna eine Hebamme aus Moskau herbei. Wie mir eben einfällt, langte dieſe Dame während des Abendläutens in der Stadt an und wir machten uns noch darüber luſtig: ‚Sieh mal einer an, die weiſe Frau wird mit Glockengeläut empfangen! Was wird ſie wohl für Freuden mit ſich bringen!‘ Und wir warteten auf das Ereignis, als ob es eine unmittelbare Angelegenheit des ganzen Regiments wäre. Indeſſen ereignete ſich ein ganz unerwarteter Vorfall.

4

Wenn Sie bei Bret Harte geleſen haben, mit welcher Anteilnahme ein Häuflein Vagabunden in der amerikaniſchen Prärie vor Langeweile die Geburt des Kindes einer ihnen ganz fernſtehenden Frau verfolgte, werden Sie nicht ſtaunen, wie brennend wir verbummelten Offiziere, die ebenfalls eine Art Vagabunden waren, mit dem Ereignis beſchäftigt waren, daß Gott unſerer jungen Obriſtin ein Kindlein ſchenkte. Dieſes Geſchehnis erhielt plötzlich aus irgendeinem Grunde in unſeren Augen eine ſo umfaſſende Bedeutung, daß wir ſogar beſchloſſen, das Erſcheinen des neuen Erden-

bürgers mit einem großen Trinkgelage zu feiern und zu dieſem Zweck unſerm Wirt befahlen, einen möglichſt großen Vorrat von Sekt bereit zu halten. Um uns unterdeſſen die Zeit nicht lang werden zu laſſen, ſetzten wir uns während des Abendläutens an den Kartentiſch und begannen, wie wir uns damals ausdrückten, ‚für Majeſtät zu ſchuften‘.

Ich wiederhole, daß das Spiel für uns eine Unterhaltung, eine Gewohnheit und eine Arbeit bedeutete und zudem das beſte uns bekannte Mittel war, die Langeweile zu überwinden. Die Sache begann an dieſem Abend wie immer. Den Anfang machten die Älteren, die Rittmeiſter und Stabsrittmeiſter, deren Bart und Schläfenhaare ſchon zu ergrauen begannen. Sie ſetzten ſich eben nieder, als die Glocken zur Abendmeſſe läuteten und die Bürger, ſich tief vor einander verneigend, in die Kirchen zogen, um zu beichten. Ich muß erwähnen, daß ſich der von mir geſchilderte Vorgang in der fünften oder ſechſten Faſtenwoche vor Oſtern abſpielte.

Die Rittmeiſter betrachteten dieſe braven Chriſten, nahmen ſodann auch die Hebamme in Augenſchein, wünſchten ihr mit ihren ſchlichten Soldatengemütern Erfolg und beſtmögliches Wohlergehen, ließen aber dann in dem großen Gaſtzimmer die grünen Kattunvorhänge herunter, zündeten die Kandelaber an und begannen ihren Dienſt.

Die Jugend machte unterdeſſen noch einige Runden durch die Straßen, ſpazierte an den Kaufmannshäuſern vorbei, liebäugelte mit den Töchtern der Kauf-

herren und fand ſich bei Einbruch der Dunkelheit ebenfalls bei den Kandelabern ein.

Ich habe noch ſehr gut in Erinnerung, wie dieſer Abend diesſeits und jenſeits der grünen Vorhänge verlief. Draußen war es prachtvoll. Ein lichter klarer Märztag verloſch in flammendem Abendrot; die Pfützen, die tagsüber aufgetaut waren, überzogen ſich wieder mit einer feſten Eisſchicht; obwohl es friſch war, wehte in der Luft doch ſchon ein Hauch von Frühling und hoch droben hörte man die Lerchen ſingen. Die frommen Bürger, die ihre Sünden gebeichtet hatten, ſchritten ſtill aus den halberleuchteten Kirchen heraus. Langſam und bedächtig ging jeder für ſich, ohne mit den andern zu plaudern, ſeinem Hauſe zu und verſchwand in tiefem Schweigen. Sie alle kannten keine andere Sorge, als ſich durch nichts ablenken zu laſſen und den Frieden und die Ruhe, die ihre Herzen erfüllten, nicht zu verlieren.

In der auch ohnehin nicht ſehr geräuſchvollen Stadt herrſchte mit einem Mal tiefe Stille. Die Tore wurden geſchloſſen, hinter den Zäunen hörte man die Hunde an ihren Ketten zerren; die kleinen Gaſthäuſer ſchloſſen ihre Pforten und nur vor dem von uns mit Beſchlag belegten Gaſthaus hielten zwei beſſere Droſchken in der Erwartung, daß wir ſie aus irgendeinem Grunde nötig haben würden.

In dieſem Augenblick vernahm man das Getrappel eines vor einem großen Reiſeſchlitten laufenden Dreigeſpanns auf der Hauptſtraße. Der Schlitten hielt vor dem Gaſthaus. Ein unbekannter großer Herr

in einem Bärenpelz mit langen Ärmeln ſtieg aus und fragte: ‚Iſt hier ein Zimmer frei?‘

Dies geſchah in dem gleichen Augenblick, als ich und noch zwei junge Offiziere am Portal des Gaſthofes erſchienen. Wir hatten die letzte Promenade vor den Fenſtern gemacht, in denen ſich die ſprödeſten Kaufmannstöchter allabendlich zu zeigen pflegten.

Wir hörten, wie der Ankömmling ein Zimmer verlangte, und wie der alte Zimmerkellner Marko, der zu ihm hinausgeſprungen war, ihn mit ‚Auguſt Matwejitſch‘ anredete, ihm zu ſeiner glücklichen Rückkehr gratulierte und dann auf ſeine Frage antwortete: ‚Ich wage nicht, Herr Auguſt Matwejitſch, Euer Gnaden vorzulügen, daß wir kein Zimmer frei hätten. Es gibt ſchon Zimmer, aber ich habe die Befürchtung, daß Sie nicht damit zufrieden ſein werden!‘

‚Warum denn?‘ fragte der Ankömmling. ‚Schlechte Luft oder Wanzen?‘

‚Keineswegs, Sie wiſſen ja, bei uns herrſcht Sauberkeit, nein, ich meine, bei uns wohnen ſo viele Offiziere ...‘

‚Und die machen ſolchen Lärm, was?‘

‚Hm .. ja .. nun, Sie wiſſen doch, die Herren ſind alle Junggeſellen, laufen hin und her, pfeifen ... Ich möchte nur, daß Sie nicht hinterher böſe auf uns ſind und Ihre Unzufriedenheit äußern. Wir ſind nämlich nicht imſtande, die Herren zur Ruhe zu bringen.‘

‚Das wäre ja auch noch ſchöner, wenn ihr es wagtet, Offiziere zur Ruhe zu weiſen. Das dürfte euch auch ſchlecht bekommen ... Immerhin, ich bin

ſo müde, daß ich die eine Nacht ſchon werde ſchlafen können.‘

‚O bitte ſehr, ich wollte ja Euer Gnaden auch nur vorher darauf aufmerkſam machen. Ein Zimmer ſteht Ihnen natürlich ſofort zur Verfügung. Darf ich Ihren Koffer und die Kiſſen hinaufſchaffen?‘

‚Ja, mein Lieber, bringe ſie in mein Zimmer. Ich bin von Moskau ohne Unterbrechung bis hierher gefahren und habe ſolch ſtarkes Bedürfnis zu ſchlafen, daß ich mich vor keinem Lärm fürchte; mich wird nichts ſtören.‘

Der Kellner geleitete den Gaſt. Wir begaben uns in das Zimmer des Schwadronsrittmeiſters, das größte im Gaſthaus.

Das Spiel war in vollem Gang. Faſt die ganze Kumpanei nahm daran teil. Nur einer fehlte, Saſcha, der Vetter unſerer Obriſtin. Er klagte über Unwohlſein, wollte weder trinken noch ſpielen und ging die ganze Zeit im Korridor auf und ab.

Der Bruder der Obriſtin war mit uns bei der Fenſterpromenade geweſen und nahm nun auch mit uns am Spiele teil. Saſcha jedoch kam nur einmal für kurze Zeit in das Spielzimmer, ging ſogleich wieder hinaus und begann wieder auf und ab zu wandeln.

Er benahm ſich ſo ſeltſam, daß wir auf ihn aufmerkſam werden mußten. Es machte in der Tat den Eindruck, als ob er ſich nicht ganz wohl fühle; wir wußten nicht, war er krank oder traurig oder zerſtreut. Betrachtete man ihn jedoch genauer, ſo konnte man

glauben, daß ihm überhaupt nichts fehle. Man kam nur zu dem Schluß, daß er mit ſeinen Gedanken weit entfernt war und von etwas Fremdem und ganz Unverſtändlichem gefeſſelt wurde. Wir fragten ihn ſpöttiſch, ob er ſich vielleicht für die Hebamme intereſſiere, und maßen ſeinem Benehmen weiter keine beſondere Bedeutung bei. In der Tat, er war noch ein ſehr junger Menſch und nicht ſo recht an den aus ‚neun Elementen‘ beſtehenden Offizierstrank gewöhnt. Wahrſcheinlich war ihm von den vorangegangenen anſtrengenden Zechereien ſchlecht geworden. Außerdem war das Spielzimmer wie gewöhnlich voller Rauch, ſo daß man leicht Kopfweh bekommen konnte. Möglicherweiſe waren auch Saſchas Finanzen in Unordnung, da er in der letzten Zeit unvorſichtig geſpielt und bedeutende Verluſte erlitten hatte. Dabei war er ein junger Mann von ſtrengen Grundſätzen und ſchämte ſich, ſeine Eltern ſo oft zu beunruhigen.

Kurz und gut, wir ließen ihn leiſen Schritts in dem mit einem Tuchläufer bedeckten Korridor auf und ab gehen, während wir ſelbſt ſpielten, tranken und aßen, ſtritten und lärmten. Wir achteten nicht der eilenden Stunden und vergaßen das feierliche Ereignis, auf das man in der Familie unſeres Oberſten wartete, vollſtändig, zumal da wir ungefähr eine Stunde nach Mitternacht durch ein unerwartetes Ereignis abgelenkt wurden, das der uns unbekannte Herr herbeiführte, den wir, wie ich ſchon ſagte, aus ſeinem Reiſeſchlitten ſteigen und in unſerm Gaſthof Nachtquartier hatten nehmen ſehen.

Um zwei Uhr nachts erſchien in dem Zimmer, wo wir ſpielten, der alte Kellner Marko. Nachdem er eine Weile mit der Sprache zurückgehalten hatte, meldete er, daß der im Zimmer ſo und ſo untergebrachte ‚fürſtliche Hauptverwalter‘ ihn zu uns ſchicke. Er bitte um Entſchuldigung und laſſe mitteilen, daß er nicht ſchlafen könne und ſich langweile. Er erlaube ſich deshalb die Anfrage, ob ihm die Herren Offiziere nicht geſtatten möchten, zu ihnen zu kommen und an ihrem Spiel teilzunehmen.

‚Kennſt du den Herrn?‘ fragte unſer älteſter Offizier.

‚Ich bitte Sie, wie ſoll ich Auguſt Matwejitſch nicht kennen! Hier wie überall in Rußland, wo ſich Beſitzungen des Fürſten befinden, kennt ihn jedes Kind. Auguſt Matwejitſch iſt der Generalbevollmächtigte des geſamten fürſtlichen Vermögens und Beſitztums und erhält nahe an die vierzigtauſend Rubel Gehalt im Jahre. (Damals rechnete man noch nach Aſſignaten.)

‚Er iſt Pole, was?‘

‚Jawohl, aber ein wirklich vornehmer Herr. Er war früher aktiver Offizier.‘

Wir alle hielten den Kellner, der uns dies berichtete, für einen ordentlichen und uns ergebenen Mann. Er war ziemlich intelligent und ſehr fromm. Jeden Morgen ging er zur Frühmeſſe, und er ſammelte Geld, um eine Glocke für die Kirche ſeines Heimatdorfes zu ſtiften. Als Marko ſah, daß wir nicht abgeneigt waren, den

Herrn zu empfangen, ſchürte er das Intereſſe für ihn noch mehr.

‚Auguſt Matwejitſch kommt eben aus Moskau,‘ ſagte er, ‚wo er zwei Güter des Fürſten bei der Vormundſchaftsbank verpfändet haben ſoll. Er muß eine Menge Geld bei ſich haben. Er hat den Wunſch, ſich etwas zu zerſtreuen.‘

Wir blinzelten einander zu, flüſterten eine Weile und kamen zu dem Entſchluß: ‚Mag er nur ſeine Füchſe in unſere Börſe hinüberwechſeln laſſen. Der neue Mann ſoll ruhig kommen und neuen Zug in die Geſellſchaft bringen!‘

‚Sage uns nur noch das eine,‘ ſagten wir zu Marko, ‚hat er Geld bei ſich?‘

‚Aber ich bitte Sie! Auguſt Matwejitſch pflegt niemals ohne Geld zu ſein!‘

‚Nun ſchön, dann mag er herkommen und ſein Geld mitbringen. Wir ſind ſehr erfreut, nicht wahr, meine Herren?‘ wandte ſich der älteſte Rittmeiſter an uns.

Alle ſtimmten zu.

‚Alſo ſchön! Marko, ſage dem Herrn, wir ließen bitten.‘

‚Zu Befehl!‘

‚Halt, warte noch einen Augenblick!... deute ihm auf jeden Fall an oder ſage es ihm frei heraus, daß wir auch im Kameradenkreiſe prinzipiell nur um bares Geld ſpielen. Bei uns gibt es unter keinen Umſtänden Kredit und Schuldſcheine.‘

‚Zu Befehl! Ich glaube, Sie brauchen ſich deshalb

nicht zu beunruhigen. Er iſt immer mit Bargeld verſehen.‘

‚Nun, dann bitte ihn zu uns!‘

Nach einer kleinen Weile, die eben groß genug war, daß ſich ein Mann, der kein Stutzer war, ankleiden konnte, tat ſich die Tür auf und in unſerer Qualmwolke erſchien der Unbekannte. Er ſah recht gut aus, war groß, ſtattlich und bereits etwas bejahrt. Obwohl er Zivil trug, hielt er ſich wie ein Offizier. Ja, man kann faſt ſagen, er beſaß jene Haltung des Gardeoffiziers, die damals Mode war, das heißt, ſein Auftreten war keck und ſelbſtbewußt, aber mit einer von Gleichmut und Blaſiertheit zeugenden läſſigen Grazie. Er hatte ein hübſches Geſicht, deſſen Falten ebenſo ſorgſam verteilt waren wie die Strahlen auf dem metalliſch glänzenden Zifferblatt einer engliſchen Standuhr von Graham, deren vielgeſtaltiger Mechanismus den Gang der Zeiger genau reguliert.

Der Unbekannte war auch ſo lang wie eine Standuhr, und ſeine Stimme klang wie das Schlagwerk einer Grahamſchen Uhr.

‚Ich bitte die Herren um Verzeihung,‘ begann er, ‚weil ich mir erlaubte, um Zutritt zu Ihrem Kameradenkreis zu bitten. Ich heiße ſo und ſo (er nannte ſeinen Namen), bin auf der Heimreiſe von Moskau und gedachte hier etwas zu raſten. Inzwiſchen hörte ich jedoch Ihre Stimmen, und die Ruhe floh meine Augen. Mich riß es wie ein altes Kampfroß zuſammen, und ich danke Ihnen aufrichtig, daß Sie mich bei ſich aufnehmen.‘

Man antwortete: ‚Aber bitt' ſchön! Aber bitt' ſchön! Wir ſind einfache Leute und machen nicht viel Umſtände. Wir ſind lauter Kameraden und bewegen uns hier ganz ungezwungen.'

‚Einfachheit', verſetzte er, ‚iſt das Schönſte, was es gibt, Gott liebt ſie und in ihr iſt alle Poeſie des Lebens enthalten. Ich habe ſelbſt bei der Armee geſtanden, und wenn ich auch trotz einer glücklichen Karriere wegen einer Familienangelegenheit den Abſchied nehmen mußte, habe ich mir doch die militäriſchen Gewohnheiten bewahrt und bin ein Feind aller Zeremonien. Aber ich ſehe, daß Sie in Röcken daſitzen, meine Herren, obwohl es hier heiß iſt!'

‚Offengeſtanden, wir haben unſere Röcke ſoeben erſt zum Empfang des uns unbekannten Herrn angezogen.'

‚Ach wie peinlich! Sehen Sie, das fürchtete ich ja eben! Wenn Sie jedoch ſchon ſo liebenswürdig waren, mich bei ſich aufzunehmen, könnten Sie mir ſogleich zum Beginn unſerer Bekanntſchaft kein aufrichtigeres Vergnügen bereiten, als wenn Sie ſich Ihrer Röcke wieder entledigen und ſich genau ſo benehmen wollten wie vor meinem Erſcheinen.'

Die Offiziere gaben nach, zogen ihre Röcke aus und ſaßen alsbald wieder in Weſte und Hemdärmeln da. Sie forderten jedoch von dem Unbekannten das gleiche. Auguſt Matwejitſch willigte ſofort ein, legte ſeine elegant und ſolid gearbeitete Joppe ab, deren Ärmel mit blauer Seide gefüttert waren, und weigerte ſich nicht, ‚auf die Bekanntſchaft mit allen Anweſenden' ein Gläschen Schnaps zu trinken.

Wir tranken alle ein Gläschen und aßen einen Happen. Dabei fiel uns unſer Vetter Saſcha wieder ein, der noch immer ſeinen Spaziergang durch den Korridor machte.

‚Verzeihung,‘ ſagte man zu dem Herrn, ‚einer unſerer Kameraden fehlt noch. Wir wollen ihn herbeirufen.‘

Auguſt Matwejitſch ſagte: ‚Sie meinen gewiß den intereſſanten jungen Kornett, der draußen im Korridor in ſo rührender Verſunkenheit auf und ab geht?‘

‚Jawohl.‘

‚Rufen Sie ihn her, meine Herren.‘

‚Er will nicht kommen.‘

‚Was für Albernheiten! ... Er iſt ein lieber junger Kamerad und hat ſich im Trinken und Spielen ſchon allerhand Kenntniſſe erworben. Heute iſt er jedoch plötzlich ganz verändert und wie vor den Kopf geſchlagen. Bringt ihn mit Gewalt her, Herrſchaften!‘

Man vernahm Widerſpruch und einige meinten, Saſcha könne möglicherweiſe wirklich krank ſein.

‚Was zum Teufel! ich wette meinen Kopf, daß er einfach müde iſt oder ſich wegen ſeines großen Verluſtes Gedanken macht. An derartige Dinge iſt er noch nicht gewöhnt.‘

‚Hat denn der Kornett viel verloren?‘

‚Ja, in der letzten Zeit hatte er ſchreckliches Pech, er war niemals bei der Sache und verlor immerzu.‘

‚So, ſo, na das kommt vor. Aber er ſieht mir aus, als ob er nicht ſo ſehr Unglück im Spiel, als Unglück in der Liebe hätte.‘

‚Haben Sie ihn denn geſehen?‘

‚Ja. Und noch dazu ganz zufällig. Er war ſo verſonnen und abweſend, daß er aus Verſehen in mein Zimmer kam, ſtatt in das ſeinige zu gehen. Ohne mich im Bett zu ſehen, begab er ſich geradewegs auf die Kommode zu und begann dort etwas zu ſuchen. Ich dachte ſogar, er ſei ein Schlafwandler, und rief Marko herbei.‘

‚Wie ſeltſam!‘

‚Als ihn Marko fragte, was er hier ſuche, verſtand er ihn ſcheinbar nicht gleich. Plötzlich begriff das arme Kerlchen jedoch ſein Verſehen und wurde ſehr verwirrt ... Ich entſann mich der alten Zeiten und dachte: ſicherlich Liebeskummer!‘

‚Ach was, Liebeskummer! Das wird ſchon vergehen. Sie in Polen, mein Herr, legen ſolchen Sentiments allzuviel Bedeutung bei, doch wir Ruſſen ſind ein rauhes Volk.‘

‚Ja, aber in dem Ausſehen dieſes jungen Mannes iſt nichts Rauhes, im Gegenteil, er ſcheint mir ſehr zart zu ſein und kam mir ſehr aufgeregt oder unruhig vor.‘

‚Er iſt einfach müde und nach unſerer Philoſophie hilft hier nichts anderes als Gewalt. Ich bitte zwei von Ihnen, meine Herren, hinauszugehen und Saſcha hereinzubringen; er ſoll ſich gegen den Verdacht, hoffnungslos verliebt zu ſein, verteidigen.‘

Zwei Offiziere gingen hinaus und kehrten mit Saſcha zurück, auf deſſen jungem Geſicht Müdigkeit, Verwirrung und ein Lächeln einander zu überwinden ſuchten.

Er ſagte, daß er ſich tatſächlich nicht wohl fühle, und daß er nur deshalb ſo verwirrt ſei, weil man ſich unabläſſig mit ihm zu ſchaffen mache. Als man ſcherzend bemerkte, daß ſogar der unbekannte Herr ‚ſein vor Liebe leidendes Herz‘ bemerkt habe, ſchoß Saſcha plötzlich das Blut ins Geſicht; er blickte unſern Gaſt mit unſagbarem Haß an und rief mit biſſiger Schärfe: ‚Unſinn!‘

Er bat um die Erlaubnis, in ſein Zimmer zu gehen und ſich ſchlafen zu legen. Man erinnerte ihn jedoch daran, daß man heute ein wichtiges Ereignis erwarte, das alle gemeinſam begrüßen wollten. Darum ſei es unſtatthaft, die Geſellſchaft zu verlaſſen. Bei Erwähnung des ‚freudigen Ereigniſſes‘ wurde Saſcha abermals leichenblaß.

Man ſagte ihm: ‚Weggehen darfſt du nicht, aber wenn du nicht ſpielen willſt, dann trinke ein Gläschen Schnaps, zieh deinen Rock aus und lege dich hier auf den Diwan. Wenn wir hören, daß drüben das Kind ſchreit, wecken wir dich.‘

Saſcha gehorchte, doch nur zum Teil. Das Gläschen Schnaps trank er, aber den Rock zog er nicht aus; er legte ſich auch nicht auf den Diwan, ſondern ſetzte ſich in die dunkle Fenſterniſche, woher wegen des ſchlecht ſchließenden Rahmens ein kühler Luftzug ins Zimmer wehte, und begann auf die Straße hinauszuſchauen.

Ich vermag Ihnen nicht zu ſagen, ob er jemand erwartete und nach ihm Ausſchau hielt oder ob er nur innerlich aufgeregt war; jedenfalls ſtierte er die ganze

Zeit auf die flackernde Laterne, die kreiſchend im Winde hin und her ſchaukelte, lehnte ſich in das Dunkel zurück und machte zuweilen den Eindruck, als ob er aufſpringen und davonlaufen wollte.

Unſer Unbekannter, neben dem ich ſaß, bemerkte, daß ich Saſcha beobachtete, und tat dasſelbe. Ich konnte es an ſeinen Blicken ſehen und auch an dem erkennen, was er mir ſagte. Ich werde mein Leben lang nicht die ſchrecklichen Worte vergeſſen, die er mir zuflüſterte: ‚Dieſer Kamerad iſt wohl ein intimer Freund von Ihnen?‘

Dabei warf er einen ſchnellen Blick zu dem niedergeſchlagenen Saſcha hinüber.

‚Gewiß!‘ antwortete ich ein wenig hitzig — ich war ja ein Jüngling —, denn ich ſah in dieſer Frage eine unangebrachte Vertraulichkeit.

Auguſt Matwejitſch merkte es und drückte leiſe meine Hand unterm Tiſch. Ich blickte in ſein korrektes, hübſches Geſicht und abermals kam mir infolge irgendeiner Ideenaſſoziation eine ſich ſtets gleichbleibende Grahamſche Uhr in langem Gehäuſe in den Sinn. Jeder Zeiger legt ſeinen beſtimmten Weg zurück, weiſt Stunden, Tage, Minuten und Sekunden, die Mondphaſen und die Tierbilder; das Zifferblatt aber bleibt immer gleich kühl und unberührt; die Uhr kann alles, zeigt alles und bleibt unverändert.

Nachdem mich Auguſt Matwejitſch mit ſeinem liebenswürdigen Händedruck verſöhnt hatte, fuhr er fort: ‚Seien Sie mir nicht böſe, junger Mann! Glauben Sie, ich will von Ihrem Kameraden nichts Übles

ſagen; aber ich habe ziemlich viel erlebt, und ſein Ausſehen frappiert mich.‘

‚Wieſo?‘

‚Er erſcheint mir irgendwie . . . wie ſoll ich es Ihnen ſagen . . . gezeichnet. Er rührt mich tief und beunruhigt mich.‘

‚Er beunruhigt Sie?‘

‚Ja.‘

‚Nun, ich darf Sie verſichern, daß Sie ſich vollkommen unnütz beunruhigen. Ich kenne meinen Kameraden genau und ſchwöre Ihnen, daß es in ſeinem Leben nichts gibt, was deſſen ruhigen Verlauf ſtören oder zerreißen könnte.‘

‚Zerreißen!‘ wiederholte er. ‚C'est le mot! Den ruhigen Verlauf ſeines Lebens zerreißen!‘

Mir war unangenehm zu Mute. Warum hatte ich mich nur ſo ausgedrückt und dem Unbekannten Gelegenheit gegeben, ſich an meine Worte zu klammern!

Auguſt Matwejitſch begann mir plötzlich zu mißfallen, und ich ſah ihm feindſelig ins Geſicht, das ſo ſehr dem Zifferblatt einer Grahamſchen Uhr glich. Ich ſah darin etwas Harmoniſches, doch zugleich Bedrückendes und Unwiderſtehliches. Der Zeiger läuft und läuft . . . das Läutwerk ertönt . . . und wieder geht es weiter. Alles, was der Mann an ſich hatte, war von ausgeſuchter Güte. Dort ſchauten die Manſchetten ſeines Hemdes hervor, das unvergleichlich feiner und weißer als unſere Hemden war, und darunter ſchimmerte wie Blut eine rotſeidene Weſte. Es ſah aus, als ob er ſich die Haut abgezogen und umgekehrt wieder

aufgelegt hätte. Am Handgelenk trug er ein goldenes Frauenarmband, das bald bis auf die Knöchel herunterrutſchte, bald wieder im Ärmel verſchwand. Man konnte deutlich den mit polniſchen Buchſtaben geſchriebenen ruſſiſchen Namen ‚Olga‘ darauf leſen.

Ich ärgerte mich aus irgendeinem Grunde über dieſes ‚Olga‘. Wer ſie war, ob ſeine Angehörige oder ſeine Geliebte, dünkte mich gleich ärgerlich.

‚Warum, wozu, weshalb?‘ ich weiß es nicht. Es war eine der tauſend Dummheiten, deren Grund man nicht kennt und die nur kommen, ‚um den Sinn des Sterblichen zu verwirren‘.

Ich entſinne mich jedoch, daß ich das Bedürfnis hatte, mich von meinem Wort ‚zerreißen‘, dem er eine ſo unerwünſchte Bedeutung gegeben hatte, loszumachen, und ſagte: ‚Ich bedauere, mich ſo ausgedrückt zu haben, aber der von mir gebrauchte Ausdruck kann keinen Doppelſinn haben. Mein Kamerad iſt jung, vermögend, der einzige Sohn ſeiner Eltern, allgemein beliebt.‘ . . .

‚Und dennoch . . . er gefällt mir nicht.‘

‚Ich verſtehe Sie nicht.‘

‚Er iſt doch ſterblich?‘

‚Gewiß, genau wie Sie und ich, wie jeder Menſch.‘

‚Vollkommen richtig, nur ſehe ich weder an den andern noch an mir und Ihnen dieſelben verhängnisvollen Merkmale wie an ihm.‘

‚Was für verhängnisvolle Merkmale? Wovon reden Sie?‘ Ich lachte ſehr unangebracht.

‚Warum lachen Sie denn darüber?‘

‚Verzeihen Sie,‘ ſagte ich, ‚ich geſtehe, daß mein Lachen nicht am Platze war, aber ſtellen Sie ſich meine Lage vor. Wir betrachten beide die gleiche Perſon, und Sie erzählen mir, daß Sie etwas Ungewöhnliches an ihr ſehen, während ich durchaus nichts anderes an meinem Freund erblicke als das, was ich immer vor Augen gehabt habe.‘

‚Immer? Unmöglich!‘

‚Ich verſichere es Ihnen.‘

‚Den hypokratiſchen Zug?‘

‚Davon verſtehe ich nichts.‘

‚Warum nicht? Es iſt der ſogenannte agent psychique.‘

‚Das verſtehe ich nicht,‘ ſagte ich und fühlte, daß dies Wort eine törichte Furcht in mir auslöſte.

‚Agent psychique oder der hypokratiſche Zug ſind unerklärliche, verhängnisvolle, ſeltſame Merkmale, über die man ſchon längſt Beſcheid weiß. Dieſe unerklärlichen Linien erſcheinen auf den Geſichtern der Menſchen nur in verhängnisvollen Minuten ihres Lebens, nur kurz bevor ſie den großen Schritt in jenes Land tun, woher noch nie jemand wieder zu uns zurückgekehrt iſt ... Die Schottländer und die Hindus aus den Blauen Bergen verſtehen es ausgezeichnet, dieſe Linien zu erkennen.‘

‚Waren Sie in Schottland?‘

‚Ja, ich ſtudierte in England Landwirtſchaft und reiſte auch durch Hindoſtan.‘

‚Nun, und Sie ſagen, daß Sie die Ihnen vertrauten Schickſalszeichen jetzt bei unſerem guten Saſcha ſehen?‘

‚Ja; wenn dieſer junge Mann jetzt noch Saſcha heißt, dann wird er, denke ich, ſchon bald einen andern Namen erhalten.‘

Ich fühlte, wie mich das Grauen packte, und war unſagbar froh, als in dieſem Augenblick einer von unſeren Offizieren, der ſchon ſtark angeheitert war, an uns herantrat und mich fragte: ‚Na, worüber ſtreiteſt du dich denn mit dieſem Herrn?‘

Ich antwortete, daß wir gar nicht ſtritten, ſondern eine ſehr ſeltſame und mich in hohem Maße beunruhigende Unterhaltung führten.

Der Offizier, ein einfacher und entſchloſſener Burſche, warf einen Blick auf Saſcha und ſagte: ‚Er ſieht in der Tat ſcheußlich aus!‘ Doch gleich darauf wandte er ſich an Auguſt Matwejitſch und fragte ihn trocken: ‚Sind Sie Phrenologe oder Wahrſager?‘

Der antwortete: ‚Ich bin weder Phrenologe noch Wahrſager.‘

‚Sondern weiß der Teufel was.‘

‚Nun, das ſtimmt auch nicht, ich bin auch nicht ›weiß der Teufel was‹‘, gab Auguſt Matwejitſch ruhig zurück.

‚Alſo ſind Sie ein Zauberer?‘

‚Auch kein Zauberer.‘

‚Aber was?‘

‚Ein Myſtiker!‘

‚Aha! Sie ſind ein Myſtiker! Das heißt ein guter Whiſtiker. Weiß, weiß, derlei Leute kennen wir!‘ ſagte der Offizier gedehnt. Obwohl er ſchon ziemlich betrunken war, wandte er ſich wieder

dem Schnaps zu, um ſich mit einem Gläschen zu ſtärken.

Auguſt Matwejitſch blickte ihm halb bedauernd, halb verächtlich nach. Die Zeiger auf ſeinem Zifferblatt rückten weiter. Er ſtand auf und trat zu den Spielern, während er Kraſinſkis Verſe vor ſich hinmurmelte:

‚Ich will keinen Gott, was ſchert mich der Himmel,
Ich will nicht hinein . . .‘

Ich fühlte mich plötzlich ſelbſt nicht mehr, und es war mir, als ob ich mich mit dem berüchtigten Pan Twardowſki ſelbſt unterhielte. Um die Herrſchaft über mich zurückzuerlangen, trat ich vom Kartentiſch zu der Imbißtafel und geſellte mich zu dem Kameraden, der das Wort Myſtiker auf ſeine Weiſe erklärt hatte. Als mich nach geraumer Zeit wieder eine Woge an den Spieltiſch zurücktrug, ſah ich, daß Auguſt Matwejitſch bereits die Bank hielt.

Neben ihm lagen Zettel, auf denen außerordentlich hohe Gewinne und Verluſte verzeichnet waren. Auf allen Geſichtern lag eine Feindſeligkeit gegen ihn, die ſich zuweilen ſogar in törichten Bemerkungen äußerte. Sie konnten jeden Augenblick noch ſchärfer ausfallen und vielleicht die Urſache ernſthafter Unannehmlichkeiten werden.

Ich zweifelte gar nicht daran, daß die Sache unangenehm ausgehen würde. Ein böſes Ende ſchien uns vorherbeſtimmt zu ſein.

Als ich zu den Spielern zurückkam, machte einer der Offiziere zu Auguſt Matwejitſch gewandt die Bemerkung, daß ihm das am Arm auf- und abrutſchende Armband doch beim Austeilen hinderlich ſein müſſe, und fügte bei der Gelegenheit hinzu: ‚Es wäre beſſer, Sie legten dieſen Frauenſchmuck ab!‘

Auguſt Matwejitſch wahrte jedoch auch diesmal die Ruhe und antwortete: ‚Sie haben Recht, es wäre beſſer, ich würde es abnehmen; ich vermag jedoch Ihren guten Rat nicht zu befolgen, denn das Armband iſt feſtgenietet.‘

‚Eine merkwürdige Idee, ſich ſelbſt zum Sklaven zu machen!‘

‚Warum nicht? Zuweilen iſt es recht angenehm, ſich als Sklave zu fühlen.‘

‚Aha! Endlich ſehen dies auch die Polen ein!‘

‚Wie denn? Was mich betrifft, ſo habe ich vom erſten Tage an, da mir die Begriffe vom Guten, Wahren und Schönen aufgingen, erkannt, daß ſie wert ſind, über die Gefühle und den Willen des Menſchen zu herrſchen.‘

‚Und worin finden Sie all dieſe Ideale verkörpert?‘

‚In der ſchönſten Schöpfung Gottes natürlich, im Weibe.‘

‚Die Olga heißt‘, ſcherzte einer, der den Namen auf dem Armband geleſen hatte.

‚Ja, Sie haben es erraten. Der Name meiner Frau lautet Olga. Nicht wahr, ein prachtvoller ruſſiſcher

Name! Wie tröſtlich iſt doch der Gedanke, daß die Ruſſen wenigſtens dieſen einen Namen nicht von den Griechen entlehnt, ſondern in ihrem eigenen Sprachſchatz gefunden haben!'

‚Sie ſind mit einer Ruſſin verheiratet?'

‚Ich bin Witwer. Das Glück, deſſen ich gewürdigt wurde, war ſo vollkommen und groß, daß es nicht von langer Dauer ſein konnte. Aber die Erinnerung an die ruſſiſche Frau, die ihr Glück in mir fand, macht mich noch heute froh.'

Die Offiziere blickten ſich an. Die Antwort kam ihnen ein wenig zweideutig und anzüglich vor.

‚Hol ihn der Teufel!' murmelte einer vor ſich hin, ‚will der Hergereiſte etwa damit ſagen, daß die Herren Polen ein Ausbund von Zärtlichkeit und Ritterlichkeit ſeien und unſeren Frauen den Kopf verdrehen?'

Der Pole mußte dies unbedingt gehört haben, ja er blickte ſogar ſchweigend nach der Richtung des Sprechenden hin und lächelte, begann jedoch gleich darauf ſehr ruhig und korrekt von neuem die Karten auszuteilen. Die Spieler folgten natürlich jeder ſeiner Bewegungen mit geſpannter Aufmerkſamkeit, allein keiner vermochte etwas Regelwidriges wahrzunehmen. Zudem war auch keinerlei Verdacht am Platze, denn Auguſt Matwejitſch hatte ganz bedeutend verloren. Gegen vier Uhr nachts hatte er ſchon über zweitauſend Rubel ausgezahlt, und nachdem er abgerechnet hatte, ſagte er: ‚Wenn Sie noch weiter ſpielen wollen, meine Herren, ſetze ich noch einen Tauſender ein.'

Die Offiziere, die gewonnen hatten, hielten es nach dem ungeſchriebenen Spielkomment für unſchicklich, das Spiel abzubrechen und ſagten, ſie wollten weiterhalten.

Nur einige traten beiſeite, um die von Auguſt Matwejitſch ausgezahlten Banknoten auf ihre Echtheit hin zu unterſuchen.

Alles war vollkommen in Ordnung, er hatte nur mit echten und vertrauenswürdigen Noten gezahlt.

‚Ich muß jedoch bemerken, meine Herren,‘ ſagte er, ‚daß ich keine kleinen Scheine mehr ins Spiel bringen kann; ich habe alles, was ich davon beſaß, bereits ausgegeben. Ich habe nur noch Fünfhundert- und Tauſend-Rubelſcheine der Vormundſchaftsbank bei mir. Ich ſtelle Ihnen anheim, die Scheine zu prüfen und bitte Sie, mir der Bequemlichkeit halber zuerſt zwei davon zu wechſeln.‘

‚Das kann man wohl machen‘, wurde ihm geantwortet.

‚In dieſem Fall werde ich ſofort die Ehre haben, Ihnen zwei Scheine auszuhändigen: wollen Sie ſie, bitte, prüfen und wechſeln?‘

Mit dieſen Worten erhob er ſich von ſeinem Platze, ging zu ſeinem Rock, der nicht weit von dem in tiefer Verſunkenheit daſitzenden Saſcha auf dem Diwan lag, und begann in den Taſchen herumzuwühlen. Dies dauerte ziemlich lange. Plötzlich ſchleuderte Auguſt Matwejitſch den Rock von ſich, griff ſich an die Stirn, ſchwankte und wäre beinahe hingefallen.

Dieſe Bewegung ward ſogleich allgemein bemerkt

und erſchien derartig wahr und ungeheuchelt, daß Auguſt Matwejitſch bei vielen lebhafte Anteilnahme erweckte. Zwei oder drei Herren, die ihm am nächſten ſtanden, riefen: ‚Was iſt Ihnen?‘ und eilten, ihn zu ſtützen.

Unſer Gaſt war leichenblaß und ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich. Ich ſah zum erſten Male in meinem Leben, wie ein großes und unerwartetes Leid einen ſehr ſtarken und ſelbſtbeherrſchten Mann plötzlich verändern und alt machen kann. Und für einen ſolchen mußte man den zu ſeinem und unſerem Unglück zwiſchen uns geratenen fürſtlichen Hauptverwalter doch wohl halten. Ein plötzliches Unglück bringt den Menſchen völlig aus der Faſſung und läßt ihn dem Wäſcheſtück gleichen, das die Wäſcherin ſo lange auf dem Waſchprahm reibt und knetet und walkt, bis nichts mehr herauszuwinden iſt. Ich bin nicht imſtande, Ihnen das Geſicht und die Blicke Auguſt Matwejitſchs zu beſchreiben, aber ich entſinne mich noch lebhaft des ärgerlichen und ſeinen Schmerz entwürdigenden Vergleichs, der mir in den Sinn kam, als ich mit anderen Kameraden auf den Hauptverwalter zuſtürzte und ihm mit einer Kerze ins Geſicht leuchtete. Der Vergleich bezog ſich abermals auf die Uhr und das Zifferblatt und dazu noch in einem ganz komiſchen Zuſammenhang.

Mein Vater hatte eine Leidenſchaft für alte Gemälde. Viele, die er ausfindig machte, verdarb er, indem er ſie abwuſch und mit einer neuen Firnisſchicht überzog. Wir ſahen zuweilen, wie er von irgendwoher

ein altes Bild herbeiſchleppte, und ſtaunten über die nachgedunkelte, glatte Oberfläche, auf der alle Farben friedlich ineinander übergingen und unter der Schicht des dunklen Lackes ein zwar nicht ganz genau abgeſtimmtes, aber doch harmoniſches Ganze bildeten. Sobald jedoch nun der in Terpentin getauchte Schwamm über das Gemälde fuhr, begann ſich der Lack aufzulöſen, ſchmutzige Bäche rannen herunter und alle Farben des Bildes kamen in Bewegung, veränderten ſich und das Ganze ſchien auseinanderfließen zu wollen. Das Bild ſah ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich, weil es ſich jetzt den Augen in ſeinem wahren Zuſtand, ohne die verbindende und glättende Lackſchicht, offenbarte. Und ich entſinne mich, wie wir einmal nach dem Beiſpiel unſeres Vaters das Zifferblatt unſerer Uhr im Kinderzimmer auf gleiche Weiſe waſchen wollten und zu unſerem Schrecken ſahen, daß der darauf abgebildete Weihnachtsmann mit dem Korb, in dem die ungezogenen Kinder ſteckten, plötzlich ſeine Linien verlor und an Stelle ſeines verwegenen Geſichts eine im höchſten Grade zweideutige und komiſche Fratze erſchien.

Dasſelbe kann man bei jedem Menſchen, und ſei er noch ſo beherrſcht, ja ſogar ſtolz, beobachten, ſobald ihn ein Unglück trifft. Der Schmerz entfernt den Firnis, und plötzlich kommen alle nicht ganz tadelloſen Töne und die längſt bis zum Grunde reichenden Riſſe und Sprünge zum Vorſchein.

Unſer Gaſt war jedoch ſtärker als die meiſten andern, er beherrſchte ſich ſofort wieder, bemühte ſich,

ſeine frühere Haltung zurückzugewinnen und ſagte: ‚Verzeihen Sie, meine Herren, es iſt ganz und gar nichts Wichtiges . . . Ich bitte Sie, keine Aufmerkſamkeit darauf zu wenden und mich in mein Zimmer gehen zu laſſen, denn . . . mir iſt . . . ich fühle mich plötzlich nicht wohl. Verzeihen Sie, ich kann das Spiel nicht fortſetzen.‘

Auguſt Matwejitſch blickte uns an. Sein Geſicht ſah jetzt genau ſo aus wie jenes abgewaſchene Zifferblatt. Er bemühte ſich jedoch noch immer, liebenswürdig zu lächeln. Er wollte offenbar ohne Eklat aus unſerer Mitte gehen. In dieſem Augenblick rief jedoch einer von uns, der offenbar ein Glas über den Durſt getrunken hatte, mit herausforderndem Ton: ‚Vorher war Ihnen wohl noch nicht ſchlecht?‘

Der Pole wurde bleich.

‚Nein,‘ ſagte er ſchnell, mit erhobener Stimme, ‚nein, mir iſt noch nie ſo ſchlecht geweſen. Wer anders ſagt und denkt, irrt ſich . . . Ich habe eine unerwartete Entdeckung gemacht . . . ich habe hinreichenden Grund, meine Abſicht, das Spiel fortzuſetzen, zu ändern, und begreife nicht, was Sie von mir verlangen.‘

Daraufhin ſagten alle: ‚Was will er? Von Ihnen, verehrter Herr, verlangt niemand etwas. Aber es wäre intereſſant zu wiſſen, was für eine Entdeckung Sie in unſerer Mitte gemacht haben können.‘

‚Nicht die mindeſte‘, erwiderte der Pole, und indem er den Offizieren, die ihn bei ſeinem Schwächeanfall gehalten hatten, mit einem Kopfnicken dankte, fügte er hinzu: ‚Meine Herren, Sie kennen mich nicht,

und die Auskunft, die Ihnen der Zimmerkellner über mich gegeben hat, kann Ihnen nichts zu meinen Gunſten ſagen. Ich halte es daher für unmöglich, die Unterhaltung fortzuſetzen und möchte mich von Ihnen verabſchieden.‘

Man ließ ihn jedoch nicht gehen.

‚Mit Verlaub,‘ ſagte man zu ihm, ‚das iſt unmöglich.‘

‚Ich weiß nicht, warum dies unmöglich iſt. Ich habe bezahlt, was ich verſpielt habe, und wünſche das Spiel nicht fortzuſetzen. Ich bitte Sie alſo, mich aus Ihrem Kreis zu entlaſſen.‘

‚Hier handelt es ſich nicht ums Bezahlen . . . Ganz richtig.‘

‚Aber worum denn? . . . Ich frage, was Sie von mir wollen, und Sie antworten, daß Sie nichts von mir wollen. Ich will mich ſchweigend zurückziehen, und Sie machen mir abermals Schwierigkeiten . . . Zum Teufel, was ſoll das bedeuten, frage ich Sie?‘

Jetzt trat einer von unſeren alten bärtigen Rittmeiſtern an ihn heran, ‚ein in Schlachten ergrauter Kamerad‘, der ſchon die mannigfachſten Konflikte beim Kartenſpiel erlebt hatte, und ſagte: ‚Geſtatten Sie, verehrter Herr, daß ich mich im Namen ſämtlicher Anweſenden mit Ihnen auseinanderſetze.‘

‚Sehr erfreut. Allerdings ſehe ich beim beſten Willen nicht ein, worüber Sie ſich mit mir auseinanderſetzen wollen.‘

‚Das werde ich Ihnen gleich ſagen.‘

‚Bitte ſehr!‘

‚Ich und meine Kameraden, verehrter Herr, kennen Sie tatſächlich nicht. Wir haben Sie jedoch mit unſerer ſchlichten ruſſiſchen Gutmütigkeit in unſere Geſellſchaft aufgenommen. Sie waren nun durchaus nicht imſtande zu verbergen, daß Sie eine unvermutete Entdeckung gemacht haben . . . und dies in unſerem Kreiſe . . . Sie beliebten auf Ihre Reputation anzuſpielen, verehrter Herr. Hol's der Teufel, ich hoffe, daß wir ebenfalls eine Reputation beſitzen. Jawohl! Wir glauben Ihnen, aber auch wir bitten Sie, unſerer Ehrlichkeit Vertrauen zu ſchenken.‘

‚Mit Vergnügen,‘ unterbrach ihn der Pole, ‚mit Vergnügen!‘ und ſtreckte ihm die Hand hin, die der Rittmeiſter indes nicht zu bemerken ſchien, denn er fuhr ſogleich fort: ‚Ich ſetze Kopf und Hand dafür ein, daß Sie hier nicht die geringſte Unannehmlichkeit zu gewärtigen haben. Jeder, der ſich erlaubt, Sie mit irgend etwas, und ſei es auch nur mit einer Anſpielung, zu beleidigen, ehe die Angelegenheit geklärt iſt, wird in mir Ihren Verteidiger finden. Allein wir können die Sache nicht auf ſich beruhen laſſen. Ihr Verhalten kommt uns eigentümlich vor. Ich bitte Sie im Namen aller meiner Kameraden, ſich zu beruhigen und uns ernſthaft zu erklären, ob Sie in der Tat plötzlich krank geworden ſind oder ob Sie eine unvermutete Entdeckung gemacht haben, und welcher Art ſie iſt. Wir bitten Sie, uns dies offen und freimütig mitzuteilen.‘

Alle ſtimmten ihm zu: ‚Ja, wir bitten Sie alle darum, alle!‘ Und wirklich taten es alle. Es ent-

ſtand eine allgemeine Bewegung. Der einzige, der ſich nicht daran beteiligte, war Saſcha. Er ſaß noch immer in ſeiner törichten Verſunkenheit da, ſtand jedoch plötzlich von ſeinem Platze auf, ſtieß hervor: ‚Ach, wie widerlich!‘ und drehte ſein Geſicht dem Fenſter zu.

Obwohl wir den Polen ſo hart bedrängten, verlor er ſeine Selbſtbeherrſchung nicht; im Gegenteil, er nahm eine noch würdevollere Haltung ein, breitete die Arme aus und ſagte: ‚Nun, dann bitte ich Sie um Verzeihung, meine Herren. Ich hatte die Abſicht, nichts zu ſagen und alles bei mir zu behalten, wenn Sie jedoch bei meiner Ehre wiſſen wollen, was mir widerfahren iſt, ſo gehorche ich und will Ihnen als Ehrenmann und Adeliger . . .‘

Einer konnte ſich nicht zurückhalten und rief: ‚Mir wird hier zu viel von der Ehre geredet.‘

Der Rittmeiſter blickte ärgerlich nach der Seite des Zwiſchenrufers. Auguſt Matwejitſch fuhr fort: ‚Als Ehrenmann und Adeliger ſage ich Ihnen, meine Herren, daß ſich außer dem Betrag, den ich verſpielt habe, noch zwölftauſend Rubel in Banknoten zu fünfhundert und tauſend Rubeln in meiner Brieftaſche befanden.‘

‚Sie hatten ſie bei ſich?‘ fragte der Rittmeiſter.

‚Jawohl, bei mir.‘

‚Das wiſſen Sie ganz genau?‘

‚Es beſteht nicht der mindeſte Zweifel.‘

‚Und jetzt ſind ſie nicht mehr vorhanden?‘

‚Wie Sie ſagen: ſie ſind nicht mehr vorhanden.‘

Der betrunkene Offizier ſchrie abermals: ‚Waren ſie denn auch wirklich da?‘

Aber der Rittmeiſter antwortete noch ſtrenger: ‚Ich bitte um Ruhe! Der Herr, den wir vor uns ſehen, wird ſich nicht erkühnen zu lügen. Er weiß, daß man mit ſolchen Dingen in Anweſenheit anſtändiger Leute keinen Spaß treibt, weil einen ſo etwas den Kragen koſten kann. Doch daß wir tatſächlich anſtändige Leute ſind, müſſen wir erſt durch die Tat beweiſen. Meine Herren, keiner rührt ſich vom Fleck. Sie, Herr Leutnant ſo und ſo, und Sie und Sie (er nannte drei Kameraden) wollen ſogleich ſämtliche Türen verſchließen und die Schlüſſel hier vor uns niederlegen. Wer den Verſuch macht, das Zimmer zu verlaſſen, bleibt auf der Stelle liegen, aber ich hoffe, daß es keiner von uns wagen wird, meine Herren. Wir alle ſind überzeugt, daß keiner von uns an dem Verluſt ſchuld ſein kann, von dem dieſer unbekannte Herr ſpricht, allein dies muß bewieſen werden.‘

‚Ja, ja, in der Tat‘, wiederholten die Offiziere.

‚Und wenn es bewieſen iſt, beginnt der zweite Akt. Doch jetzt ſind wir zur Wahrung unſerer Ehre und unſeres Stolzes verpflichtet, im Zimmer zu bleiben und dieſem Herrn unverzüglich zu geſtatten, uns einer gründlichen Durchſuchung zu unterziehen.‘

‚Jawohl, jawohl, einer gründlichen Durchſuchung!‘ riefen die Offiziere.

‚Bis aufs Hemd, meine Herren!‘ ſagte der Rittmeiſter.

‚Bis aufs Hemd, bis aufs Hemd!‘

‚Wir werden uns jetzt alle der Reihe nach vor dieſem Herrn entkleiden. Nackt, wie wir aus dem Mutterleibe gekommen ſind, wollen wir uns vor ihn hinſtellen. Keiner ſoll etwas verbergen können. Dann mag er einen nach dem anderen durchſuchen. Ich bin nach Alter und Rang der älteſte unter Ihnen und werde mich als erſter der Durchſuchung unterziehen, in der für einen Ehrenmann nichts Erniedrigendes liegt. Ich bitte Sie, zurückzutreten und ſich in einer Reihe aufzuſtellen. Ich werde mich jetzt entkleiden.‘

Und er begann mit ſchnellen und übereilten Bewegungen alles von ſich abzuwerfen; ſogar die Socken zog er von den Füßen. Dann legte er ſeine Kleider auf den Boden vor den Verwalter hin, hob die Arme über den Kopf und ſagte: ‚Hier ſtehe ich wie ein Rekrut vor der Aushebungskommiſſion. Ich bitte Sie, meine Sachen zu durchſuchen.‘

Auguſt Matwejitſch begann ſich zu weigern und berief ſich ganz mit Recht darauf, daß er keinen Verdacht ausgeſprochen und die Durchſuchung nicht verlangt habe.

‚Ne, mein Herr, das iſt ein alter Trick!‘ ſchrie der Rittmeiſter, der purpurrot wurde, zornfunkelnde Augen bekam und mit den nackten Fußſohlen auf den Boden ſtampfte. ‚Jetzt iſt’s zu ſpät, verehrter Herr, delikat zu ſein ... Ich habe mich nicht umſonſt vor Ihnen ausgezogen ... Ich bitte Sie, meine Sachen genau zu durchſuchen! Andernfalls ſchlage ich Ihnen, nackt wie ich bin, noch in dieſem Augenblick mit dem Stuhl hier den Schädel ein!‘

Und ſein behaarter Arm führte einen der ſchweren Gaſthausſtühle über Auguſt Matwejitſchs Kopf ſauſend durch die Luft.

7

Auguſt Matwejitſch bückte ſich widerwillig zu den auf dem Boden ausgebreiteten Kleidern des Rittmeiſters und begann, ſie oberflächlich hin- und herzuwenden.

Die nackten Sohlen ſtampften noch ſtärker auf die Dielen und zwiſchen dem dumpfen Geſtampf ertönte die nach Atem ringende, faſt pfeifende Stimme des Rittmeiſters: ‚So ſucht man nicht, ſo nicht! Haltet mich oder ich werfe mich auf ihn und erwürge ihn, wenn er nicht ſo ſucht, wie es ſich gehört!‘

Der Rittmeiſter war buchſtäblich außer ſich und bebte derartig vor Zorn, daß ſogar das ſchwarze Moos in den Achſelhöhlen ſeiner muskulöſen Arme zitterte, die er jetzt von neuem über den Kopf hielt.

Der Pole erwies ſich jedoch als ein furchtloſer Mann und zeigte bei dieſem Wutausbruch des Rittmeiſters nicht die mindeſte Angſt; er ſtreifte ſein Geſicht und ſeine Achſelhöhlen, in denen ſich zwei ſchwarze Ratten zu tummeln ſchienen, mit einem ruhigen Blick und ſagte: ‚Wie Sie wollen. Wenn ich auch überzeugt bin, daß Sie ein Ehrenmann ſind, will ich Sie doch auf Ihren Wunſch hin wie einen Dieb unterſuchen.‘

‚Ja, zum Teufel, ich bin ein Ehrenmann, und verlange unbedingt, daß Sie mich wie einen Dieb durchſuchen.‘

Auguſt Matwejitſch durchſuchte ihn und fand natürlich nichts.

‚Ich bin alſo frei von jedem Verdacht,‘ ſagte der Rittmeiſter. ‚Ich bitte die anderen, meinem Beiſpiel zu folgen.‘

Ein zweiter Offizier kleidete ſich aus und wurde auf dieſelbe Weiſe unterſucht, danach ein dritter, und ſo einer nach dem andern. Der einzige, der noch übrig blieb, war Saſcha. Allein in dem gleichen Augenblick, da die Reihe an ihn kommen ſollte, polterte ein kräftiger Schlag gegen die Tür, die in den Korridor hinausführte.

Wir ſchraken alle zuſammen.

‚Niemand wird hereingelaſſen!‘ kommandierte der Rittmeiſter.

Das Klopfen wiederholte ſich beharrlich.

‚Wer zum Teufel klopft dort ſo? Wir können keinen Fremden zum Augenzeugen dieſes ſchmachvollen Schauſpiels machen. Wer es auch ſei, man jage ihn zum Teufel!‘

Allein das Klopfen wiederholte ſich noch einmal, und zugleich vernahmen wir eine bekannte Stimme: ‚Machen Sie, bitte, auf, ich bin's.‘

Es war die Stimme unſeres Regimentskommandeurs.

Die Offiziere blickten ſich an.

‚Öffnen Sie doch, bitte, die Tür, meine Herren‘, bat der Oberſt.

‚Schließen Sie auf!‘ ſagte der Rittmeiſter und ſchnallte um.

Die Türe ging auf, und der bei uns wenig beliebte Kommandeur trat kameradſchaftlich mit einem ſo freundlichen Lächeln, wie es ſelten auf ſeinem Geſicht zu ſehen war, ins Zimmer.

‚Meine Herren,‘ ſagte er, ehe er noch Zeit gefunden hatte ſich umzuſchauen, ‚bei mir daheim iſt alles wohl und munter. Nach den unruhigen Stunden, die ich zu Hauſe ausgehalten hatte, ging ich noch etwas an die friſche Luft, um mich zu erholen, und da ich Ihren kameradſchaftlichen Wunſch kenne, an meinem Familienglück teilzuhaben, komme ich ſelbſt, um Ihnen mitzuteilen, daß mir Gott eine Tochter geſchenkt hat!‘

Wir begannen ihm zu gratulieren. Aber unſere Glückwünſche waren begreiflicherweiſe nicht ſo lebhaft und freudig, wie der Oberſt erwarten durfte, nachdem er von unſerer Zuſammenkunft erfahren hatte und darüber tief gerührt geweſen war. Als er nun das Gegenteil von der Stimmung, die er erwartet hatte, bemerkte, ließ er ſeine gelben Augen im Zimmer umherwandern. An dem Fremden blieben ſie haften.

‚Wer iſt der Herr?‘ fragte er leiſe.

Der Rittmeiſter gab ihm mit noch leiſerer Stimme Antwort und teilte ihm raſch mit kurzen Worten den aufregenden Vorfall mit.

‚Wie ekelhaft!‘ rief der Oberſt. ‚Und wie endete das, oder ſind Sie noch nicht fertig?‘

‚Wir haben ihn gezwungen, uns alle zu durchſuchen, es blieb nur noch der Kornett N. übrig, der eben an die Reihe kommen ſollte, als Sie anklopften.‘

‚So führen Sie's zu Ende!‘ ſagte der Oberſt und ſetzte ſich mitten im Zimmer auf einen Stuhl.

‚Kornett N., Sie ſind an der Reihe, ſich auszukleiden,‘ gebot der Rittmeiſter.

Saſcha ſtand am Fenſter und hatte die Arme über der Bruſt gekreuzt.

Er gab keine Antwort und rührte ſich nicht vom Fleck.

‚Nun, Kornett, hören Sie nicht?‘ rief der Rittmeiſter.

Saſcha machte eine Bewegung und antwortete: ‚Herr Oberſt und meine Herren Offiziere, ich ſchwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich das Geld nicht geſtohlen habe.‘

‚Pfui, pfui! Wozu das Schwören!‘ antwortete der Oberſt. Sie ſind alle über jeden Verdacht erhaben. Wenn jedoch ihre Kameraden beſchloſſen haben, ſich der Unterſuchung zu unterziehen, müſſen Sie es ebenfalls tun. Der Herr mag Sie vor aller Augen durchſuchen, — und dann beginnt der zweite Akt.‘

‚Ich kann es nicht.‘

‚Wie? . . . was können Sie nicht?‘

‚Ich habe das Geld nicht geſtohlen, und es befindet ſich nicht bei mir, aber ich erlaube nicht, daß man mich unterſucht.‘

Man hörte ein unwilliges Flüſtern und Murmeln, alles kam in Bewegung.

‚Was ſoll das heißen? Das iſt doch blöd . . . Warum haben denn wir alle die Durchſuchung geſtattet? . . .‘

‚Ich kann nicht.‘

‚Aber Sie müſſen! Sie müſſen ſchließlich und endlich einſehen, daß Ihre Halsſtarrigkeit den für uns alle ſchimpflichen Verdacht verſtärkt ... Es iſt Ihre Pflicht, wenn Ihnen nicht Ihre eigene, ſo doch die Ehre aller Ihrer Kameraden, die Ehre des Regiments und der Uniform teuer iſt! ... Wir fordern alleſamt von Ihnen, daß Sie ſich ſofort, noch dieſe Sekunde, entkleiden und ſich durchſuchen laſſen ... Und da Ihr Benehmen den Verdacht bereits verdoppelt hat, ſind wir froh, daß Sie im Beiſein des Herrn Oberſt durchſucht werden können ... Wollen Sie ſich ausziehen!‘

‚Meine Herren!‘ rief der bleiche, mit kaltem Schweiß bedeckte Jüngling, ‚ich habe das Geld nicht geſtohlen ... Ich ſchwöre es Ihnen bei meinem Vater und meiner Mutter, die ich mehr als alles auf der Welt liebe. Das Geld dieſes Herrn befindet ſich nicht bei mir. Ich werde ſofort das Fenſter zertrümmern und mich auf die Straße hinunterſtürzen, doch ich werde mich um nichts in der Welt entkleiden. Dies verlangt die Ehre von mir.‘

‚Was für eine Ehre? Welche Ehre ſollte über der Ehre der Geſamtheit, über der Ehre des Regiments und der Uniform ſtehen? Weſſen Ehre iſt dies?‘

‚Ich werde Ihnen nichts mehr antworten, und ich werde mich nicht entkleiden. Ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß ich eine Piſtole in der Taſche habe und jeden niederſchießen werde, der mich mit Gewalt anrührt.‘

Während dieſer Worte wurde der Jüngling bald bleich, bald flammend rot; er atmete mühſam und ſchaute mit flackerndem Blick nach der Tür. Man ſah ihm an, daß er das quälende Verlangen hatte, hinauszuſtürzen; man hörte, wie ſeine Hand, die in der Taſche ſeiner Reithoſe ſteckte, knackend den Hahn der Piſtole ſpannte. Mit einem Wort, Saſcha war außer ſich. Sein Zuſtand brachte alle gegen ihn gerichteten Meinungen zum Schweigen und ließ uns alle nachdenklich werden.

Der Pole war der erſte, der die größte und eine geradezu rührende Teilnahme für ihn bekundete. Seine iſolierte und ſehr unvorteilhafte Lage ganz vergeſſend, rief er mit einem Entſetzen, das anſteckend wirkte: ‚Fluch! Fluch über dieſen Tag und dieſes Geld! Ich will es nicht, ich ſuche es nicht, ich bedaure ſeinen Verluſt nicht, ich werde keinem Menſchen davon ſagen; aber um des Allerhalters, um Chriſti willen, der für die Wahrheit und Liebe gelitten hat, um alles willen, was uns lieb und teuer iſt, laſſen Sie dieſen Knaben in Ruhe‘ ... Er ſagte wirklich ‚Knabe‘ ſtatt Jüngling und fügte plötzlich mit einer völlig andern, ſcheinbar aus dem tiefſten Herzen quellenden Stimme hinzu: ‚Beſchleunigen Sie nicht ſein Verhängnis ... Sehen Sie denn nicht, wohin er geht?‘ ...

Und er, das heißt Saſcha ging in dieſem Augenblick wirklich fort, oder beſſer geſagt, er ſtürzte ſich an den Offizieren vorbei zur Türe.

Der Oberſt verfolgte ihn mit ſeinen ſchnellen, beweglichen Blicken und ſagte: ‚Laßt ihn laufen‘ ...

Und dann fügte er etwas leiſer hinzu: ‚Ich glaube, ich begreife etwas.‘

Als Saſcha die Schwelle erreicht hatte, blieb er ſtehen, wandte ſich um und ſagte: ‚Meine Herrn! Ich weiß, wie ich Sie beſchimpft habe, und wie dumm meine Handlungsweiſe in Ihren Augen wirken muß. Verzeihen Sie mir! Ich konnte nicht anders handeln ... Es iſt mein Geheimnis ... Verzeihen Sie! ... Es iſt die Ehre‘ ...

Er vermochte vor Erregung nicht mehr weiterzuſprechen. Es war, als ob in ſeiner Stimme ſeine reinen Kinderzähren zitterten und er ſich ihrer ſchäme und ſie verbergen wolle. Er verdeckte die Augen mit der Hand, ſchrie ‚Lebt wohl!‘ und lief hinaus.

8

Wenn mich alle dieſe Erlebniſſe jetzt auch nicht mehr erregen, iſt es doch ſehr ſchwer, ſie vor ruhigen Zuhörern zu ſchildern. Jetzt, wo ich Ihnen erzählen will, was weiter geſchah, fühle ich mich ganz außerſtande, Ihnen die Lebendigkeit, Gedrängtheit, Schnelligkeit und Intenſität der ſich überſtürzenden Ereigniſſe wiederzugeben. Eins jagte das andere, und alles ſchien ſich nur deshalb ſo hoch zu türmen, um von ewiger Schickſalshöhe auf den menſchlichen Aberwitz hinabzuſchauen und ſich dann irgendwo in der Natur wieder aufzulöſen.

Wenn Sie die Berichte Jacollios oder die Schilderungen unſerer Landsmännin Rada-Bay über rätſelhafte Vorgänge geleſen haben, dann haben Sie viel-

leicht noch im Gedächtnis behalten, was ſie von der ‚pſychiſchen Kraft‘ der Hindus und der von dieſer Kraft abhängenden ‚geiſtigen Stimmung‘ ſchrieb. Die pſychiſche Kraft beſitzt möglicherweiſe auch der Stutzer, der übers Trottoir ſchlendert, ſein Stöckchen ſchwingt und aus dem Orpheus ‚Nun ſind wir da, nun ſind wir da‘ pfeift. Nun gehe man aber einmal hin und ſuche zu ergründen, wo dieſe Kraft ihre Grenzen hat und zu welchen Wirkungen man ſie bringen kann. Der Prediger Salomonis ſtellt dies ſehr gut an dem Beiſpiel des Schattens dar, den ein Baum in der Richtung des auf ihn fallenden Lichtes wirft ... Wenn bei einem allgemeinen Durcheinander alle den Kopf verlieren und das für das Wichtigſte halten, was gar nicht wichtig iſt, und wenn nur ein einziger anders eingeſtellter Menſch in dieſem Augenblick das Weſentliche und Hauptſächlichſte ſieht und bemerkt, — ſehen Sie, das nennt man ‚pſychiſche Kraft‘.

Ein Fünkchen jener Kraft ſcheint in mir aufgeflammt zu ſein, als Saſcha hinauseilte. In ſeiner Bewegung und ſeiner Wendung war etwas Schreckliches, desgleichen in ſeinem jähen Sprung, nicht Sprung, ſondern in ſeiner Entfernung ... er hatte ſich gleichſam losgeriſſen und war ſpurlos davongetragen worden ... Man hörte nicht einmal ſeine Schritte im Korridor, ſondern nur ein dumpfes Klatſchen ... Der Pole ſtürzte ihm ſogleich nach ... Nun kam uns doch wieder der Gedanke, er wolle ihn ſtellen und des Diebſtahls überführen, da Saſcha, wie Sie ſich erinnern, das verhängnisvolle Unglück gehabt hatte, vorher

irrtümlicherweiſe in das Zimmer des Fremden einzudringen, und ſich dadurch in Bezug auf das abhanden gekommene Geld noch verdächtiger gemacht hatte. (Wir glaubten bereits wider Willen daran, daß das Geld vorhanden geweſen und geſtohlen worden war.) Einige von uns machten eine ſchnelle Bewegung, um Auguſt Matwejitſch den Weg zur Tür zu verſperren, doch der Oberſt ſchrie ihm zu: ‚Bleiben Sie, verehrter Herr, Ihr Geld wird Ihnen bezahlt werden.‘

Allein der Pole riß ſich mit erſtaunlicher Kraft los und rief dem Oberſten zur Antwort zu: ‚Der Teufel ſoll das Geld holen!‘ Dann eilte er Saſcha nach.

Jetzt erſt kam uns unſer unverzeihlicher Fehler zum Bewußtſein, daß wir die Durchſuchung an uns ſelbſt geſtatteten, jedoch nicht auch von dem Polen verlangten, der all dies Ungemach verurſacht hatte. Wir eilten ihm nach, um ihn zu faſſen und ihm die Gelegenheit zu nehmen, das Geld zu verſtecken und den erniedrigenden Vorwurf des Diebſtahls auf uns ſitzen zu laſſen. Allein in dem gleichen Augenblick, der ſchneller und kürzer war als es ſich erzählen läßt, hörten wir in einiger Entfernung im Korridor einen Schlag. Es war, als ob jemand in die Hände geklaſcht hätte ...

Vor uns in der Türe ſtand ſchwankend die lange, einer Standuhr gleichende Geſtalt Auguſt Matwejitſchs mit dem Grahamſchen Zifferblatt, deſſen Zeiger nach unten wieſen ...

‚Zu ſpät,‘ keuchte er, ‚er hat ſich erſchoſſen.‘

Wir ſtürzten alleſamt in das kleine Zimmer, das Saſcha gehörte, und erblickten ein erſchütterndes Bild. Mitten in dem von einer niedergebrannten Kerze ſchwach erhellten Raum ſtand der bleiche, erſchrockene Burſche Saſchas und umfing ſeinen Herrn, deſſen Kopf ihm auf die Schulter herabgefallen war. Saſchas Arme hingen wie Ranken an ihm herunter und nur ſeine in den Knieen zuſammengeknickten Beine zuckten noch krampfhaft, als ob man ihn kitzle und zum Lachen brächte.

Die Geldgeſchichte, die dies alles verurſacht oder zumindeſt imſtande geweſen war, dem Erſcheinen des ‚hypokratiſchen Zugs‘ auf dem jungen Antlitz unſeres armen Saſcha eine Begründung zu geben, war vergeſſen ... Die Gefahr eines Skandals war ebenfalls in weite Ferne gerückt, alle liefen hin und her, Hilfe zu leiſten. Der Verwundete wurde aufs Bett gelegt, und man ließ den Arzt kommen, um ihn zu retten. Allein hier war keine Hilfe mehr möglich ... Man bemühte ſich, das Blut zu ſtillen, das unaufhörlich aus der Wunde quoll, aber vergeblich. Die große Kugel war direkt ins Herz gedrungen. Wir riefen ihn bei Namen und ſchrien ihm ins Ohr: ‚Saſcha, Saſcha, lieber Saſcha!‘ Aber er hörte nichts mehr, er erloſch, wurde kalt und lag nach einer Minute ſteif und ſtarr auf dem Bett.

Viele weinten; der Burſche ſchluchzte herzbrechend ... Der Zimmerkellner Marko drängte ſich aus der

Menge zu dem Leichnam vor und ſagte leiſe, getreu ſeiner frommen Art: ‚Meine Herren, es iſt nicht gut, vor einer entwichenen Seele zu weinen. Beten Sie lieber!‘ Und bei dieſen Worten drängte er uns etwas zurück und ſtellte einen tiefen Teller mit friſchem Waſſer auf den Tiſch.

‚Was iſt das?‘ fragte man Marko.

‚Waſſer‘, antwortete er.

‚Wozu?‘

‚Daß ſich ſeine Seele darin waſche und bade.‘

Und Marko legte den Toten zurecht und drückte ihm die Augenlider zu . . .

Wir bekreuzten uns und weinten. Der Burſche fiel auf die Knie und ſchlug ſo heftig mit der Stirn gegen den Boden, daß es deutlich zu hören war.

Zwei Ärzte, der Polizeiarzt und unſer Regimentsarzt, kamen herbeigeeilt. Beide konnten nichts anderes tun, als die Tatſache des Todes feſtſtellen.

Saſcha war tot.

Warum, für wen hatte er ſich getötet? Wo war das Geld, wer war der Dieb, wer hatte es geſtohlen? Was würde ſich weiter aus dieſer Geſchichte entwickeln, die wie ein in den Wind gewirbeltes Daunenkiſſen über uns gekommen war und an uns klebte?

All das ging uns wirr durch den Kopf. Der Leichnam wußte jedoch alle Gedanken auf ſich zu lenken und zwang uns, uns vor allem um ihn zu bekümmern.

In Saſchas Zimmer erſchienen Polizeiärzte und Feldſchere; man begann ein Protokoll aufzunehmen. Wir waren überflüſſig und wurden gebeten, uns zu

entfernen. Man entkleidete Saſcha und durchſuchte ſeine Sachen in Gegenwart von Zeugen, unter denen ſich der Zimmerkellner Marko, der Regimentsarzt ſowie einer von uns Offizieren befand, der uns alle vertrat. Das Geld wurde natürlich nicht gefunden.

Unter dem Tiſche fand ſich die Piſtole und auf dem Tiſch lag ein Zettel, auf den Saſcha mit flüchtiger Hand geſchrieben hatte: ‚Papa, Mama, verzeiht, ich bin unſchuldig!‘

Um dies hinzuſchreiben, hatte es wohl nur einiger Sekunden bedurft.

Der Burſche, der beim Tode Saſchas zugegen geweſen war, ſagte, der Kornett ſei ins Zimmer geſtürzt, habe am Tiſche ſtehend dieſe Zeile geſchrieben, ſich in der gleichen Stellung in die Bruſt geſchoſſen und ſei ihm in die Arme gefallen.

Jedem, der ihn fragte, — und es waren viele — erzählte der Soldat den Hergang mit den gleichen Worten; dann ſtand er ſchweigend da und zwinkerte mit den Augen. Als jedoch Auguſt Matwejitſch an ihn herantrat, ihm in die Augen ſchaute und ihn ausführlicher fragen wollte, wandte ſich der Burſche von ihm ab und ſagte zum Rittmeiſter: ‚Geſtatten Euer Hochwohlgeboren, daß ich hinausgehe. Ich möchte mich waſchen, an meinen Händen klebt Chriſtenblut.‘

Man geſtattete ihm hinauszugehen. Er war in der Tat ganz mit Blut beſudelt, was einen bedrückenden, furchtbaren Anblick bot.

All dies ſpielte ſich ſchon bei Tagesanbruch ab.

Der Himmel bedeckte ſich bereits mit einem feinen Rot, und in den Fenſtern ſchimmerte ein lichter Schein.

In den von Offizieren beſetzten Zimmern ſtanden die auf den Korridor gehenden Türen offen und überall brannte noch Licht. In zwei, drei Zimmern ſaßen ſie beiſammen und ließen die Köpfe hängen. Alle glichen eher Mumien als lebenden Weſen. Der Rauſch war wie ein Nebel verflogen und hatte keine Spur hinterlaſſen ... Auf allen Mienen ſah man nichts als Verzweiflung und tiefe Trauer ...

Wenn ſich der Geiſt des armen Saſcha noch mit irdiſchen Dingen befaßte, ſo hat er ſicherlich Troſt darin finden müſſen, wie alle ihn liebten und wie ſchmerzlich es allen war, ihn, den jungen, blühenden, lebensvollen Menſchen überleben zu müſſen.

Und auf ihm laſtete ein Verdacht ... ein furchtbarer, gemeiner Verdacht ... Doch wer vermöchte jetzt ſeine Kameraden, über deren eingefallene Wangen die Tränen ſtrömten, an dieſen Verdacht zu erinnern? ...

‚Saſcha, Saſcha! Armer, junger Saſcha! Was iſt mit dir geſchehen?‘ flüſterten die Lippen und plötzlich ſtockte das Herz und vor jeden von uns trat die Frage: ‚Biſt du nicht gleichfalls daran ſchuld? Haſt du denn nicht geſehen, wie er war? Haſt du die andern zurückgehalten, daß ſie ihn nicht beläſtigten? Haſt du geſagt, daß du ihm glaubſt, daß du ſein Geheimnis achteſt und nicht daran rühren willſt? Saſcha! Armer Saſcha! Was war das für ein Geheimnis, das er mit in jene Welt hinübernahm, wo er jetzt weilt ſamt der Löſung dieſes Geheimniſſes, das ihn zugrunde

gerichtet hat? ... Oh, er iſt rein, gewiß, er iſt rein von dieſem ſchimpflichen Verdacht ... und verflucht ſei, wer ihn zu dieſem Schritt getrieben hat!'

Aber wer hatte es getan?

10

Das Zimmer Auguſt Matwejitſch war ebenſo wie die Offizierszimmer nach dem Korridor zu geöffnet, doch brannte kein Licht darin, und bei dem ſchwachen Dämmerſchein konnte man nur mit Mühe einen eleganten Koffer und anderes Reiſegepäck unterſcheiden. In der Ecke ſtand das leicht zerwühlte Bett.

Kamen wir an dieſem Zimmer vorüber, ſo gelüſtete es uns unwiderſtehlich, ſtehen zu bleiben und von weitem hineinzuſchauen. Was war darin? Woher und warum mußte ſolches Unglück über uns kommen?

Mich zog es mit aller Macht dorthin, um nachzuforſchen und zu ſuchen, ob das abhanden gekommene Geld nicht hier wäre, ob der Pole es nicht irgendwo verſteckt, dann vergeſſen und ſo die ganze Geſchichte, die uns all den Schrecken und den Verluſt eines prächtigen jungen Kameraden gekoſtet, herbeigeführt hätte. Ich war ſogar nahe daran, meine Abſicht auszuführen. Ich wollte in das Zimmer des Polen hineinlaufen und alles durchſuchen. Ich näherte mich bereits der Türe, wurde jedoch zu meinem Glück in meinem leichtſinnigen Unterfangen plötzlich geſtört.

Vom Ende des Korridors, aus der Richtung, wo das geräumige Zimmer des Rittmeiſters lag, in dem wir nachts geſpielt und getrunken hatten, riefen mehrere

Stimmen: ‚Wohin? Wohin? ... Dieſe Dummheit fehlte uns gerade noch.‘

Ich wurde verlegen und verlor den Mut. Ich fühlte plötzlich das Unbedachte und Gefährliche meines Tuns, das mich leicht in den Verdacht bringen konnte, an dieſer Affäre beſonders intereſſiert zu ſein.

Ich bekreuzte mich und ging mit beſchleunigtem Schritt jener Ecke zu, aus der die Warnungsrufe gekommen waren.

Hier ſaßen an dem nach Norden gerichteten, noch halbdunklen Fenſter auf einer ſchmutzigen Decke, die über eine ebenſo ſchmutzige Bank gebreitet war — ſie diente dem Burſchen des Rittmeiſters als Bett —, drei von unſeren Offizieren nebſt unſerem Regimentspopen. Er hatte ſein Haar zu einem Zopf geflochten und zeichnete ſich durch einen mächtigen rotblonden Bart aus, weshalb er von uns den Spitznamen ‚Vater Barbaroſſa‘ erhalten hatte. Er war ein ſehr gutmütiger Mann, der an allen Regimentsangelegenheiten lebhaften Anteil nahm. Er äußerte ſich jedoch niemals genauer, ſondern bezeugte ſein Intereſſe nur durch ein vielbedeutendes Kopfnicken und durch die häufige Wiederholung des Wörtchens ‚Ja‘. Er ſprach nur im Falle der höchſten Not, erwies ſich jedoch dann als klug und findig.

Die drei Offiziere und der Pope rauchten zuſammen aus zwei Pfeifen, die ſie ſich untereinander reichten. Der Pope ſaß in der Mitte, und ſowohl die Pfeife, die von rechts, wie jene die von links kam, mußte bei ihm Halt machen. Er hatte deshalb im Gegenſatz zu

den anderen den doppelten Genuß, den er überdies noch dadurch vergrößerte, daß er nach jedem kräftigen Zug das Geſicht mit dem Bart bedeckte und den Rauch ganz langſam durch dieſen eigentümlichen Reſpirator entweichen ließ.

Die Bank, auf der dieſe Braven ſaßen, ſtand dicht neben der Tür des Rittmeiſters, die jetzt geſchloſſen war und hinter der eine lebhafte, aber ſehr gedämpfte Unterhaltung geführt wurde. Man vernahm nur ein Stimmengewirr, das hin und wieder zugunſten einer einzelnen Stimme verſtummte, doch war kein Wort zu unterſcheiden.

Hinter dieſer verſchloſſenen Tür befanden ſich unſer Regimentskommandeur, unſer Rittmeiſter und der Urheber all unſeres Unglücks, Auguſt Matwejitſch. Sie waren auf Aufforderung des Oberſten in dieſes Zimmer gegangen. Worüber ſie dort ſprechen wollten, war keinem von uns bekannt. Die drei Offiziere und der Pope hatten dieſe Stellung nächſt dem Zimmer aus eigenem Antrieb und mit der vorſorglichen Abſicht bezogen, ihren Kameraden Hilfe zu bringen, wenn ſich die Ausſprache zuſpitzen und gefährlich werden ſollte.

Die Befürchtungen waren indeſſen unangebracht. Die Unterredung ging, wie ich ſchon ſagte, in anſtändiger Weiſe vor ſich. Die Stimmen wurden immer ſanfter und ſchließlich klangen ſie ſogar höchſt freundſchaftlich und herzlich. Gleich danach hörte man ein Stuhlrücken und die Schritte zweier Herren, die ſich der Türe näherten.

Der Schlüſſel wurde herumgedreht und in der offenen Tür erſchien unſer Oberſt mit Auguſt Matwejitſch.

Der Ausdruck ihrer Mienen war zwar nicht ruhig, aber immerhin ganz friedfertig und ſogar freundſchaftlich.

Der Oberſt drückte dem Polen noch auf der Schwelle die Hand und ſagte: ‚Ich freue mich, daß ich die Gefühle für Sie hegen darf, die Sie mir unter dieſen furchtbaren Umſtänden einzuflößen gewußt haben. Ich bitte Sie, meiner Aufrichtigkeit ebenſo Glauben zu ſchenken, wie ich an die Ihrige glaube.‘

Der Pole antwortete ihm mit einer ehrerbietigen Verbeugung und begab ſich ſodann ſchweigend in ſein Zimmer. Der Oberſt wandte ſich an uns und ſagte: ‚Ich eile nach Hauſe. Ich bitte Sie alle, zum Rittmeiſter zu gehen und ſich von ihm ſagen zu laſſen, wie wir uns zu verhalten haben.‘

Damit nickte uns der Kommandeur zu und ſchritt zum Ausgang. Wir aber, ſoviel unſer waren, hatten uns bereits im Zimmer des Rittmeiſters verſammelt, noch bevor ſich unten das ſchwere Eingangstor hinter unſerem Kommandeur geſchloſſen hatte.

II

Unſer Rittmeiſter war ein prächtiger Mann, doch ſehr nervös, aufbrauſend und hitzig. Er war klug und findig, zeichnete ſich jedoch nicht durch Selbſtbeherrſchung aus. Seine Art zu reden war ganz militäriſch. Er konnte wohl poltern, aber es war ihm nicht ge-

geben, ſeine Gedanken fein ſäuberlich auseinander=zuſetzen.

So zeigte er ſich auch in dieſem Augenblick. Als wir eintraten, riß er ſich eben die Halsbinde ab und warf uns allen wütende Blicke zu.

‚Was? . . . eine ſchöne Geſchichte? . . .‘ wandte er ſich an den Popen.

Der antwortete: ‚Ja, ja, ja!‘

‚Sie wiſſen weiter nichts zu ſagen als ‚ja, ja, ja!‘ Aber ein anſtändiger Zeitvertreib hat auch keine ſchlechten Folgen!‘

Der Pope wiederholte abermals ſein gedehntes: ‚Ja, ja, ja!‘

‚Eigentlich wäre es doch Ihre Sache . . .‘

‚Was?‘

‚Unſereinem eine ganz andere Stimmung einzu=flößen‘ . . .

‚Ja.‘

‚Aber Sie beſitzen nicht den mindeſten Einfluß.‘

‚Unſinn.‘

‚Nichts Unſinn! Wozu ſind Sie jetzt hier? Jetzt brauchen wir einen Küſter, der die Pſalmen lieſt und weiter nichts.‘

‚Ja, worum handelt es ſich denn? . . . was ſollen wir nun tun?‘ begannen wir den Rittmeiſter zu fragen. ‚Der Oberſt iſt fort, und Sie ſind aufgeregt und waſchen dem Popen den Kopf . . . Wir gehorchen ihm ja doch nicht, wenn er uns etwas ſagt . . . Und wo iſt der Pole? Weiß der Teufel, ob er das Geld überhaupt beſeſſen hat, — was macht er jetzt allein

in ſeinem Zimmer? Sagen Sie uns bitte, was Sie beſchloſſen haben. Wer iſt der Schuldige, wer iſt der Halunke?‘

‚Der Teufel iſt der Halunke, ſonſt keiner‘, antwortete der Rittmeiſter.

‚Aber dieſer Pole‘ . . .

‚Dieſer Pole iſt frei von jedem Verdacht‘ . . .

‚Wer hat Ihnen das eröffnet?‘

‚Wir ſelbſt, meine Herren, wir ſelbſt. Ich und Ihr Regimentskommandeur bürgen für ihn. Wir ſagen nicht, daß er der ehrlichſte Menſch von der Welt iſt, aber wir ſehen deutlich, daß er die Wahrheit ſpricht, daß er das Geld gehabt hat, und daß es jetzt fort iſt. Nur der Teufel kann es geſtohlen haben . . . Daß es vorhanden geweſen iſt, wird dadurch bewieſen, daß ihm der Oberſt zur Vermeidung jeden Skandals hier vor meinen Augen angeboten hat, noch heute die ganzen zwölftauſend Rubel zu erſetzen, doch der Pole lehnte es ab . . .‘

‚Lehnte ab?‘

‚Jawohl, und noch mehr! Er erbot ſich von ſelbſt, den Verluſt nicht anzuzeigen und von dieſem verdammten Vorfall niemand etwas zu ſagen. Mit einem Wort, er benahm ſich ſo ehrenhaft, anſtändig und taktvoll, wie man nur wünſchen kann.‘

‚Ja, ja, ja!‘ ſagte der Pope gedehnt.

‚Der Oberſt und ich gaben ihm unſer Wort, daß wir, das ganze Korps, volles Vertrauen zu ihm haben und uns ein Jahr lang als ſeine Schuldner betrachten werden. Wenn nach Ablauf dieſes Jahres die An-

gelegenheit nicht geklärt iſt und das Geld nicht gefunden wird, erſetzen wir ihm die zwölftauſend Rubel, und er willigte ein, ſie unter dieſer Bedingung anzunehmen . . .‘

‚Einverſtanden, das laſſen wir gelten, und wir werden unſeren Verpflichtungen getreulich nachkommen‘, ſtimmten die Offiziere zu.

‚Aber, meine Herren,‘ fuhr der Rittmeiſter mit gedämpfter Stimme fort, ‚er iſt überzeugt, daß wir ihm das Geld nicht bezahlen werden; er glaubt aus irgendeinem Grunde ganz feſt, daß ſich dieſes Geld finden wird. Er ſpricht ſo feſt und ſo überzeugt davon, daß es eintreffen muß, ſofern es richtig iſt, daß der Glaube Berge verſetzen kann . . . jawohl, es muß ſich wiederfinden, denn es iſt mit Blut erkauft . . . Er verſtand es, auch mir und dem Oberſten dieſen Glauben einzuflößen, und obwohl er ſodann bat, ihn zu durchſuchen, verzichteten der Oberſt und ich darauf . . . Ich gebe Ihnen anheim, zu tun, was Ihnen beliebt . . . Er iſt in ſein Zimmer gegangen, das er nicht verlaſſen wird, und erwartet Sie dort. Sie können ihn durchſuchen. Es ſteht Ihnen frei. Aber eine Bedingung, meine Herren: wahren Sie Stillſchweigen vor jedermann. Geben Sie mir darauf alle Ihr Ehrenwort!‘

Wir gaben unſer Ehrenwort und begaben uns dann in das Zimmer Auguſt Matwejitſchs. Aber wir durchſuchten ihn nicht, ſondern drückten ihm nur voll Anteilnahme die Hand.

Nichtsdeſtoweniger blieben wir alle in bedrückender Ratloſigkeit zurück. Dazu kam der Schmerz um unſern Saſcha, deſſen Leichnam ſoeben geöffnet wurde. Man fälſchte den Tatbeſtand und nahm zu Protokoll, daß er ſich ‚in einem Anfall von Geiſtesſtörung das Leben genommen‘ habe. Der Pope hielt eine Seelenmeſſe ab und der Küſter ſang monoton die Worte des Pſalms: ‚Wie der Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer, ſo ſchreiet meine Seele, Gott, zu Dir! Meine Seele dürſtet nach Gott, nach dem lebendigen Gotte!‘

Qualvolle Stunden! Man geht hin und her, raucht bis zur Bewußtloſigkeit, geht hinaus, und weint. Ach, dieſe Jugend, dieſe blühende Friſche, die da verloſch! ... Wahrlich, kaum hatte er vom Honig gekoſtet, mußte er ſchon ſterben!

Alle wir kampferprobten oder zumindeſt zum Kampf auserſehenen Männer waren plötzlich ganz ſanft und weich geworden. Der Pole reiſte nicht ab, er wollte unſerm Saſcha das Grabgeleit geben und ſeinen Vater begrüßen, nach dem man in aller Frühe bereits einen Boten geſandt hatte und den man gegen Abend in der Stadt erwartete.

Wenn nicht der Zimmerkellner Marko geweſen wäre, hätten wir Eſſen und Trinken vergeſſen, doch er ſorgte für uns und ſorgte auch für den Leichnam. Er wuſch ihn, kleidete ihn an, ſagte uns, was wir einkaufen und wo wir es hinſtellen mußten, und ſuchte uns immerfort zu beruhigen.

‚Alles iſt Gottes Wille!‘ ſagte er, ‚wir ſind alle wie Gras.‘

Und gleich darauf kümmerte er ſich wieder um etwas anderes. Die übrigen Bedienſteten waren unter dieſem und jenem Vorwand in Haft genommen und ihre Sachen durchſucht worden. Den Burſchen des Verſtorbenen hatte man gleichfalls ausgeforſcht und gefragt, ob ihm Saſcha vor ſeinem Tode etwas übergeben habe.

Der Soldat ſchien dieſe Frage nicht gleich zu verſtehen, gab jedoch dann zur Antwort: ‚Ihre Wohlgeboren haben mir kein Geld übergeben.‘

‚Du weißt, was dir für Hehlerei droht?‘

‚Gewiß weiß ich das!‘

Natürlich ſtellten nicht wir dieſe Fragen an ihn, ſondern die Unterſuchungsbehörde, die ſich nicht von irgendwelchen Zartgefühlen leiten laſſen darf.

Der Burſche wurde entlaſſen. Er ging ſofort hinaus und begann Saſchas Reſerveſtiefel zu reinigen.

13

Abends traf der Vater ein. Er war ein ſehr ſtattlicher, noch nicht ſehr alter Mann. Er mochte vielleicht zweiundfünfzig oder dreiundfünfzig Jahre zählen. Er wahrte eine militäriſche Haltung und hatte ſeinen Uniformrock ſowie Sporen angelegt, trug jedoch keinen Schnurrbart. Wir hatten ihn nie zuvor geſehen, und es fiel uns deshalb nicht auf, wie er in das Zimmer ſeines Sohnes hineinging. Erſt als er wieder herauskam, erfuhren wir, wer er war.

Er hatte ſich gleich nach der Ankunft nach dem Burſchen erkundigt, und der hatte ihn ins Zimmer geleitet und war ungefähr zwei, drei Minuten mit dem alten Herrn allein bei dem Toten geblieben. Nach dieſer kurzen Friſt war der Vater ſogleich zu uns in den Saal gekommen. Seine Miene fiel uns durch ihre hehre Ruhe auf.

‚Darf ich mich vorſtellen, meine Herren!‘ begann er mit einer Verbeugung, ‚ich bin der Vater Ihres unglücklichen Kameraden. Mein Sohn iſt tot, er hat ſich getötet, ... mich und ſeine Mutter verlaſſen, ... aber er konnte nicht anders handeln, meine Herren, ... er ſtarb, wie es einem Ehrenmann und einem adeligen Jüngling geziemt, ... deſſen verſichere ich Sie, meine Herrn, und ... darin will ich meinen Troſt ſuchen‘ ...

Mit dieſen Worten ließ ſich der Vater, der uns ſofort für ſich eingenommen hatte, auf einen Stuhl vor dem runden Tiſch ſinken, deckte die Hände über die Augen und begann laut zu weinen wie ein Kind.

Ich beeilte mich, ihm mit bebender Hand ein Glas Waſſer zu reichen.

Er nahm es, trank zweimal einen Schluck, drückte meine Hand und ſagte: ‚Ich danke Ihnen allen, meine Herren!‘

Dann fächelte er ſich mit ſeinem Taſchentuche Kühlung zu und ſagte: ‚Ach es ginge ja noch, wenn nur ich da wäre! Aber meine Frau, wie ſoll ich es meiner Frau ſagen? ... Das Mutterherz wird es nicht ertragen.‘ Und er fuhr ſich wieder mit dem Tuch übers Geſicht.

Dann begab er ſich zum Oberſt, um ihm ſeine Aufwartung zu machen.

Dem Oberſten ſagte er ebenfalls, daß Saſcha geſtorben ſei, wie es ‚einem Ehrenmann und adeligen Jüngling geziemt‘ und daß ‚er nicht anders habe handeln können‘.

Der Oberſt ſah ihn lange an, wobei er nach ſeiner Gewohnheit ein Stück Kandiszucker lutſchte, und ſagte dann: ‚Sie wiſſen, daß dem traurigen Geſchehnis ein unglücklicher Umſtand voranging ... Wir ſind ja gewiſſermaßen verwandt, und darum kann und muß ich Ihnen alles ſagen. Ich glaube an nichts, aber das Benehmen des Kornetts war immerhin ſo ſeltſam ...‘

‚Oh, es war vollkommen gerechtfertigt, Herr Oberſt.‘

‚Ich glaube es Ihnen, aber wenn Sie vor meinen Augen auch nur einen Zipfel des Schleiers lüften würden, der über dieſem Geheimnis ausgebreitet iſt‘ ...

‚Ich kann es nicht, Herr Oberſt.‘

Der Oberſt zuckte mit den Schultern.

‚Was iſt da zu machen,‘ ſagte er, ‚mag denn alles ſo bleiben.‘

‚Mit einer Ausnahme, Herr Oberſt. Das Geld des fürſtlichen Hauptverwalters wird nicht das Regiment erſetzen, ſondern ich. Das iſt mein trauriges Recht.‘

‚Ich wage es nicht zu beſtreiten.‘

Und Saſchas Vater gab in der Tat noch am gleichen Tage Auguſt Matwejitſch unter vier Augen die zwölftauſend Rubel.

Der Pole nahm das Paket, ſagte: ‚Niemals!‘ und ſteckte es wieder in die Taſche des alten Herrn. Dann

ſetzten ſie ſich einander gegenüber und begannen zu weinen.

‚Großer Gott! Großer Gott!‘ ſchluchzte der Alte. ‚Er hat ſo ehrenhaft, ſo edel gehandelt: Doch es muß noch ein Schurke da ſein, der den Diebſtahl verübt hat.‘

‚Er wird gefunden werden.‘

‚Ja, aber mein Sohn wird davon nicht wieder lebendig.‘

14

Worin beſtand nun das Geheimnis?

Um meine Erzählung endlich abzuſchließen, will ich es enthüllen.

An Saſchas Bruſt hing ein kleines Aquarellbildnis ſeiner geliebten roſigen Couſine Anja, die jetzt die Frau ſeines Oberſten war und zu gleicher Stunde einem neuen menſchlichen Weſen das Leben gab, als Saſcha ſich aus freien Stücken vom Leben trennte.

Dieſes Bildnis war ein Pfand nicht ſo ſehr leidenſchaftlicher Liebe als reiner kindlicher Freundſchaft und keuſcher Gelübde. Als die roſige Anja jedoch die Frau des Oberſten geworden war und Saſcha auf ihn eiferſüchtig wurde, fühlte er die Qualen eines Don Carlos. Als ihn dieſe ſchon faſt zur Verzweiflung und zum Wahnſinn getrieben hatten, ereignete ſich die Geſchichte mit dem Gelde und der Durchſuchung, zu der verhängnisvoller Weiſe auch noch der Oberſt hinzukam.

Saſcha gab das Geheimnis ſeiner Couſine nicht preis.

Als er bereits die Piſtole an die Bruſt geſetzt hatte,

händigte er das Bildnis ſeinem Burſchen aus und ſagte: ‚Ich beſchwöre dich bei Gott, übergib es meinem Vater!‘

Dies tat der Burſche denn auch am Sarge des Toten.

Der Vater ſagte, daß ſein Sohn geſtorben ſei, ‚wie es einem Ehrenmann und adeligen Jüngling gezieme‘.

Das kleine, ſauber gemalte Bildchen war ganz unſchuldig und nicht einmal ſehr ähnlich. Es trug in zierlicher kleiner Schrift die Widmung: ‚Dem lieben Saſcha ſeine treue Anja.‘

Weiter nichts ...

Heute kommt uns das lächerlich vor oder ſogar recht töricht. Ja, ja, vielleicht war es das auch. ‚Wie die Zeit, ſo die Vögel, wie die Vögel, ſo die Lieder.‘ Ich habe niemand zu rechtfertigen und nichts zu kritiſieren, ſondern ich wollte Ihnen nur an einem Beiſpiel erzählen, für was für Männer Frauen zuweilen Intereſſe empfinden.

Was war dieſer Saſcha denn? Doch nichts oder nicht mehr als ein roſiger Knabe, ein Junkerlein, ein zartwangiges Mutterſöhnchen in Uniform. Er beſaß nichts, keine feſſelnden Gaben außer ſeiner Jugend und einem unbedingten Gefühl für die perſönliche Ehre einer Frau ... Es iſt möglich, daß Sie fragen werden: ‚war denn das hinreichend, um vor ihm niederzufallen und ſich zu verneigen?‘ Ich will Ihnen aber gleich erzählen, wie man vor ihm niedergefallen iſt und ſich verneigt hat!

Das Geheimnis, das ich Ihnen ſoeben notwendiger-

weiſe eröffnete, war damals in der Stadt noch nicht bekannt geworden, weil ja nur der Burſche etwas davon wußte und im übrigen der Vater des Verſtorbenen der Einzige war, dem alles offenbar wurde. Infolge einer irreführenden Andeutung Markos kam jedoch das Ganze noch viel mehr in Verwirrung, und es konnte auch gar nicht anders ſein. Marko hatte nämlich geſehen — und er erzählte es dem und jenem im Vertrauen, wobei er ſich bekreuzte, — wie der Burſche des Verſtorbenen dem Vater etwas in die Hand gedrückt hatte. Was konnte es ſein, das der eine übergab und der andere nahm und mit ſolcher Heimlichkeit verbarg?... Gott weiß es. Marko bekreuzte ſich und ſagte: ‚Ich will die Sünde nicht auf mich nehmen, ich habe nicht genau beobachten können, was es eigentlich war; ich ſah nur, daß der Burſche ein kleines Paket in einem Umſchlag überreichte.‘ War dies das Geld geweſen? Warum hätte man es nicht denken ſollen unter den verworrenen Umſtänden, die ich Ihnen geſchildert habe? Der Verdacht, den ſie verurſachten, wurde von Stunde zu Stunde ſinnloſer und griff mit ſeinem demoraliſierenden Einfluß immer weiter um ſich... Beſitzt nicht jeder, der eine Hand hat, auch die Möglichkeit, mit ihr etwas zu nehmen? Den Dieb zu entdecken war die vorwiegende Aufgabe, und jeder war verpflichtet, auch nicht das geringſte verdächtige Anzeichen außer acht zu laſſen...

Jawohl, jeder hatte dieſe Verpflichtung, der dachte, daß die ſcheelen Augen des Argwohns beſſer ſehen als der lichte Blick eines zerriſſenen Herzens. Aber zum

Glück der Menſchheit pflegen ihr auch erhabene ſeeliſche Offenbarungen zuteil zu werden, wenn die Menſchen die unſichtbare Wahrheit inſtinktiv erfühlen und ſich durch nichts zurückhalten laſſen, Unglück mit elementarem Drang durch ſchmerzbewegte Anteilnahme zu ehren. Das iſt wie ein heiliger Strom, der vom Himmel herabgeſandt iſt, um den ſtickigen, dunſtigen Brodem zu zerreißen. In ſolchen Stürmen ſpürt man den Hauch Gottes, durch ſie wird alles klar und offenbar, was verborgen und verworren war.

Man ließ Marko nicht einmal erzählen, was er geſehen hatte. Jeder wußte, was der Burſche dem Vater des armen Saſcha übergeben hatte: es war ein Frauenbildnis geweſen ... Daran wollte niemand auch nur einen Augenblick zweifeln, davon ſprachen alle Leute, die durch das Fenſter in das Zimmer geblickt, wo die geheimnisvolle Übergabe unter vier Augen ſtattgefunden hatte. So ſprach es jeder Windhauch, ſo klang es im Geſang der Lerchen ...

Das Leichenbegängnis Saſchas war nicht nur feierlich und rührend, es war erſchütternd und furchtbar. Sie haben gewiß alle ſchon ſogenannte pompöſe Leichenbegängniſſe geſehen, meine Herren ... Ich ſpreche nicht von den Beerdigungen mit Paradeprunk, worin nur die menſchliche Eitelkeit zum Ausdruck kommt. Entſinnen Sie ſich des Begräbniſſes von Gogol, von dem man ſo ausgezeichnete Schilderungen leſen kann; denken Sie an die Begräbniſſe von Nekraſſow und Doſtojewſkij, die man ‚geſchichtliche Ereigniſſe‘ genannt hat. All dem fehlte natürlich nicht die Be-

deutung, und es war vielleicht viel Aufrichtigkeit dabei, nur war dieſe Aufrichtigkeit von allzuviel Nebenſächlichem erdrückt. Ich war Zeuge, wie man den General Skobelew in Moskau begrub ... Hierbei kam vielleicht etwas mehr echte Trauer zum Durchbruch, aber — lachen Sie mich meinetwegen aus — wenn ich heute an jenen Tag zurückdenke, da wir Saſcha beerdigten, muß ich ſagen: dieſes Leichenbegängnis war das feierlichſte, das ich je ſah, und war unvergleichlich erhabener als das des Generals. Auch Saſcha wurde als Offizier mit militäriſchen Ehren beigeſetzt, aber dieſen äußeren Prunk ſah und achtete niemand, obwohl er auffallend genug war. Was die wahre Trauer der Menſchen, die von allen Seiten zu Saſchas Ehrung herbeigeſtrömt waren, ausmachte: dieſes Schluchzen und dieſer tiefe Gram angeſichts ſeines jungen, im Tod erblaßten Antlitzes erſtickten alles andere und ſchienen ſogar die Luft aufzurühren.

15

Man hatte zum Leichenbegängnis niemand als die Schwadron eingeladen, der der Verſtorbene angehört hatte, aber die Leute waren dennoch in Scharen von überall her zuſammengekommen. Längs der Straße vom Gaſthaus bis zur Friedhofkapelle ſtanden Menſchen aller Klaſſen und Stände. Man ſah mehr Frauen als Männer. Obwohl ihnen niemand geſagt hatte, worüber ſie trauern ſollten, wußten ſie ſelbſt, was ſie zu beweinen hatten, und ſie bejammerten das junge Leben, das ſich ‚aus Edelmut‘ ſelbſt ausgelöſcht hatte.

Ja, ich gebrauche dieſes Wort mit Abſicht, denn ſo hieß es allgemein.

‚Wegen ſeines Edelmuts iſt er geſtorben, das Täubchen!‘

‚Hat ſich für ein geliebtes Herz geopfert!‘

Wohin man ſich auch wenden mochte, überall hörte man warme und traute, zu Herzen gehende Worte murmeln. Alle reden ihn mit ‚Du‘ an, um möglichſt zärtlich und innig von ihm zu ſprechen.

‚Du liebes Kerlchen! ... du edler Junge!‘

‚Ach, du Engel meiner Seele ... Wie ſoll man dich nicht lieben!‘ ... Nichts anderes vernahm man ... Die adeligen Damen, die Kaufmannsfrauen, die Popenfrauen, die Kleinbürgerinnen, die Dienſtmädchen und die Mädchen vom Zigeunerchor — beſonders dieſe letzteren, als die berufenen Hüterinnen des tragiſchen Stils in der Liebe, — alle murmelten mit bebenden Lippen einige Koſeworte und weinten um Saſcha wie um ihren beſten Freund, als ob ſie ihren eigenen Geliebten zum letzten Mal umarmten und ans Herz drückten.

Und dies alles, obwohl dieſe Frauen keine ‚gefühlvollen Seelen‘ waren, obwohl ſie Saſcha überhaupt nicht gekannt, ja nicht einmal geſehen hatten und ihm möglicherweiſe gar nicht freundlich geſinnt geweſen wären, wenn ſie ihn mit all ſeinen Fehlern und Vorzügen kennen gelernt hätten. Aber nun, da er ‚aus Edelmut‘ und für ſein ‚geliebtes Herze‘ in den Tod gegangen war, ſtellte man auch nicht einen Augenblick irgendeine Erwägung oder Überlegung an, ſon-

dern man mußte jammern und wehklagen, . . . man mußte ſeine Seele vom Körper losbeten . . .

Dem Biſchof Innokentij gelang es einmal, ſeine ſämtlichen Zuhörer in gleichem Maße zu rühren. Er trat an den Leichnam heran und ſagte ſtatt einer Predigt nur: ‚Nun liegt er im Sarge, — laſſet uns weinen!‘ Das war alles, aber den Leuten floſſen unaufhaltſam die Tränen aus den Augen. Es war ein Augenblick, in dem alle Herzen im gleichen Schlag erzitterten. Als die Frauen das Geſicht Saſchas betrachteten, während der Leichnam an ihnen vorbeigetragen wurde (in dieſer Gegend werden die Toten im offenen Sarge zum Friedhof getragen), fanden ſie alle ſein an ſich ganz gewöhnliches Geſichtlein überaus majeſtätiſch und ſchön . . . ‚Getreu bis in den Tod! ſteht darin geſchrieben‘ ſagten ſie.

Was tat es, wenn es nicht ganz ſtimmte? Sie laſen, was ihre Augen ſahen, und das genügte ihnen.

Trug, der unſer Herz erhebt,
Iſt uns teurer als die Wahrheit,
Die im Dunſt der Niedrung ſchwebt.

Die Lippen zitterten wie im Fieber, und alle Geſichter waren naß von Tränen; alle waren tief erſchüttert und ſprachen immer wieder: ‚Schlummere, ſchlummere, mein Märtyrer!‘

In der Kirche war die Stimmung noch weihevoller. Kein Prediger wagte, mit ſeiner Kunſt auch nur einen Augenblick jene heilige Stille zu ſtören, zu der aller Herzen durch die dichteriſche Kraft des Johannes von Damaskus emporgetragen wurden. Sein Klage-

geſang war Feuer und Balſam zugleich für unſere Wunden.

Ich wandere ins dunkle Land
Den Pfad durch Licht und Grauen.
Mein Mund ward ſtill, mein Leben ſchwand,
Mein Aug' wird nichts mehr ſchauen.
Ich liege ſtumm und ſtarr im Schrein,
Hör' nicht das Rufen eurer Herzen,
Ich ſpüre nicht den lichten Schein
Geweihter Grabeskerzen.
Doch ſchlaf ich auch in tiefer Ruh,
Wird meine Liebe dauern
Und immerdar erklingt ihr Ruf:
Laßt euer Leid und Trauern!
Und wenn dereinſt mit lautem Ton
Die Trommeln zum Gerichtstag ſchlagen,
Wirſt Du, Allmächt'ger, Deinen Sohn
Selbſt in die Himmelswohnung tragen.

Und ich muß Ihnen ſagen, meine Herren, daß wir uns tatſächlich vor Gott niederwarfen. Wir ſchluchzten alle herzbrechend. Die Weinenden wußten nicht, wie groß wohl die Sünde Saſchas, des Rösleins, in den Augen der Theologen ſein mochte, ſondern ſie beteten einfach: ‚Nimm ihn in Deine Himmelswohnung auf!' Und dies geſchah ſo inſtändig, daß ich wirklich nicht weiß, wie man in dieſem Falle die Klage der reinen Herzen mit den Grundſätzen der theologiſchen Wiſſenſchaft in Einklang bringen ſoll ... ich weiß mir keinen Rat.

Man wirft heute unſeren Popen oft vor, ſie ſeien ſchlechte Prediger.

Iſt das richtig? Gewiß gibt es ſchlechte Prediger,

aber es iſt ja gar nicht nötig, daß immerzu ſchön geredet wird. Es gibt Fälle, wo es beſſer iſt, nur zu weinen, wo der Klageruf ‚Nimm ihn auf!‘ oder ‚Vergib!‘ viel wirkſamer iſt als eine Predigt, die zuweilen ſo überſchwenglich wird, daß ſie entweder die Vernunft beleidigt oder das Gefühl verletzt. Erinnern Sie ſich nur an Schillers Großinquiſitor. Deshalb liebe ich auch eine Beerdigung nach öſtlichem Ritus. Man kommt und geht gleichſam wie auf den Ruf des Propheten Jeſajas: Kommt herbei und laſſet uns miteinander rechten!... Aber wo iſt hier von rechten die Rede? Es iſt doch klar, wer ſiegen wird. ‚Du vermagſt alles, Du haſt den Menſchen geſchaffen, Du haſt ſein Antlitz geformt und es ſchön oder unleidlich gemacht, ſo vergiß Du auch, verzeihe und vergib ihm alles, worin er ſich vor Dir nicht rechtfertigen kann‘ ...

Wir ſind nur Aſche, Wahn und Rauch
Verlöſchen wie ein flücht'ger Hauch,
In Staub zerfällt, was Fleiſch einſt war,
Und unſre Kraft verweſt.
Nimm den Entſchlafenen, Herr, Gott,
In Deine Himmelswohnung auf!

Und abermals beteten alle mit Inbrunſt: ‚Vergib!‘

Man denkt an den Mächtigen, der ‚niemand fürchtete und nichts ſcheute‘.

Als man aber mit herzzerreißendem Klageruf in ihn drang, ſagte er endlich: ‚Ich will es tun‘, und aller Herzen wurden ruhig.

Sollte Er, der ſelbſt das Ohr erſchaffen hat, um

alles zu hören, ſollte Er ſchlummern, ſchlafen, nicht tun, was ſo viele zerriſſene Herzen von Ihm erflehen? ...

Mag auch ‚dem Gläubigen der Tod ein Schrecken‘ ſein, doch die Zeremonie des Begrabens edler und rührender zu geſtalten als es von den öſtlichen Chriſten getan wird, erſcheint unmöglich. Johannes von Damaskus war wirklich ein Dichter, der ſeine Kunſt verſtand.

Bei Saſchas Beerdigung ereignete ſich ein Zwiſchenfall, den die Witwe eines ehemaligen Würdenträgers herbeiführte. Obwohl ſie eine hochgeborene, kluge und wohlerzogene Dame war, wurde ſie allgemein ‚Schlange‘ genannt. Dieſer Beiname war dumm, denn ‚Schlange‘ wurde die Dame nicht wegen ihrer Bosheit genannt — ſie hatte den Leuten noch nie etwas Böſes getan —, ſondern wegen ihres verächtlichen hochmütigen Weſens, über das viel geſprochen wurde. Sie ſchien nichts Ruſſiſches zu lieben, weder die Sprache, noch den Glauben oder die Sitten. Alles verachtete ſie, und zwar nicht aus Leichtſinn, oder einfältiger Spottſucht, was leichter zu verzeihen geweſen wäre, ſondern mit vollem Bewußtſein, tief und aufrichtig. Sie lehnte nichts ab und tadelte nichts, ſie hielt alles Ruſſiſche einfach nicht ihrer Beachtung für wert ... Sie wunderte ſich ſogar, daß die Geographen Rußland auf der Landkarte verzeichneten ... Solche Damen gab es damals! Als ſie hörte, daß alle wegen eines Offiziers wehklagten, der ‚ſich aus Edelmut erſchoſſen‘ habe, ließ ſie die Doppeltüren ihres Balkons öffnen und trat mit ihrem Lorgnon hinaus, als Saſcha

vorbeigetragen wurde. Ich erinnere mich ihrer noch gut. In einem granatroten, mit Zobel gefütterten Mantel ſtand ſie da und ſchaute durch ihre Lorgnette.

Und unſer Jüngling Saſcha, deſſen Antlitz frei und unbedeckt war, ſchwamm gleich einem abgeriſſenen Zweig auf den Wogen der Menge an ihr vorüber.

‚Die Schlange‘ unterdrückte einen Seufzer und ſagte zu der neben ihr ſtehenden Engländerin: ‚Die Jugend iſt allenthalben wahnſinnig geworden. Zuweilen hat dieſer Wahnſinn eine Ähnlichkeit mit Heldentum, und Heldentum gefällt der Maſſe immer.‘

Die Engländerin antwortete ‚O yes!‘ und fügte hinzu, daß das Gefühl der Verbundenheit, das die Menge ergriffen habe, ſie außerordentlich intereſſiere. Aus Höflichkeit ſtimmte die ‚Schlange‘ dem Wunſch der Ausländerin zu und ging mit ihr in die Kirche. Dort ſoll der Hammer, mit dem der Tiſchler den Sarg zunagelte, den Schlußpunkt hinter dieſe Geſchichte ſetzen.

16

Gegen alle Geſetze der Architektonik und der Ökonomie im Aufbau einer Erzählung habe ich aber am Schluß dieſe neue Perſon eingeführt. Ich muß Ihnen noch etwas von dieſer Dame erzählen, damit Sie wiſſen, wie giftig ſie war. Als ihr Mann noch am Leben war, machte eines Tages eine Perſönlichkeit in ihrem Hauſe Beſuch, vor der ſich der Gatte in ſeinem ganzen Glanze zeigen wollte. Die Dame verachtete jedoch ihren Mann genau ſo wie alle anderen, ja vielleicht

alles zu hören, ſollte Er ſchlummern, ſchlafen, nicht tun, was ſo viele zerriſſene Herzen von Ihm erflehen?...

Mag auch ‚dem Gläubigen der Tod ein Schrecken‘ ſein, doch die Zeremonie des Begrabens edler und rührender zu geſtalten als es von den öſtlichen Chriſten getan wird, erſcheint unmöglich. Johannes von Damaskus war wirklich ein Dichter, der ſeine Kunſt verſtand.

Bei Saſchas Beerdigung ereignete ſich ein Zwiſchenfall, den die Witwe eines ehemaligen Würdenträgers herbeiführte. Obwohl ſie eine hochgeborene, kluge und wohlerzogene Dame war, wurde ſie allgemein ‚Schlange‘ genannt. Dieſer Beiname war dumm, denn ‚Schlange‘ wurde die Dame nicht wegen ihrer Bosheit genannt — ſie hatte den Leuten noch nie etwas Böſes getan —, ſondern wegen ihres verächtlichen hochmütigen Weſens, über das viel geſprochen wurde. Sie ſchien nichts Ruſſiſches zu lieben, weder die Sprache, noch den Glauben oder die Sitten. Alles verachtete ſie, und zwar nicht aus Leichtſinn, oder einfältiger Spottſucht, was leichter zu verzeihen geweſen wäre, ſondern mit vollem Bewußtſein, tief und aufrichtig. Sie lehnte nichts ab und tadelte nichts, ſie hielt alles Ruſſiſche einfach nicht ihrer Beachtung für wert... Sie wunderte ſich ſogar, daß die Geographen Rußland auf der Landkarte verzeichneten ... Solche Damen gab es damals! Als ſie hörte, daß alle wegen eines Offiziers wehklagten, der ‚ſich aus Edelmut erſchoſſen‘ habe, ließ ſie die Doppeltüren ihres Balkons öffnen und trat mit ihrem Lorgnon hinaus, als Saſcha

vorbeigetragen wurde. Ich erinnere mich ihrer noch gut. In einem granatroten, mit Zobel gefütterten Mantel ſtand ſie da und ſchaute durch ihre Lorgnette.

Und unſer Jüngling Saſcha, deſſen Antlitz frei und unbedeckt war, ſchwamm gleich einem abgeriſſenen Zweig auf den Wogen der Menge an ihr vorüber.

‚Die Schlange‘ unterdrückte einen Seufzer und ſagte zu der neben ihr ſtehenden Engländerin: ‚Die Jugend iſt allenthalben wahnſinnig geworden. Zuweilen hat dieſer Wahnſinn eine Ähnlichkeit mit Heldentum, und Heldentum gefällt der Maſſe immer.‘

Die Engländerin antwortete ‚O yes!‘ und fügte hinzu, daß das Gefühl der Verbundenheit, das die Menge ergriffen habe, ſie außerordentlich intereſſiere. Aus Höflichkeit ſtimmte die ‚Schlange‘ dem Wunſch der Ausländerin zu und ging mit ihr in die Kirche. Dort ſoll der Hammer, mit dem der Tiſchler den Sarg zunagelte, den Schlußpunkt hinter dieſe Geſchichte ſetzen.

16

Gegen alle Geſetze der Architektonik und der Ökonomie im Aufbau einer Erzählung habe ich aber am Schluß dieſe neue Perſon eingeführt. Ich muß Ihnen noch etwas von dieſer Dame erzählen, damit Sie wiſſen, wie giftig ſie war. Als ihr Mann noch am Leben war, machte eines Tages eine Perſönlichkeit in ihrem Hauſe Beſuch, vor der ſich der Gatte in ſeinem ganzen Glanze zeigen wollte. Die Dame verachtete jedoch ihren Mann genau ſo wie alle anderen, ja vielleicht

noch ein wenig mehr. Er wußte dies und bat ſie um Schonung. Nur um das eine flehte er ſie an: ‚Widerſprechen Sie mir nicht in Gegenwart meines hohen Vorgeſetzten!‘ Sie ſchaute ihn an und willigte ein: ‚Ich bin ſogar bereit, Ihnen beizuſtehen.‘

Der Mann dankte ihr herzlich dafür. Der hohe Gaſt war ein umgänglicher Herr und liebte zuweilen ein einfaches Geſpräch. So wünſchte er auch bei dem erwähnten Beſuch, ſeinen Untergebenen beim Tee zu hören, den die Frau des Hauſes mit ſorglichen Händen bereitete. Der Hausherr begann alsbald ſeine Litanei, wie er alles genau ſehe, wie er alles kenne, bewahre, vorausſehe und für das allgemeine Wohl ſorge .. Er redete und redete: ſchließlich täuſchte er ſich auch einmal und ſagte die Wahrheit. Und bei dieſer Gelegenheit nun unterſtützte ihn die ‚Schlange‘ ſogleich und ziſchte: ‚Voilà, ça c'est vrai!‘

Mehr ſagte ſie nicht, aber der Gaſt konnte ſich nicht enthalten, das Geſicht zu verziehen und zu lachen. Er küßte der Dame die Hand und ſagte zu ihrem Gatten: ‚Nun gut, gut, genug; ich will glauben, daß tout ça est vrai.‘

Durch dieſe Geſchichte brachte ſie den Mann ins Grab. Dann ließ ſie ſich mit ihrer Engländerin hier nieder und beſchäftigte ſich ausſchließlich mit der Lektüre ausländiſcher Bücher.

Da ſie ſich niemals unter den Leuten zeigte, erregte ſie mit ihrer Begleiterin allgemeines Aufſehen, als ſie in der Kirche erſchienen, wo Saſcha eingeſegnet wurde.

Alle ſchauten ſich nach ihr um, und jeder drängte ſich zur Seite, ſo daß für die beiden Platz wurde. Es ſchien, als ob die Menge die Frauen nach vorn ſchöbe, um ſie beſſer ſehen zu können. Es lag jedoch im Willen des Höchſten, daß nichts Nebenſächliches die allgemeine Aufmerkſamkeit von dem armen Saſcha ablenkte.

In dem gleichen Augenblick, da die beiden vornehmen Damen nach vorn geſchoben wurden, erſchien in der Kirchenpforte noch eine Frau. Sie machte einen ſcheuen Eindruck und hatte einen ſchwarzen Pelzmantel an, der vom Straßenſtaub wie mit Aſche beſtreut war. Ihre Miene drückte namenloſen Kummer aus ...

Niemand kannte ſie, aber alle wußten gleich, wer ſie war, und durch die Menge lief der Ruf: ‚Die Mutter!‘

Alle wichen vor ihr zurück, ſodaß eine breite Gaſſe bis zu dem Sarg entſtand.

Die Mutter ſchritt hindurch; beide Arme vor ſich hinſtreckend, erreichte ſie den Sarg, umfaßte ihn und war entrückt ...

Und alles fiel auf die Knie und war entrückt gleich der Mutter ... und es wurde im gleichen Augenblick ſo ſtill, daß wir alle die Mutter flüſtern hörten, als ſie ſich erhob und den toten Sohn bekreuzte: ‚Ruhe ſanft, mein armer Junge ... du biſt als Ehrenmann geſtorben!‘

Ihr Mund bewegte ſich bei dieſen Worten nur ganz leiſe, faſt unmerklich, und doch klangen ſie in aller Herzen wider, als ob wir alle ihre Kinder geweſen wären.

Der Hammer des Sargmachers ertönte, und der Sarg wurde zur Ausgangstüre getragen. Der Vater geleitete die kummervolle Mutter am Arm hinaus; ihre Augen ſchauten ſtill gen Himmel . . . Sie wußte wohl, wo ſie die Kraft zu ſuchen hatte, um ihren Schmerz zu ertragen, und merkte gar nicht, wie die jungen Frauen und Mädchen von allen Seiten zu ihr hindrängten und ihr wie einer Heiligen die Hände küßten . . .

Von der Kirche bis zur Friedhofspforte ſah man nur eine Bewegung, ein Gewoge.

Am Tore, wo die Equipage ſtand, ſchien die Mutter ihrer Umgebung bewußt zu werden, ſie wandte ſich um und wollte ‚Danke‘ ſagen, wankte jedoch. Die neben ihr ſtehende ‚Schlange‘ ſtützte ſie und . . . küßte ihr die Hand.

So ſehr hatte unſer armer Saſcha alle erſchüttert und für ſich eingenommen, ſo hoch wurde ſein einfacher, vielleicht gar nicht ſo überlegter Entſchluß, ‚eine Frau nicht zu verraten‘, geſchätzt. Niemand fragte danach, was für eine Frau dies war und ob ſie auch eines ſolchen Opfers wert ſei. Das war allen gleichgültig. Und was war das für eine Liebe geweſen — worauf hatte ſie ſich gegründet? Es hatte gleichſam in der Kinderſtube angefangen, war vom ‚Vater und Mutter ſpielen‘ gekommen. Dann hatten ſich die beiden getrennt. Sie, die unbedeutende kleine Frau, war möglicherweiſe ſehr glücklich, liebte ihren Mann, gebar ihm Kinder, und er bewahrte irgendein kleines Andenken von ihr und tötete ſich darum . . . das war

ja alles völlig gleich! Die Hauptſache war, er war ſchön, er war allen intereſſant! Es tat einem wohl und erleichterte das Herz, wenn man um ihn weinte.

Die Engländerin, von der ich ſprach, war doch zum Beiſpiel eine ganz fernſtehende Perſon. Saſchas Tat mußte ihr ſicherlich ganz anders vorkommen als den Mädchen vom Zigeunerchor, die ſo bitterlich um ihn weinten. Man hätte meinen ſollen, es hätte ihr genügt, hinzugehen, ſich das Schauſpiel anzuſehen und wieder heimzuwandern. Aber weit gefehlt, auch ſie wollte einen Pinſelſtrich zum Gemälde beitragen. Sie ſchrieb kritiſche Aufſätze über Rußland und tat dies natürlich ſehr gründlich, indem ſie ihre Beobachtungen mit den Berichten verglich, die von früheren Reiſenden über die Sitten unſeres Landes niedergeſchrieben worden waren, und ſie durch ihre eigenen Wahrnehmungen vervollſtändigte. Aus alten Werken hatte ſie entnommen, daß ‚die Frauen nirgends gemeiner behandelt würden als bei den Moskowitern‘. Um die veränderte Sachlage richtig zu begründen, wartete ſie einen geeigneten Zeitpunkt ab und wandte ſich dann an Saſchas Vater. Sie ſandte ihm einen ſehr höflichen Brief, in dem ſie ihm ihr Beileid ausſprach und der außerordentlichen Würde, mit der er und ſeine Gattin ihren Schmerz getragen hätten, Bewunderung zollte. Zum Schluß bat ſie ihn, ihr mitzuteilen, wer ihre Erziehung geleitet und ihnen ſo hehre Empfindungen eingeflößt habe.

Der alte Herr antwortete, daß ſeine Frau in einem

franzöſiſchen Penſionat erzogen worden ſei, während ſeine eigene Erziehung ein Monſieur Ravel aus Paris geleitet habe.

Die Engländerin fand dieſe Mitteilung frappant, doch die ‚Schlange‘ kam ihr zu Hilfe und ſagte: ‚Wenn ſie von einem Seminariſten erzogen worden wären, hätten Sie wahrſcheinlich überhaupt keine Antwort erhalten.‘

Damals glaubte man, daß alles Rohe und Plumpe aus den Seminaren käme, und klagte ſie deswegen ebenſo leichtfertig und grundlos an, wie man uns in der darauffolgenden Zeit nötigen wollte, dieſe Dinge mit der Grazie eines Denkers aus Pomjalowſkijs Roman ‚Burſa‘ zu beurteilen.

17

Mir bleibt nur noch die kriminelle Seite meiner Geſchichte zu erledigen, die ihr innewohnen mußte. Sie entſinnen ſich, daß beſchloſſen war, dem Polen das Geld zurückzuerſtatten, ganz gleich, ob es geſtohlen war oder nicht. Und hier knüpft die Fortſetzung an.

Zu den Regimentskameraden geſellte ſich noch ein freiwilliger und dabei ſehr hartnäckiger Schuldner, nämlich Saſchas Vater. Den Polen koſtete es große Mühe, die Annahme des Geldes zu verweigern. Aber Auguſt Matwejitſch benahm ſich in dieſer ganzen Geſchichte höchſt taktvoll und anſtändig, und wir hatten nicht den mindeſten Grund, verächtlich von ihm zu denken oder ihm einen Vorwurf zu machen. Daran, daß das Geld abhanden gekommen war, zweifelte bei uns nie-

mand mehr. Wie konnte es anders ſein? Wenn er nicht einmal das ihm angebotene Geld annahm, aus welchem Grunde hätte er dann dieſe ganze unglückſelige Geſchichte, die ein ſo blutiges Ende nahm, einfädeln ſollen?

In der Stadt, wo unſer nächtliches Erlebnis natürlich nicht ganz unbekannt bleiben konnte, war man derſelben Meinung. Nur ein einziger dachte anders über die Sache und gab uns dadurch ein ſchweres Rätſel auf.

Es war der unbedeutende und von mir bereits einige Male beiläufig erwähnte Zimmerkellner Marko. Er war ein verſchmitzter Burſche. Obwohl wir Auguſt Matwejitſch durch ihn kennen gelernt hatten, ſtand Marko jetzt durchaus nicht auf ſeiner Seite, was er uns gegenüber auch äußerte.

‚Ich bin bereit, mich jeder Kirchenſtrafe zu unterziehen,‘ ſagte er, ‚weil ich ſeine Bekanntſchaft mit Ihnen vermittelt habe. Ich bin jedoch heute der Meinung, daß es nicht ſo ſehr meine Schuld als Gottes Ratſchluß war. Und Ihre jetzige Geneigtheit für ihn erkläre ich mir mit nichts anderem als damit, daß er — verzeihen Sie — kein Ruſſe iſt. Ich werfe ihm jedoch vor, daß er unſer Gaſthaus in ſchlechten Ruf gebracht hat, daß die Polizei unter allen möglichen Vorwänden grundlos unſere Bedienten verhaftet und nach dem verloren gegangenen Geld ſucht, was ja doch vergeblich iſt ... Es iſt eine Sünde und Schande, nichts weiter‘, ſchloß Marko und begab ſich in ſein finſteres Kämmerchen, wo er ein großes Heiligen-

bild ſtehen hatte, vor dem ein ewiges Lämpchen brannte.

Zuweilen tat er uns geradezu leid. Stundenlang pflegte er auf einem Fleck zu ſtehen und nachzudenken.

‚Was ſinnierſt du denn immer, Marko?‘

Er zuckte mit den Schultern und antwortete: ‚Wie ſoll man da nicht ſinnieren, gnädiger Herr ... ſo ein Unglück ... Schande und Verdacht und Tod hat es einer Chriſtenſeele gebracht!‘

Die ſich öfter mit ihm unterhielten, kamen zuerſt auf den Gedanken, der ſich dann allmählich auch den anderen mitteilte! ‚Was wollt ihr,‘ ſagten ſie, ‚Marko iſt natürlich ein einfacher Mann vom Lande, gewiß; aber er beſitzt jene ſchlichte, echtruſſiſche Schlauheit.‘

‚Und Ehrlichkeit.‘

‚Jawohl und Ehrlichkeit. Sonſt hätte ihn der Beſitzer nicht zu ſeinem Stellvertreter gemacht. Er iſt ein treuer Mann.‘

‚Ja, ja!‘ bekräftigte unſer Pope und blies den Rauch in den Bart.

‚Und er ſieht mit ſeinem geraden Blick möglicherweiſe das, was wir nicht ſehen. Er denkt ſo: Warum hat er das getan? — wenn er das Geld nicht nehmen will, ſo wird er es eben nicht brauchen‘ ...

‚Augenſcheinlich braucht er es nicht, wenn er es trotz unſerem Anerbieten nicht nimmt.‘

‚Alſo hat er es nicht des Geldes wegen getan‘ ...

‚Weswegen denn?‘

‚Da müſſen Sie nicht mich, ſondern Marko fragen.‘

Und der Pope pflichtete ihm bei: ‚Ja, ja, ja! wollen wir gleich mal hören, was Marko ſagt.‘

‚Und was meint Marko?‘

‚Marko meint: Glaube dem Polen nicht!‘

‚Warum?‘

‚Darum, weil er ein Pole und deshalb nicht glaubwürdig iſt.‘

‚Aber erlauben Sie mal! Nicht glaubwürdig ſein und ein Dieb ſein ſind zwei verſchiedene Sachen. Die Polen ſind ein ehrgeiziges Volk, und ich halte es nicht für ehrenhaft, ſo etwas von ihnen zu glauben.‘

‚Mit Verlaub!‘ unterbrach der von Marko inſpirierte Erzähler, ‚ſo etwas glauben, ſo etwas glauben, aber Sie wiſſen ja gar nicht, was Sie glauben ſollen ... Von Diebſtahl iſt hier keine Rede, dafür liegt auch nicht der leiſeſte Verdacht vor; der Pole hat jedoch eben das, was Sie ihm ſelbſt zuſchreiben, nämlich Ehrgeiz.‘

‚Was für einen Vorteil ſoll er aber dann von dem Verſchwinden des Geldes haben?‘

‚Der Pole?‘

‚Ja.‘

‚Fällt Ihnen das nicht von ſelbſt ein?‘

Alle begannen zu denken: ‚Fällt es mir nicht von ſelbſt ein?‘

‚Nein, es fällt mir nicht von ſelbſt ein.‘

‚Das kommt davon, mein Lieber, daß unſere Köpfe vom Adelsſtolz vernagelt ſind, aber der einfache, echte Ruſſe ſieht, was der Pole für einen Vorteil hatte.‘

‚So ſagen Sie doch endlich, was für einen, es intereſſiert uns doch alle außerordentlich.‘

‚Nun denn, ſo will ich es Ihnen ſagen: Es iſt für ſein Heimatland von Vorteil, wenn unſer guter Ruf verunglimpft wird . . .‘

‚Ach, ihr Himmelsväter!‘

‚Jawohl! Nun kann er überall ausſtreuen, daß man in Geſellſchaft ruſſiſcher Offiziere gewärtig ſein muß, beſtohlen zu werden . . .‘

‚Und Sie meinen wirklich, es verhält ſich ſo?‘

‚Hier gibt es nichts zu meinen: ſo iſt es und nicht anders.‘

‚Dann hole ihn der Teufel!‘

‚Ein heimtückiſches Volk, dieſe Polacken!‘

Und der Pope bekräftigte es mit einem dreimaligen ‚Ja!‘

Nachdem wir eine Weile nachgedacht hatten, kamen wir zu der Überzeugung, daß man Markos Anſicht dem Kommandeur nicht verheimlichen dürfe, doch durfte man hinwiederum nicht verraten, daß dieſe Meinung auf Marko zurückführte, weil das den Eindruck abſchwächen konnte. Man mußte irgendeine authentiſchere und vertrauenerweckendere Quelle ausfindig machen.

‚Im Gaſthof, im Billardzimmer hat es jemand erzählt . . .‘

‚Nein, das iſt nicht gut. Der Oberſt wird ſagen: Wie konnten Sie eine ſolche Anſicht anhören, ohne einzuſchreiten! Der Verbreiter dieſes Gerüchts hätte verhaftet werden müſſen.‘

‚Man muß etwas anderes erſinnen.‘

‚Aber was?‘

Jetzt kam uns unſer Pope zu Hilfe.

‚Am beſten iſt es,‘ meinte er, ‚wenn man ſagt, man habe es im öffentlichen Bad gehört.‘

Dieſer Vorſchlag gefiel allgemein. In der Tat, das war das Vernünftigſte. Das Bad iſt ein öffentlicher Ort, dort wird geſchrien, gelärmt, geſprochen, dort ſind alle nackt, dort dampft alles, und das Waſſer plätſchert ununterbrochen ... ‚Wer hat's geſagt?‘ ... geh mal einer hin und ſuche ihn oder verhafte ihn! ... Da müßte man ſchon alle feſtnehmen, denn dort ſind alle Leute gleich, alle ſplitternackt.

So tat man denn auch. Man bat den Popen, die Sache in die Hand zu nehmen.

Er willigte ein und brachte am nächſten Tage alles zur Ausführung.

Der Oberſt zeigte für das Gerücht gleichfalls Intereſſe und ſagte: ‚Das Schlimmſte iſt jedoch, daß es ſchon zum allgemeinen Gerede geworden iſt und im Bade darüber geſchwatzt wird.‘

Der Pope antwortete: ‚Ja, ja, ja! Im Bade ... Ich habe es im Bade gehört.‘

‚Ja, konnten Sie denn nicht in Erfahrung bringen, wer es geſagt hat?‘

‚Leider nicht.‘

‚Sehr ſchade.‘

‚Ich hätte es ja gern getan, aber ich konnte es nicht, denn dort, Sie wiſſen ja, im Bade ſind alle gleich. Uns Geiſtliche kann man immerhin noch einigermaßen

unterſcheiden, weil wir ſozuſagen Männer mit Zöpfen ſind, aber von dem einfachen kurzgeſchorenen Volk ſieht einer aus wie der andere.‘

‚Sie hätten doch den, der es geſagt hat, an der Hand faſſen können.‘

‚Barmherziger Gott! . . . ein Eingeſeifter entſchlüpft einem doch ſofort! . . . Außerdem dampfte ich in dem Augenblick gerade auf der höchſten Bank, ſo daß ich ihn unmöglich hätte packen können.‘

‚Nun ja, wenn es nicht möglich war, ging es eben nicht . . . Ich meine jedoch, es iſt das Beſte, die Sache vorläufig auf ſich beruhen zu laſſen . . . Es iſt ja bereits eine ganze Zeit verſtrichen, und der Pole hat uns ſein Wort gegeben, in einem Jahre zurückzukommen . . . ich meine, er wird ſein Wort halten. Sagen Sie mir lieber, wie Sie als Geiſtlicher über Träume denken! Haben ſie eine Bedeutung oder nicht?‘

Der Pope antwortete: ‚Das kommt ganz auf die Anſchauung an.‘

‚Wieſo auf die Anſchauung?‘

‚Ja, das heißt, nein, — das wollte ich nicht ſagen . . . es gibt Träume, die von Gott kommen und erleuchten, es gibt auch andere, es gibt Träume, die eine Folge der Völlerei ſind, es gibt verderbliche Träume, die vom Böſen kommen.‘

‚Gewiß,‘ antwortete der Oberſt, ‚doch das ſtimmt noch nicht ganz. Wo würden Sie zum Beiſpiel folgenden Traum unterbringen? Meine Frau iſt, wie Sie wiſſen, ſehr jung, und der verſtorbene Kornett war ihr Verwandter und ihr Jugendfreund. Deshalb

hat ſein Tod ſie ſehr erſchüttert, und ſie iſt etwas aber-
gläubiſch geworden. Außerdem haben wir unſer Kind-
lein wieder verloren. Kurz zuvor hatte ſie nun einen
Traum.‘

‚Was Sie nicht ſagen!‘

‚Ja, ja, ja. In bezug auf Träume hat ſie die
gleiche Anſicht, die Sie eben äußerten. Ich teile dieſe
Meinung nicht, will aber auch nicht dagegen ſtreiten,
denn ich weiß ſelbſt ſehr gut, daß man ſchlecht träumt,
wenn man ſpät zu Nacht gegeſſen hat. Es kommt
offenbar vom Magen.‘

‚Jawohl, auch vom Magen, ſogar meiſtens vom
Magen‘, beſtätigte der Pope. Aber er mußte noch
eine Weile zappeln.

‚Ganz recht,‘ fuhr der Oberſt fort, ‚doch darum
handelt es ſich nicht, meine Frau hatte weniger einen
Traum als eine Erſcheinung . . .‘

‚Eine Erſcheinung?‘

‚Ja, verſtehen Sie, ſie träumte nicht, ſie hatte nicht
die Augen geſchloſſen, ſondern ſie ſah alles klar vor
ſich und hörte es . . .‘

‚Seltſam!‘

‚Sehr ſeltſam! Um ſo mehr, da ſie ihn noch nie
geſehen hat.‘

‚Ja, ja ja! Wen denn?‘

‚Nun, das können Sie ſich doch denken, den Polen.‘

‚Aha! Ja, ja, ja! Ich verſtehe!‘

‚Meine Frau hat ihn damals nicht zu Geſicht be-
kommen, denn ſie lag ja während dieſer unglückſeligen
Geſchichte im Bett. Sie konnte nicht einmal von dem

unterſcheiden, weil wir ſozuſagen Männer mit Zöpfen ſind, aber von dem einfachen kurzgeſchorenen Volk ſieht einer aus wie der andere.‘

‚Sie hätten doch den, der es geſagt hat, an der Hand faſſen können.‘

‚Barmherziger Gott! . . . ein Eingeſeifter entſchlüpft einem doch ſofort! . . . Außerdem dampfte ich in dem Augenblick gerade auf der höchſten Bank, ſo daß ich ihn unmöglich hätte packen können.‘

‚Nun ja, wenn es nicht möglich war, ging es eben nicht . . . Ich meine jedoch, es iſt das Beſte, die Sache vorläufig auf ſich beruhen zu laſſen . . . Es iſt ja bereits eine ganze Zeit verſtrichen, und der Pole hat uns ſein Wort gegeben, in einem Jahre zurückzukommen . . . ich meine, er wird ſein Wort halten. Sagen Sie mir lieber, wie Sie als Geiſtlicher über Träume denken! Haben ſie eine Bedeutung oder nicht?‘

Der Pope antwortete: ‚Das kommt ganz auf die Anſchauung an.‘

‚Wieſo auf die Anſchauung?‘

‚Ja, das heißt, nein, — das wollte ich nicht ſagen . . . es gibt Träume, die von Gott kommen und erleuchten, es gibt auch andere, es gibt Träume, die eine Folge der Völlerei ſind, es gibt verderbliche Träume, die vom Böſen kommen.‘

‚Gewiß,‘ antwortete der Oberſt, ‚doch das ſtimmt noch nicht ganz. Wo würden Sie zum Beiſpiel folgenden Traum unterbringen? Meine Frau iſt, wie Sie wiſſen, ſehr jung, und der verſtorbene Kornett war ihr Verwandter und ihr Jugendfreund. Deshalb

hat ſein Tod ſie ſehr erſchüttert, und ſie iſt etwas abergläubiſch geworden. Außerdem haben wir unſer Kindlein wieder verloren. Kurz zuvor hatte ſie nun einen Traum.‘

‚Was Sie nicht ſagen!‘

‚Ja, ja, ja. In bezug auf Träume hat ſie die gleiche Anſicht, die Sie eben äußerten. Ich teile dieſe Meinung nicht, will aber auch nicht dagegen ſtreiten, denn ich weiß ſelbſt ſehr gut, daß man ſchlecht träumt, wenn man ſpät zu Nacht gegeſſen hat. Es kommt offenbar vom Magen.‘

‚Jawohl, auch vom Magen, ſogar meiſtens vom Magen‘, beſtätigte der Pope. Aber er mußte noch eine Weile zappeln.

‚Ganz recht,‘ fuhr der Oberſt fort, ‚doch darum handelt es ſich nicht, meine Frau hatte weniger einen Traum als eine Erſcheinung . . .‘

‚Eine Erſcheinung?‘

‚Ja, verſtehen Sie, ſie träumte nicht, ſie hatte nicht die Augen geſchloſſen, ſondern ſie ſah alles klar vor ſich und hörte es . . .‘

‚Seltſam!‘

‚Sehr ſeltſam! Um ſo mehr, da ſie ihn noch nie geſehen hat.‘

‚Ja, ja ja! Wen denn?‘

‚Nun, das können Sie ſich doch denken, den Polen.‘

‚Aha! Ja, ja, ja! Ich verſtehe!‘

‚Meine Frau hat ihn damals nicht zu Geſicht bekommen, denn ſie lag ja während dieſer unglückſeligen Geſchichte im Bett. Sie konnte nicht einmal von dem

unglücklichen Wirrkopf Abſchied nehmen, denn wir verheimlichten ihr ſeinen Tod, damit ihr die Milch nicht zu Kopf ſtiege.‘

‚Gott bewahre ſie davor!‘

‚Nun ja . . . ſchon lieber tot, als wahnſinnig werden. Aber ſtellen Sie ſich vor, er verfolgt ſie auf Schritt und Tritt.‘

‚Der Verſtorbene?‘

‚Nein doch, der Pole! Ich bin ſogar ſehr froh, daß Sie nach dem Bade zu mir gekommen ſind und mir von dem Gerücht Mitteilung gemacht haben . . . Vielleicht können Sie mir auf Grund Ihrer geiſtlichen Erfahrung doch einen Rat geben!‘

Und nun erzählte der Oberſt dem Popen, daß unſerer armen, jungen, roſigen Obriſtin immer wieder Auguſt Matwejitſch erſcheine, und daß er vor ihr ſtehe wie er leibt und lebt, und er komme ihr vor wie eine alte engliſche Uhr in einem langen Gehäuſe . . .

Der Pope ſprang förmlich in die Höhe.

‚Was ſagen Sie, bitte!‘ rief er. ‚Eine Uhr! Aber ſo nennen ihn doch auch die Offiziere.‘

‚Darum erzähle ich es Ihnen ja eben, weil es ſo ſeltſam iſt! Stellen Sie ſich vor, daß wir in unſerm Salon ebenſolch eine Standuhr haben, die außerdem noch einen Perpendikel hat. Das geht die ganze Zeit: din-din-din-din-din, und nimmt kein Ende. Meine Frau mag in der Dämmerung vor Angſt gar nicht mehr dort vorbeigehen, wir können die Uhr jedoch auch nicht fortſchaffen, ſie ſoll ein ſehr koſtbares Stück ſein. Ja,

und überdies beginnt meine Frau ſie auch allmählich liebzugewinnen.'

‚Wie kommt denn das?'

‚Es macht ihr Vergnügen zu träumen ... ſie glaubt aus dem Pendelſchlag etwas herauszuhören, und es kommt ihr vor, als ob ſie die Worte vernehme: Ich ſuch, ich ſuch! Jawohl, wiſſen Sie, es reizt ſie und graut ihr zugleich, zuweilen ſchmiegt ſie ſich eng an mich, und ich muß ſie in meine Arme nehmen. Ich halte es für ſehr möglich, daß ſie wieder in anderen Umſtänden iſt.'

‚Ja, ja ... bei einer verheirateten Frau iſt das leicht möglich ... ſogar ſehr leicht möglich', griff der Pope auf, und es gelang ihm diesmal ſich freizumachen. Er kam ſogleich zu uns gelaufen. Er ſah in der Tat ſo aus, als ob er geradeswegs aus dem Bade käme. Dann erzählte er uns alles in einem Zug, bat uns jedoch, keinem Menſchen etwas davon zu ſagen.

Wir waren übrigens mit dieſer Unterhaltung nicht recht zufrieden. Wir waren der Meinung, daß der Oberſt die ihm mitgeteilte Entdeckung nicht genug beachtet und ganz unangebrachterweiſe mit ſeinen eigenen Ehegeſchichten verquickt hätte.

Einer von uns, ein gebürtiger Kleinruſſe, fand auch ſogleich die Erklärung dafür.

‚Seine Mutter heißt Veronika Stanislawowna!' ſagte er vom Kommandeur.

Die anderen fragten: ‚Was wollen Sie damit ſagen?'

‚Nichts anderes, als daß ſie Veronika Stanislawowna heißt.‘

Alle begriffen, daß die Mutter des Oberſten eine Polin war, und daß er infolgedeſſen nicht gern etwas Unangenehmes über die Polen hören wollte.

Nunmehr beſchloſſen wir, uns nicht wieder an den Oberſt zu wenden, ſondern wir wählten einen Kameraden, der die Gabe beſaß, jeden beliebigen Menſchen zu beleidigen. Der ſollte zum Schein in Urlaub fahren, in der Tat aber unverzüglich Auguſt Matwejitſch aufſuchen und ihm das Geld aufzwingen. Wenn der Pole es nicht annähme, ſollte er ihn beleidigen.

Hätte er ihn wirklich aufgeſucht, wäre es unbedingt ſo gekommen; doch das Schickſal wollte es anders.

18

An einem heißen Tage Ende Mai kam plötzlich und unerwartet Auguſt Matwejitſch in einer Reiſekaleſche vor unſerem Gaſthaus vorgefahren, ſprang die Treppe hinauf und rief: ‚He, Marko!‘

Marko war in ſeinem Kämmerchen, wo er ſicherlich vor dem ewigen Lichte betete. Auf den Ruf kam er ſofort herausgeſprungen.

‚Gnädiger Herr!‘ ſagte er, ‚Auguſt Matwejitſch! Sind Sie's wirklich?‘

‚Ja, Bruder,‘ antwortete der, ‚ich bin's wirklich! Und du Halunke läßt noch immer deine Glocken gießen, und damit ſie lauter ſchallen, nicht wahr, verbreiteſt du unſinnige Gerüchte über ehrliche Leute‘, und ſchon ſaß eine klatſchende Ohrfeige auf Markos Backe.

Marko kippte um und winſelte: ‚Was ſoll das heißen? ... Wofür?‘

Wir ſprangen aus unſeren Zimmern heraus und waren bereit, für ihn einzutreten. In der Tat, wofür ſchlug er ihn? Marko war ein ehrlicher Menſch.

Doch Auguſt Matwejitſch kam uns zuvor.

‚Gedulden Sie ſich bitte einen Augenblick,‘ ſagte er, ‚mir folgen auf dem Fuße andere Gäſte, vor denen ich Ihnen gleich ſeine Ehrlichkeit beweiſen werde. Inzwiſchen bitte ich Sie, ſich nicht mit ihm abzugeben und ihn nicht anzurühren, damit er mir keinen Augenblick aus den Augen kommt.‘

Wir traten zurück und ſahen ſchon die Polizei herbeikommen.

Auguſt Matwejitſch wandte ſich zu den Poliziſten und ſagte: ‚Packen Sie ihn, bitte, ich übergebe Ihnen einen vollkommen überführten Dieb. Er hat mein Geld geſtohlen. Hier ſind die Beweiſe.‘

Und er übergab eine Beſtätigung, daß die Glockengießerei von Marko einen Geldſchein mit der gleichen Nummer erhalten hatte, die Auguſt Matwejitſch einen Tag vor dem Verluſt des Geldes von der Vormundſchaftsbank empfangen hatte.

Marko fiel auf die Knie und geſtand reumütig, wie ſich die Sache verhielt. Als ſich Auguſt Matwejitſch ſchlafen gelegt, hatte er die Scheine aus der Taſche gezogen und unters Kopfkiſſen geſteckt.

Dies war ihm aus dem Gedächtnis gekommen, als er ſie ſpäter in ſeiner Taſche zu ſuchen begann. Marko jedoch, der in Auguſt Matwejitſchs Zimmer gegangen

war, um das Bett zu richten, hatte das Geld gefunden und ſich verleiten laſſen, es zu ſtehlen, indem er hoffte, andere Leute in die Sache verwickeln zu können, was ihm, wie wir geſehen haben, auch glückte. Um ſeine Sünde vor Gott wieder gutzumachen, beſtellte er zu der bereits früher erſtandenen Glocke noch ein Geläute und bezahlte es mit einem der geſtohlenen Scheine.

Die übrigen Scheine fand man in einem Kaſten unter dem Heiligenſchrein.

Jetzt ging uns endlich ein Licht auf! Noch einmal ſchlugen wir die Hände zuſammen und wiſchten uns die Zähren ab, die wir um unſeren armen Saſcha vergoſſen, dann gingen wir frohen Herzens zechen.

Auguſt Matwejitſch fühlten wir uns alle zu großem Dank verpflichtet. Um ihm unſere Achtung und Ergebenheit zu beweiſen, veranſtaltete unſer Kommandeur ein offizielles Feſt, wozu der geſamte Adel eingeladen wurde. Sogar die Mutter des Oberſten, jene ſelbe Veronika — ſie zählte ſchon an die ſiebzig Jahre —, erſchien dazu. Es erwies ſich bei dieſer Gelegenheit, daß ſie gar nicht ‚Stanislawowna‘ ſondern Veronika Waſſiljewna hieß und aus dem geiſtlichen Stande ſtammte. Sie war die Tochter eines Protopopen, und überdies kommt der Name ‚Veronika‘ auch bei Rechtgläubigen vor. Warum man geglaubt hatte, daß ſie ‚Stanislawowna‘ heiße, ließ ſich nicht feſtſtellen.

Auf dieſem Feſt behandelte die Obriſtin den Polen mit beſonderer Aufmerkſamkeit. Sie ſtand bei ſeinem Erſcheinen auf, ging ihm entgegen und reichte ihm ihre beiden Hände. Er bat wegen ſeiner ‚polniſchen Sitte‘

um Vergebung und küßte ihr beide Hände. Am nächſten Tage ſandte er ihr einen Brief in franzöſiſcher Sprache, worin er ihr ſchrieb, daß er die ganze Zeit nach dem Gelde geforſcht habe. Allerdings nicht, um wieder in ſeinen Beſitz zu kommen, ſondern aus Gründen der Ehre ... Und obwohl ſich das Geld nunmehr wiedergefunden habe, wolle er es doch nicht nehmen, denn es ‚ſei mit Blut erkauft' und flöße ihm Schrecken ein. Er bitte die Frau Obriſtin deshalb, ihm die ‚Gnade' zu erweiſen, für dieſes Geld ein Waiſenmädchen aufzuziehen, das er ausfindig gemacht habe. Es ſei in derſelben Nacht geboren worden, in der Saſcha aus dem Leben ſchied. ‚Vielleicht iſt ſeine Seele in dieſes Mädchen übergegangen!'

Die junge Obriſtin war tief gerührt und erbot ſich, das Kind anzunehmen. Auguſt Matwejitſch brachte es ihr denn auch ſogleich in einem weißen ſauberen Körbchen, wo es zwiſchen weißem Mull und Bändern lag.

‚Der gewandte Pole!' Alle beneideten ihn, wie er die Sache in einer ſo ſchönen, zarten und ſympathiſchen Form zum Abſchluß brachte. Ein Myſtiker!

Die Obriſtin ſoll geweint haben, als er ging. Wir verabſchiedeten uns von ihm, indem wir Bruderſchaft mit ihm tranken, im Haine vor der Stadt.

Dies war ein Zufall. Er fuhr weg, als wir eben im Haine zechten. Wir hielten ihn an, entſchuldigten uns, zogen ihn aus dem Wagen und tranken, tranken ohne Ende, wobei wir ihm freimütig erzählten, wie häßlich wir von ihm gedacht.

‚Und nun erzähle auch du uns,‘ drang man in ihn, ‚wie du das bewerkſtelligt haſt.‘

Er ſagte: ‚Ich habe ſelbſt gar nichts bewerkſtelligt, meine Herren, es hat ſich alles von ſelbſt gemacht.‘

‚Gemach,‘ riefen wir, ‚keine Ausflüchte, Bruder, du biſt Pole, wir machen dir keinen Vorwurf daraus: ſag uns nur, wie konnteſt du ein Waiſenmädchen finden, das zufällig in derſelben Nacht geboren worden iſt, in der Saſcha ſtarb, ſo daß dieſes Kind mit dem verſtorbenen Mädchen der Obriſtin gleichalterig iſt . . .‘

Der Pole lachte. ‚Ja, wie kann man nur ſo etwas bewerkſtelligen!‘ rief er.

‚Ja, darum handelt es ſich! Der Teufel kennt ſich mit Ihnen aus, wie fein Sie ſind!‘

‚Glaubt mir, ich erfahre heute zum erſten Male, daß ich ſo fein bin, daß ich mich ſogar ſelbſt nicht zu ſehen vermag. Aber laßt mich jetzt weiterfahren, ſonſt ſpannt mir der Poſtillon nach ſeiner Gewohnheit die Pferde aus.‘

Wir ließen ihn los, plazierten ihn ſelbſt in der Kaleſche und ſchrieen: ‚Los!‘

Er beabſichtigte, eine elegante Verbeugung aus der Kaleſche heraus zu machen, aber ſicher hatte er ſich noch nicht richtig hingeſetzt, als die Pferde bereits anzogen, ſo daß er ſich nur in zweideutiger Weiſe mit dem Hinterteil vor uns verbeugte.

Damit endet unſere traurige Geſchichte. Sie enthält keine irgendwie bedeutende Idee, ſondern ich erzählte ſie nur um des Begriffes ‚intereſſant‘ willen. Damals war es ſo, daß etwas höchſt unbedeutend begann,

dann zu wachſen anfing und immer größer wurde, bis ſich endlich die intereſſanten Füßchen und Hörnerchen zeigten. Heute iſt es umgekehrt. Heute iſt eine Sache im Anfang groß, dann ſchrumpft ſie zuſammen und wird immer kleiner, bis ſchließlich überhaupt nichts mehr von ihr vorhanden iſt. Manchmal fängt ſogar jemand an zu lieben, jawohl, und hört plötzlich auf — es iſt ihm zu langweilig geworden. Woher kommt das? Es hat wohl viele Gründe, aber möchte man nicht meinen, daß die Haupturſache in der Gleichgültigkeit gegen das beſteht, was perſönliche Ehre genannt wird?“

Der Betrug

In der Chriſtnacht fuhr ich einmal nach dem Süden. Im Waggon unterhielten wir uns über jene zeitgenöſſiſchen Fragen, die nach einer raſchen Löſung verlangen und deshalb viel Stoff zu Erörterungen geben. Wir ſprachen von der Schwachheit des ruſſiſchen Charakters, von der mangelhaften Energie einiger ſtaatlicher Organe, vom Klaſſenkampf und von den Juden. Für die dringlichſte Aufgabe hielt man allgemein, für Feſtigung der Staatsgewalt zu ſorgen und ſämtliche Juden auszuweiſen, wenn es nicht möglich ſein ſollte, ſie zu beſſern oder doch mindeſtens auf die Höhe unſeres eigenen ſittlichen Niveaus zu heben. Die Sache machte indes einige Schwierigkeiten: keiner von uns wußte irgendein Mittel, wie man die Staatsgewalt feſtigen oder wie man erreichen könnte, daß alle jüdiſch Geborenen wieder in den Mutterleib zurückgingen und dann von neuem mit ganz anderen Naturen geboren würden.

„In der Tat, wie ſoll man das machen?“

„Es iſt eben nichts zu machen.“

Wir ließen reſigniert die Köpfe hängen.

Wir waren eine ſehr nette Geſellſchaft; lauter beſcheidene und unzweifelhaft gut ſituierte Leute.

Die Perſon, die unter den Paſſagieren am meiſten auffiel, mußte man mit vollem Recht für einen entlaſſenen Militär halten. Es war ein alter Herr von athletiſchem Körperbau. Sein Rang war nicht zu erkennen, weil ihm von ſeiner ganzen militäriſchen

Ausrüſtung nur eine Mütze übrig geblieben und alles andere durch Zivilkleider erſetzt worden war. Der alte Herr hatte ſo weiße Haare wie Neſtor und ſo ſtarke Muskeln wie Samſon, als ihn Delila noch nicht geſchoren hatte. Der vorherrſchende und klar beſtimmte Ausdruck der kantigen Linien ſeines braunen Geſichts war Energie und Entſchloſſenheit. Er hatte gewiß einen unbeugſamen Charakter und war obendrein ein gewiegter Praktiker. Solche Leute paſſen ebenſogut in unſere Zeit wie in jede andere.

Alles, was der alte Herr tat, war klug, berechnet und bedacht. Er war früher als alle anderen in den Waggon eingeſtiegen und hatte darum den beſten Platz bekommen. Außerdem hatte er auch noch auf geſchickte Weiſe die beiden Nachbarplätze okkupiert und hielt ſie mittels einer meiſterhaften, offenbar vorher ausgedachten Verteilung ſeines Reiſegepäcks feſt in ſeinem Beſitz. Er hatte drei Kiſſen von ſehr großem Umfang bei ſich. Dieſe Kiſſen allein hätten für eine einzige Perſon ſchon ein ganz ſtattliches Gepäck gebildet; zudem waren ſie noch ſo eigenartig überzogen, daß ſie den Eindruck erweckten, als ob jedes einem anderen Paſſagier gehöre. Der Überzug des erſten Kiſſens beſtand aus indigoblauem Kattun mit gelben Vergißmeinnicht, wie es zumeiſt die Dorfpfarrer auf Reiſen mit ſich führen, das zweite war mit rotem Barchent überzogen, wie es am häufigſten bei der Kaufmannſchaft in Gebrauch iſt, und das dritte, mit einem dicken geſtreiften Zwillichſtoff ausgeſtattete, war die richtige, echte Stabskapitänsausrüſtung. Der Paſſagier hatte

offenbar nicht die Abſicht, eine Kiſſenausſtellung zu veranſtalten, ſondern er erſtrebte damit ein weit ernſthafteres und praktiſcheres Ziel.

Die drei Kiſſen aus den verſchiedenen Stoffen konnten nämlich jedermann zu der irrigen Meinung verleiten, daß die mit ihnen belegten Plätze drei verſchiedenen Perſonen gehörten, und der Reiſende verlangte in kluger Vorausſicht auch nichts anderes von ihnen.

Im übrigen hatten die drei meiſterhaft gearbeiteten Kiſſen durchaus nicht bloß die einfache Bedeutung, die man ihnen beim erſten Blick zumeſſen mochte. Das Kiſſen im geſtreiften Zwillichſtoff war eigentlich ein Koffer und Vorratskeller und genoß aus dieſem Grunde die beſondere Aufmerkſamkeit ſeines Beſitzers. Er hatte es auf den Platz gelegt, der ſich ihm gerade gegenüber befand, und ſobald ſich der Zug in Bewegung geſetzt hatte, begann der alte Herr, ſeine Speiſekammer zu erleichtern und ſeinen Vorräten zu Leibe zu gehen. Er knöpfte den mit weißen Steinknöpfen beſetzten Überzug auf. Aus der großen Öffnung, die ſich nunmehr bildete, begann er verſchieden große, fein ſäuberlich eingeſchlagene Päckchen herauszuholen, deren Inhalt ſich als Käſe, Kaviar, Wurſt, Semmeln, Antoniusäpfel und Obſtpaſte erwies. Am vergnügteſten ſchaute ein Kriſtallfläſchchen in die Welt, das die bekannte Aufſchrift ‚Alter Kloſterlikör‘ trug und worin ſich eine Flüſſigkeit von wunderbar ſchöner Farbe befand. Die tiefe, amethyſtene Färbung der Flüſſigkeit ſah prächtig aus, und der Geſchmack entſprach offenbar der Reinheit der Farbe. Kenner verſichern

nämlich, daß beides — Farbe und Geſchmack — ſtets Hand in Hand gehe.

Während der ganzen Zeit, da die übrigen Paſſagiere über die Juden, über das Vaterland, über die Verkommenheit der Charaktere diskutierten, tief beklagten, daß ‚wir uns in allem und jedem ſelbſt zerſtören‘, und überhaupt das Übel an der Wurzel packen und auf dieſe Weiſe alles wieder gutmachen wollten, wahrte der weißhaarige Recke majeſtätiſches Schweigen. Er benahm ſich wie ein Menſch, der weiß, wann es für ihn Zeit iſt, ſeiner Meinung Ausdruck zu geben. Vorläufig verzehrte er ſeinen Proviant, den er auf dem geſtreiften Kiſſen aufgeſtapelt hatte, und trank drei oder vier Gläschen jenes appetitlichen ‚Alten Kloſterlikörs‘ dazu. Während dieſer ganzen Zeit vernahm man auch nicht ein einziges Wörtchen von ihm. Als er jedoch die hochwichtige Angelegenheit des Eſſens nach Gebühr erledigt und ſein ganzes Buffet ſorgſam wieder eingepackt hatte, klappte er ſein Taſchenmeſſer laut zuſammen, zog ſeine Streichhölzer aus der Taſche und ſteckte ſich eine unglaublich dicke, ſelbſtgedrehte Zigarette an. Dann begann er plötzlich zu ſprechen, und war ſofort der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerkſamkeit.

Er ſprach mit lauter, eindringlicher Stimme, die ſo nach Überzeugung klang, daß niemand auf den Gedanken kam, ihm zu erwidern oder eine gegenteilige Meinung zu äußern. Vor allem aber brachte er in die Unterhaltung ein lebendiges und allgemein intereſſierendes Element; er ſprach nämlich über Liebes-

angelegenheiten, in die er Politik und Moralkritik nur leicht, ſozuſagen linker Hand, hineinflocht, ſo daß ſie die realen Vorgänge des ſtetig dahinſtrömenden Lebens nicht langweilig machen oder ſtören konnten.

2

Er begann ſeine Erzählung ſehr taktvoll mit einer außerordentlich freundlichen und in ihrer Art ſogar ſchönen Wendung zu der hier verſammelten ‚Geſellſchaft‘; dann aber ging er ſofort auf das alte und heute wieder ſo viel umſtrittene Thema über.

„Sehen Sie,“ ſagte er, „mir iſt all das, worüber Sie reden, nicht nur nicht fremd, ſondern um es recht zu ſagen, ſogar ſehr vertraut. Wie Sie ſehen, bin ich kein junger Mann mehr, ich habe viel erlebt und — das kann ich wohl behaupten — viel geſehen. Was Sie von den Juden und Polen ſagen, iſt durchaus richtig, aber es rührt von unſerem eigenen ruſſiſchen, törichten, taktvollen Benehmen her. Wir wollen immer noch taktvoller als die anderen ſein. Mit den Fremden ſind wir nachſichtig, und die eigenen Leute bedrücken wir. Mir iſt das alles zu meinem Bedauern ſehr bekannt, und nicht nur dies, nein, ich habe es ſogar am eigenen Leib erfahren. Es iſt falſch, wenn Sie meinen, es wäre erſt in unſerer Zeit ſo weit gekommen. Früher war es genau dasſelbe. Das erinnert mich an eine verhängnisvolle Geſchichte, die ich einmal erlebte. Ich gehöre, wie Sie ſehen, nicht dem ſchönen Geſchlecht an, zu dem Scheherazade zählte, wäre jedoch gut und gerne imſtande, einen neuen Sultan mit ergötzlichen

Geſchichten auf lange Zeit zu unterhalten. Die Juden kenne ich ſehr gut, weil ich in dieſen Diſtrikten wohne und ſie immer vor Augen habe; aber auch früher, als ich noch im Militärdienſt ſtand, und in der Zeit, da ich infolge jener Geſchichte Stadtkommandant geweſen war, hatte ich nicht wenig mit Juden zu tun. Es kam vor, daß man ſich Geld von ihnen lieh, es kam vor, daß man ſie wegen ihrer Stückchen mal am Kragen packte und etwas herumwirbelte, alles ließ uns Gott erleben, beſonders wenn der Jude wegen ſeiner Prozente erſchien und man kein Geld zum Bezahlen hatte. Es kam jedoch auch oft vor, daß ich bei ihnen zu Gaſt war, an ihren Hochzeiten teilnahm, Mazzen, Gugel und Hamannsohren bei ihnen verzehrte und zum Tee ihre Kümmelſemmeln aß. Noch heute bevorzuge ich Semmeln, die nicht ganz durchgebacken ſind. Aber was man heutzutage mit den Juden machen will, begreife ich nicht. Heute ſpricht man allenthalben von ihnen und ſchreibt ſogar in den Zeitungen über ſie ... Warum denn? Bei uns war es Brauch, daß man einfach den Rohrſtock auf dem Rücken des Juden tanzen ließ oder eine Moosbeere gegen ihn abſchoß, und da rannte er ſchon davon. Mehr iſt doch der Jude nicht wert; für ganz unnötig aber halte ich es, ihn des Landes zu verweiſen, denn bei Gelegenheit iſt der Jude ganz brauchbar.

Was jedoch die Erörterung der vielen Schurkenſtreiche betrifft, die man den Juden zuſchreibt, ſo ſage ich Ihnen, daß dies alles noch gar nichts iſt gegen die Untaten der Moldauer und erſt der Wallachen. Ich

meinerſeits würde vorſchlagen, die Juden nicht wieder in den Mutterſchoß zurückzudrängen, was ja auch nicht gut möglich iſt, ſondern ſtets eingedenk zu ſein, daß es Menſchen gibt, die noch viel ſchlechter als die Juden ſind.“

„Wer denn zum Beiſpiel?“

„Na, zum Beiſpiel die Rumänen.“

„Ja, von denen hört man auch nicht viel Gutes“, ließ ſich ein ſolid ausſehender Mitreiſender vernehmen, der eine Tabaksdoſe in der Hand hielt.

„Oh, oh, oh! mein lieber Herr!“ rief, ganz lebhaft geworden, unſer alter Militär, „glauben Sie mir, das ſind die ſchlimmſten Menſchen auf der ganzen Welt. Sie haben von ihnen nur erzählen hören, aber auf die Worte fremder Leute mag der Teufel was geben; doch ich habe alles am eigenen Leibe verſpürt und ſchwöre Ihnen als rechtgläubiger Chriſt, daß wir gewiß noch einmal gegen ſie, und wenn ſie auch desſelben Glaubens ſind wie wir, zu Felde ziehen müſſen, denn das ſind ja ſolche Schufte, wie es keine zweiten auf der ganzen Erde gibt.“

Und er erzählte uns einige Schurkenſtückchen, wie ſie ſich in den Moldaugegenden, die er während ſeiner Militärzeit beſucht hatte, ereignen oder einmal ereignet haben. Doch all dies war nicht eben neu und machte ſo wenig Eindruck, daß einer der Zuhörer, ein alter Kaufmann mit einer Glatze, ſogar zu gähnen anfing und ſagte: „Die Melodie kennen wir ſchon lange!“

Dieſer Ausſpruch beleidigte den Recken; er runzelte ein wenig die Brauen und ſagte: „Na, verſteht ſich,

einen ruſſiſchen Handelsmann kann man mit Gaunerſtückchen nicht in Erſtaunen ſetzen.“

Darauf wandte ſich der Erzähler an diejenigen, die ihm aufgeklärter zu ſein ſchienen, und ſagte: „Meine Herren, wenn es ſein muß, kann ich Ihnen von dieſer privilegierten Klaſſe ein Geſchichtchen erzählen und Ihnen etwas von den Sitten ihrer Gutsbeſitzer berichten. Sie werden dabei auch gleich Gelegenheit haben, zu erkennen, daß wir Ruſſen ſozuſagen einen Schleier vor den Augen haben, weshalb wir auch niemals klar ſehen, und daß uns unſer taktvolles Benehmen nur Schaden bringt.“

Man beſtürmte ihn natürlich mit Bitten, zu erzählen, und er begann, indem er vorausſchickte, daß die Geſchichte zugleich eines der denkwürdigſten Erlebniſſe in ſeiner ganzen militäriſchen Laufbahn ſei.

3

Der Erzähler begann folgendermaßen:

„In finanziellen Angelegenheiten, beim Spiel und in der Liebe zeigt ſich die Art eines Menſchen am beſten. Es heißt, daß man den wirklichen Charakter eines Menſchen auch bei einer Gefahr auf dem Meere erkennen kann, aber daran glaube ich nicht ſo recht; in der Gefahr ſchlägt ſich ein Feigling zuweilen wie ein Held, während der Mutige verzagt. Die Karten und die Liebe . . . Die Liebe kann ſogar noch wichtiger ſein als die Karten, weil ſie immer und überall in Mode iſt. Der Dichter drückt dies ganz richtig mit den Worten aus: ‚Die Liebe herrſcht in aller Herzen‘; ohne Liebe

leben nicht einmal die wilden Völker, wir Militärs aber ‚ſtehen und fallen‘ mit ihr. Zugegeben, daß die Worte des Dichters auf eine andere Art von Liebe Bezug haben, es iſt doch jede Liebe — was auch die Popen nicht beſtreiten — ‚die Zuneigung zu einem Gegenſtand‘. So heißt es bei Kurganow. Nun ſchön, zwiſchen Gegenſtand und Gegenſtand iſt ein Unterſchied, das iſt wahr; aber trotzdem bildet in der Jugend, und für viele auch noch im Alter, den gebräuchlichſten Liebesgegenſtand die Frau. Da kann kein Prediger was dran ändern, weil Gott älter iſt, als ſie alle zuſammen, und wie Er geſagt hat: ‚es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei‘, ſo bleibt es auch.

In unſerer Zeit war es bei den Frauen noch nicht wie heute Sitte, von Unabhängigkeit zu phantaſieren, was ich übrigens nicht in Bauſch und Bogen verurteile; denn es gibt Männer, die ganz unfähig zu irgend etwas ſind, ſo daß man es ihren Frauen ſogar zur Sünde anrechnen muß, wenn ſie ihnen treu bleiben. Es gab auch noch nicht die Ziviltrauungen, wie ſie heute eingeführt ſind. Die unverheirateten jungen Leute waren in dieſer Hinſicht vorſichtiger und ſchätzten ihre Freiheit ſehr hoch. Als wirkliche Ehen galten zu meiner Zeit gewöhnlich nur die in der Kirche beſiegelten; doch war die freie Liebe zu uns Militärs darum nicht etwa verwehrt. Dieſe Sünde, von der auch in Lermontows Romanen die Rede iſt, konnte man in der Tat ſehr oft beobachten, nur ging die ganze Zeremonie natürlich auf Raſkolnikenart, das heißt ‚ohne Zeugen und Ausweiſe‘ vor ſich. Beſonders gut machte

ſich das mit uns Soldaten: wir waren ein umherziehendes Volk, ſchlugen niemals Wurzel, heute waren wir hier, und morgen bliesen die Trompeten, und wir erſchienen an einem anderen Ort. Andre Städtchen, andre Mädchen, die alten waren vergeſſen. Wir legten uns keine Beſchränkungen auf; dafür hatte man uns auch gern und wartete auf uns. Wenn das Regiment in ein Städtchen einrückte, dauerte es gar nicht lange, und es brodelte in allen Pfannen, wie bei einem beſtellten Feſtſchmaus. Sobald ſich die Offiziere geſäubert und umgekleidet hatten, gingen ſie promenieren, und alſobald wurden die Fenſter der reizenden kleinen Häuſer von den jungen Mädchen und Frauen weit geöffnet und die Klänge des Klaviers und eines luſtigen Liedes ſchallten heraus. Die Lieblingsromanze hieß:

Iſt er nicht entzückend, Mama,
Unſer einquartierter Held?
Uniform mit Gold behangen,
Feurig glänzen ſeine Wangen!
Lieber Gott, ich fleh' dich an,
Mach ihn doch zu meinem Mann!

Sobald dieſes Lied aus irgendeinem Fenſter herausklang, begann man natürlich ſogleich Blicke hineinzuwerfen, und das hatte immer den gewünſchten Erfolg. Noch gegen Abend desſelben Tages pflegte man durch ſeinen Burſchen ein Briefchen zu der Schönen zu ſchicken, und zu dem Herrn Offizier kamen die Zöfchen gehuſcht ... nicht ſolche Soubretten wie heute, ſondern es waren noch leibeigene Mädchen ohne jeden

Eigennutz. Verſteht ſich, wir konnten ihnen oftmals kein anderes Trinkgeld geben als Küſſe. Auf dieſe Weiſe begannen die Liebeserfolge zuweilen bei den Abgeſandten, um bei den Abſenderinnen zu enden. Das kommt ſogar in einem Einakter des Schauſpielers Grigorjew vor, wo es in einem Couplet heißt:

Um die gnäd'ge Frau zu rühren
Mußt die Zofe du pouſſieren.

Die Zofen pflegten wir nicht bei ihrem Leibeigenennamen zu nennen, ſondern wir ſagten einfach ‚Mädels' zu ihnen.

Nun, es iſt verſtändlich, daß wir Militärs wegen dieſer unſerer ſchmeichelhaften Aufmerkſamkeit von den Frauen mordsmäßig verwöhnt wurden. Wir wurden von Großrußland nach Kleinrußland verlegt; dort war es genau das gleiche. Dann kamen wir nach Polen, da gab's des Guten noch mehr. Nur waren die Polinnen geſchickt, ſie gingen bald darauf aus, die Kameraden zum Heiraten zu veranlaſſen. Unſer Kommandeur ſagte: ‚Vorſicht, meine Herren, aufgepaßt!' und Gott ſchickte uns tatſächlich einen Schutzengel; keiner von uns verheiratete ſich. Einer der Kameraden war ſo hochgradig verliebt, daß er loslief, um einen Antrag zu machen; er traf jedoch ſeine erhoffte Schwiegermutter allein zu Hauſe an und ward zu ſeinem Glück von ihren Reizen ſo hingeriſſen, daß er darauf verzichtete, der Tochter noch einen Antrag zu machen. Es war nicht weiter verwunderlich, daß wir Erfolge hatten, denn wir waren ein junges Völkchen und begegneten allent-

halben Frauen, deren Herzen uns in Leidenſchaft entgegenflammten. Die gebildeten Leute führten damals ein anderes Leben als heute ... Die Mädchen aus dem Volke quietſchten natürlich, aber die gebildeten Leute überwanden ganz einfach den Kitzel, den die Liebe verurſachte, und legten zudem viel Wert auf die äußere Form. Die Mädchen und jungen Frauen geſtanden freimütig ein, daß ſie eine gewiſſe, man kann wohl ſagen, inſtinktive Beklommenheit beim Anblick jeder Uniform empfanden... Nun, und wir wußten, daß die Flügel des Enterichs nur deshalb ſpiegeln, damit ſich die Ente darin beſchauen kann. Wir hinderten ſie alſo nicht daran, ſich an uns zu ergötzen ...

Von uns Offizieren waren nicht viele verheiratet, denn unſer Gehalt war zu gering, und außerdem war's langweilig. War man verheiratet, ſo hieß es: du ſelbſt ſchleppſt dich auf dem Pferde dahin, die Frau auf der Kuh, die Kinder auf Kälbern und die Diener auf Hunden. Ja und wozu, wenn man dank Gottes Gnade niemals das bittre Weh des Alleinſeins zu verſpüren brauchte. Von den Kameraden, die beſondere Vorzüge beſaßen, oder ſingen, zeichnen, franzöſiſch ſprechen konnten, will ich gar nicht erſt reden; die wußten oft überhaupt nicht, wohin ſie mit ihrem Überfluß an Geliebten ſollten. Zuweilen kam es ſogar vor, daß man als Zugabe zu den Liebkoſungen auch noch koſtbare Angebinde erhielt, und zwar in einer Form, verſtehen Sie, daß man ſie unmöglich zurückweiſen konnte ... Es kamen Fälle vor, wo das arme Seelchen nach einer einzigen Nacht ſo gerührt

war, daß es einem plötzlich all ihren Reichtum enthüllte, als hätte man mit einem Zauberwort einen geheimen Schatz ans Tageslicht gebracht; dann mußte man unbedingt alles annehmen, was ſie einem anbot, ſonſt bat ſie zuerſt auf den Knien darum, und war dann ſogar beleidigt und begann zu weinen. Sehen Sie, hier an meiner Hand hängt noch heutigen Tages ſo eine heilige Schelle."

Der Erzähler zeigte uns einen ſeiner ſteifen Finger, an dem ſich ein goldgefaßter, altertümlicher Emaillering mit einem ziemlich großen Diamant befand. Dann erzählte er weiter:

„An die heutigen Gaunereien, daß man nämlich von den Männern ſeinen Nutzen zieht, war damals überhaupt nicht zu denken. Warum denn auch? Damals waren ja alle Mädchen ziemlich vermögend, und außerdem herrſchte noch Einfachheit. Beſonders in den Kreisſtädten lebte man ſehr ſchlicht und zurückgezogen. Es gab weder Klubs wie heutzutage, noch Buketts, die viel Geld koſten und hinterher fortgeworfen werden. Die Mädchen kleideten ſich mit Geſchmack, gefällig, aber ſchlicht. Die Gewänder waren aus Seidenſtoff oder aus buntem Muſſelin, ſehr oft verachtete man nicht einmal Kattun oder irgendeinen billigen, bunten Leinenſtoff. Viele trugen aus Sparſamkeit Schürzen und Pelerinen, die mit Franſen und Beſätzen verziert waren, was oft recht hübſch und ſchmuck wirkte und manchen ſehr gut ſtand. Und die Spaziergänge und all dieſe Rendezvous gingen durchaus nicht ſo vor ſich wie das heute geſchieht. Man beſtellte ſeine

Dame nie in irgendein vor der Stadt gelegenes Reſtaurant, wo man für alles das Zehnfache bezahlen muß und obendrein noch durch eine Ritze beobachtet wird. Gott bewahre! Damals wäre ein Mädchen oder eine Dame ſchon beim Gedanken an ſo etwas vor Scham vergangen und wäre um keinen Preis an einen Ort mitgekommen, wo man zuerſt an der Beſchließerin vorbeigehen muß, genau als ob man Spießruten liefe. Und Sie ſelbſt, der Sie Ihre Dame am Arm führen, merken, wie die ſchurkiſchen Weiber hinter ihrem Rücken den Schnabel wetzen, weil es in den Augen dieſer hündiſchen Kreaturen ganz gleich iſt, ob die Dame, die ſich in Ihrer Begleitung befindet, ein ehrenhaftes Mädchen oder eine von Liebesleidenſchaft getriebene Frau oder irgend ſo ein Dämchen aus Amſterdam iſt. Und je beſcheidener und zurückhaltender ſich eine ehrenwerte Frau benimmt, deſto niedriger urteilen ſie über ſie. ‚Da wird nicht viel zu holen ſein,‘ tuſcheln ſie, ‚irgend ſo ein gnädiges Frauchen und ein Eiſenbeißer.‘

So wird die Sache heute gehandhabt. Aber eine Dame von damals wäre gar ſehr beleidigt geweſen, wenn man ihr einen ſolchen Ort zu einer auch noch ſo verlockend ſchönen Zuſammenkunft vorgeſchlagen hätte.

In jener Zeit hatte man noch Geſchmack; alle ſuchten dieſe Angelegenheit zu veredeln, und zwar nicht, indem man ſie an die große Glocke hängte, ſondern namentlich durch eine ausgeſuchte Vornehmheit. Den Gedanken an das verächtliche Geld ließ man gar nicht

aufkommen. Meiſtens gingen die Verliebten zum Beiſpiel vor der Stadt ſpazieren, pflückten Blumen auf den blühenden Wieſen oder fingen irgendwo im Geſträuch an einem kleinen Bach Fiſchchen oder taten irgend etwas anderes Unſchuldiges und Herzerfreuendes. Sie kam mit ihrer Zofe aus der Stadt, während man bereits auf einem Grenzſtein ſaß und ſie erwartete. Das Zöfchen ließ man natürlich irgendwo am Rain zurück und mit dem gnädigen Fräulein zog man ſich in die Tiefe der reinen, reifenden Roggenfelder zurück... Ringsum die Ähren, der Himmel, die mannigfaltigen Käferchen, die an den Halmen und auf der Erde entlang kriechen ... Und neben einem das junge Weſen, das zumeiſt in ſeiner Inſtitutsunſchuld nicht wußte, was es mit dem Offizier ſprechen ſollte, und ihn wie ihren Lehrer fragte: ‚Was meinen Sie, iſt dies ein männlicher oder ein weiblicher Käfer?‘ Nun, was gab's da zu denken, männlich oder weiblich, wo man mit dieſem lebendigen reinen Engel allein im Korn ſpazieren ging und ſich einem die Kleine ſo eng an den Arm drückte. Es begann einem vor den Augen zu kreiſen, und niemand ſchien ſchuld zu ſein und keiner war verantwortlich zu machen, wenn einen die Füße nicht mehr trugen, ſondern das Feld ſelbſt in den Wald hineinſchwamm, wo man ſich im Schatten der Eichen und Ahornbäume mit ſeiner Dryade niederließ!... Mit nichts, mit nichts auf der Welt war dieſe Seligkeit zu vergleichen! Es war ein heiliges, ungetrübtes Glück!“

Der Erzähler war von der Erinnerung an dieſe

ſeligen Stunden ſo benommen, daß er einige Zeit ſchwieg. Währenddem bemerkte jemand mit leiſer Stimme, daß dies den Dryaden vielleicht im Anfang ſehr hübſch erſchienen wäre, die üblen Folgen aber meiſt hinterher gekommen ſeien.

„Nun ja,“ ließ ſich der Alte wieder vernehmen, „was nachher kam, ging uns natürlich nichts mehr an. Ich ſpreche nur von mir, von uns Kavalieren: Wir waren an die Aufmerkſamkeit der Frauen und an ihre ſchlichte Hingabe, die uns ohne jede Berechnung zuteil wurde, wie dem Mars das Geſchenk der Venus, ſo gewöhnt, daß wir die Gunſt einer Frau nicht für dauernd forderten und auch unſererſeits keine Verſprechungen für die Zukunft gaben; wir kamen und nahmen und waren am nächſten Tage wieder über alle Berge. Aber plötzlich trat ein jäher Umſchwung ein! Wir bekamen ganz unerwartet Ordre, von Polen nach der Moldau zu rücken. Die polniſchen Herren konnten ſich gar nicht genug tun, uns die Schönheiten des rumäniſchen Landes zu preiſen. Dieſe Püppchen dort, das heißt dieſe moldauiſchen Damen ſind von einer Schönheit und Vollkommenheit, wie man ſie kein zweites Mal auf Erden findet. Ihre Liebe zu gewinnen, koſtet kaum eine Anſtrengung, denn ſie ſind furchtbar hitzig.

Nun, was ſoll ich ſagen, wir waren natürlich von der Ausſicht auf ſolche Schätze hocherfreut. Unſere Jungens begannen auf ihr Äußeres wieder viel Wert zu legen. Man kratzte den letzten Heller zuſammen, kaufte vor dem Ausmarſch in Warſchau Handſchuhe,

Pomade und Parfüm ein und nahm ſich einen ganzen Vorrat davon mit, damit die Püppchen ſofort begriffen, daß wir von heute und nicht geſtern waren und nicht Baſtſchuhe über die Hände zögen.

Der Trompeter blies, die Trommeln wirbelten, und wir rückten mit fröhlichem Geſang aus der Stadt:

Herzliebſte, ich muß ſcheiden
Und du, mein Freund, hab Dank.
Wir müſſen weiterreiten
Zu Kampf und Schwerterklang!

Wir machten uns auf Wohltaten gefaßt, allein die Sache entwickelte ſich in einer Weiſe, die niemand von uns für möglich gehalten hätte.

4

Wir rückten mit echt ruſſiſcher Treuherzigkeit ein, weil die Rumänen ja auch Rechtgläubige ſind, aber das Land mißfiel uns vom erſten Augenblick an. In den weiten Niederungen wuchſen Mais ſowie ausgezeichnete Melonen und Erdäpfel, aber das Klima war ſehr ungeſund. Schon unterwegs wurden viele von uns krank, und zudem trafen wir nirgendwo auf freundliches Entgegenkommen oder auf Dankbarkeit.

Für alles, was man brauchte, mußte man bar bezahlen. Wenn man einem Rumänen, auch nur aus Spaß, etwas wegnahm, erhob der Schmutzfink gleich ein ſolches Geſchrei, als ob man ſein leibliches Kind fortſchleppte. Brachte man ihm die Sachen wieder zurück — ‚behalte deinen Kram für dich, nur ſchreie nicht!‘ — ſo verſteckte er ſich oder lief gar davon, ſo

daß man des Lumpenhundes nicht habhaft werden konnte. Mitunter war ſogar nicht einmal jemand da, der uns führen oder den Weg weiſen konnte, alles war auf und davon. Das waren die größten Memmen von der Welt, und außerdem ſahen wir in dem niederen Volk auch nicht eine einzige hübſche Frau. Es gab nichts als halbflügge, ſchmutzige Mädels und überaus ſcheußliche alte Weiber.

Nun, dachten wir, ſo iſt es vielleicht nur auf dem Lande, da iſt das Volk ja immer häßlich; wenn wir in die Stadt kommen, wird es ſchon anders werden. Die Polen konnten uns doch nicht ganz ohne Grund verſichert haben, daß es hier hübſche Püppchen gebe. Wo waren ſie aber, dieſe reizenden Käfer? Nun, wir werden ja ſehen.

Sobald wir in die Stadt kamen, erlebten wir auch hier die gleiche Geſchichte; wir mußten alles, was wir brauchten, unter allen Umſtänden bezahlen.

In Bezug auf die Schönheit der Frauen hatten die Polen mit ihrem Urteil recht gehabt. Die Frauen und Mädchen gefielen uns gar ſehr, ſie waren ſo ſchlank und geſchmeidig, daß ſie ſogar die Polinnen übertrafen, und die Polinnen, wiſſen Sie, ſind doch wegen ihrer Gelenkigkeit berühmt, wenn ſie nach meinem Geſchmack auch einen etwas zu großen Mund und oft einen ſehr launenhaften Charakter haben. Zumeiſt kommt es ſo, daß man mit Mieckiewicz zu einer Frau ſagt: ‚Meine Liebe, wozu uns überwerfen!‘ und ſich ihrem Willen fügt. Aber in Rumänien war es ganz anders. Da machte alles der Jude. Jawohl, der rich-

tige Jude. Ohne den gab's keine Poeſie. Der Jude erſchien im Gaſthaus und fragte: ‚Langweilen Sie ſich nicht ſo ohne Geſellſchaft, und haben Sie keine Luſt zu einer Frau?‘

Man ſagte ihm, daß einem ſeine Dienſte nicht gelegen kämen, weil einem das Herz beiſpielsweiſe bereits von der und der Dame entflammt ſei, die man in dem und dem Hauſe unter dem ſeidenen Schutzdach auf dem Balkon geſehen habe. Aber der Jude gibt einem gleich zur Antwort: ‚Wird gedeichſelt!‘

Unwillkürlich fragt man zurück: Was heißt ‚gedeichſelt‘?

Der Jude antwortet, daß es möglich ſei, ſich mit dieſer Dame zu amüſieren, und teilt einem auch gleich mit, in welches Kaffeehaus vor der Stadt man zu fahren habe, und daß die Dame dorthin kommen würde, um mit einem Kaffee zu trinken. Erſt dachte man, das ſei erlogen, aber nein, es ſtimmte. Nun, wir Männer machten unſererſeits natürlich keine Schwierigkeiten; wir hatten uns ſchon alle in der Stadt umgeguckt, um etwas aufzuſpüren, und waren alle bereit, mit irgendeinem Püppchen draußen vor der Stadt Kaffee zu trinken.

Ich ſprach auch von einem Püppchen, das ich auf dem Balkon geſehen hatte; es war ſehr hübſch. Der Jude ſagte, daß die Dame reich und ſchon ein Jahr verheiratet ſei.

Wiſſen Sie, das erſchien mir ſo entzückend, daß ich es kaum glauben konnte. Ich erkundigte mich noch einmal und erhielt die gleiche Auskunft; ſie war reich,

verheiratet, jawohl, und Kaffee konnte man mit ihr trinken.

‚Lügſt du auch nicht?‘ ſagte ich zu dem Juden.

‚Warum lügen?‘ antwortete er, ‚ich arbeite nur reell. Sie bleiben alſo heute abend zu Hauſe, und ſowie es dunkelt, kommt ihre Dienerin zu Ihnen.‘

‚Was ſoll mir denn ihre Dienerin, zum Teufel nochmal!‘

‚Anders geht’s nicht. Das iſt hier ſo Sitte.‘

‚Nun, wenn es ſo Sitte iſt, dann iſt nichts dagegen zu machen; in ein fremdes Kloſter geht man nicht mit eigener Regel. Schön, ſag alſo ihrer Dienerin, ich würde zu Hauſe bleiben und auf ſie warten.‘

‚Zünden Sie aber kein Licht an‘, ſagte er.

‚Warum denn nicht?‘

‚Damit man denkt, Sie ſeien nicht daheim.‘

Achſelzuckend ging ich auch auf dieſe Bedingung ein.

‚Schön,‘ ſagte ich, ‚ich werde kein Licht anzünden.‘

Zum Schluſſe verlangte mir der Jude für ſeine Dienſte einen Gulden ab.

‚Was!‘ rief ich, ‚einen Gulden! Ich habe noch nichts zu ſehen bekommen und ſchon einen Gulden! Das iſt aber doch ein bißchen happig!‘

Doch der Schelm war geriſſen.

Er lächelte und ſagte: ‚Nein, hinterher, ſehen Sie, wird es zu ſpät ſein, und ich werde nichts mehr bekommen. Die Offiziere wollen dann nicht mehr . . .‘

‚Nun,‘ ſagte ich, ‚über die Offiziere erlaube dir ja kein Urteil, das iſt nicht deine Sache, ſonſt zerſchlage

ich dir deine freche Schnauze und ſage dir, was es mit einem Offizier auf ſich hat.'

Nun, ich gab ihm den Gulden dennoch, ſchimpfte ihn einen krummen Juden und rief dann meinen treuen Burſchen herbei.

Dem gab ich zwei Groſchen und ſagte zu ihm: ‚Lauf wohin du willſt und tolle dich aus wie ein Schuſter, nur ſei am Abend nicht zu Hauſe.'

Sie bemerken ſchon, es kam eine Ausgabe auf die andere. Es war durchaus nicht ſo wie damals, als wir Kornblumen pflückten. Vielleicht mußte man nun auch noch der Dienerin ein Trinkgeld geben.

Der Abend kam. Die Kameraden waren ſämtlich in die Kaffeehäuſer gegangen. Dort wurde man auch von Mädchen bedient, und es gab ſogar recht intereſſante darunter. Ich belog jedoch meine Kameraden und tat, als ob ich Zahnweh hätte und zum Feldſcher ins Revier gehen müßte, um mir Zahnwehtropfen zu holen oder, wenn's ſein müßte, den Zahn ziehen zu laſſen. Ich lief ſchnell um unſeren Häuſerblock herum und ſchlüpfte dann unbemerkt wieder in mein Quartier zurück, ließ die Tür offen ſtehen und ſetzte mich ans Fenſter, ohne Licht anzuzünden. Wie ein Dummer ſaß ich da und wartete. Mein Puls hämmerte, und in den Ohren pochte es. Ich wurde meiner Sache immer unſicherer und dachte zweifelnd: hat mich der Jude auch nicht betrogen, hat er nicht bloß deshalb von dieſer Dienerin geſprochen, um ſich einen Gulden zu ergattern? . . . Und nun brüſtet er ſich irgendwo vor den andern Juden, wie er einen Offi-

zier hinters Licht geführt hat, und alle wollen vor Lachen berſten. In der Tat, warum ſollte auch die Dienerin hierher kommen, und was ſollte ſie hier zu ſuchen haben! . . . Die Situation war ſo dumm, daß ich zu dem Entſchluß kam: ich warte noch ſo lange, als ich bis hundert zähle, und dann gehe ich zu meinen Kameraden.

5

Ich war noch nicht bei fünfzig angelangt, als plötzlich ein leiſes Pochen an der Türe hörbar wurde, etwas ins Zimmer hereinhuſchte und es rauſchte wie von einem ſtarken, ſteifen Stoff. Damals trugen die Frauen lange Umhänge aus Wollſtoff, und von dieſem rührte das Geräuſch her.

Da ich kein Licht angezündet hatte, war es um mich herum ſo finſter, daß ich nicht genau ſehen konnte, was da für ein Mäuschen zu mir hereingehuſcht war.

Das ſpärliche Licht einer Straßenlaterne ließ nur ſo viel erkennen, daß die Beſucherin ein ſehr großes altes Frauenzimmer war, und auch dies konnte man nur mit einem gewiſſen Vorbehalt behaupten, denn ihr Geſicht war von einem Schleier bedeckt.

Ins Zimmer gekommen, flüſterte ſie: ‚Wo biſt du?‘

Ich antwortete: ‚Habe keine Angſt, ſprich laut. Es iſt niemand hier, und ich warte, wie es verabredet worden iſt. Sag, wann kommt deine Dame zum Kaffeetrinken?‘

‚Dies hängt von dir ab‘, gab ſie zur Antwort.

Sie ſprach nach wie vor im Flüſterton.

‚Ich bin immer bereit‘, ſagte ich.

‚Schön. Was befiehlſt du mir alſo, ihr zu übermitteln?‘

‚Übermittle ihr, daß ich von ihrer Schönheit betroffen und leidenſchaftlich in ſie verliebt ſei. Wenn es ihr paßt, werde ich mich, nun ſagen wir, morgen abend einfinden.‘

‚Schön, morgen kann ſie kommen.‘

Man hätte meinen ſollen, nun wäre die Unterredung beendet geweſen und die Frau hätte gehen können, nicht wahr? Aber ſie ſtand wie ein Pfahl.

‚Was willſt du denn noch?‘

Es war nicht zu verkennen, ich mußte ſie mit einem Gulden verabſchieden. Ich hätte ihn zwar ſelbſt ſehr nötig gehabt, aber da war nichts zu machen. Ich wollte ihr ſchon den Gulden geben, als ſie plötzlich fragte, ob ich gewillt ſei, der Dame ſofort durch ſie dreihundert Gulden zu überſenden.

‚Wi—ie bit—te, waaas?‘

Sie wiederholte in aller Seelenruhe: ‚Dreihundert Gulden!‘ und begann mir dann im Flüſterton zu erzählen, daß der Gatte ihrer Dame zwar ein ſehr reicher Mann ſei, aber ſeiner Frau nicht die Treue halte und ſein Geld mit einer italieniſchen Gräfin durchbringe, während er ſeine eigene Frau völlig vernachläſſige, ſo daß ſie ſogar gezwungen ſei, ſich auf eigene Koſten ihre ganze Garderobe aus Paris kommen zu laſſen, weil ſie nicht ſchlechter gekleidet ſein wolle als die anderen Frauen . . .

Das war, Sie begreifen — weiß der Teufel, was

das war! Dreihundert Gulden, nicht mehr und nicht weniger! ... Das waren alſo tauſend Rubel, das Gehalt eines Oberſten für ein ganzes Jahr! ... Millionen Kartätſchen! Wie kann man wagen, ſo etwas von einem Offizier zu verlangen und dieſe Forderung noch ſo unverhüllt zum Ausdruck zu bringen! Indes hatte ich mich wiedergefunden. ‚So viel Geld‘, dachte ich, ‚habe ich natürlich nicht, aber ich habe die Pflicht, meine Ehre zu wahren.‘

Laut aber ſagte ich: ‚Wir Ruſſen ſehen das Geld als Dreck an. Wir ſprechen nicht vom Geld. Wer gibt mir übrigens die Verſicherung, daß du meine dreihundert Gulden der Dame überbringen wirſt und ſie nicht für dich ſelbſt behältſt?‘

‚Ich werde ſie ihr ſelbſtverſtändlich aushändigen‘, ſagte ſie.

‚Nein,‘ ſagte ich, ‚um das Geld handelt es ſich mir auch gar nicht ſo ſehr, aber ich wünſche nicht, von dir zum Narren gehalten zu werden. Ich muß erſt mal mit ihr zuſammenkommen, dann gebe ich ihr das Geld ſelbſt, und vielleicht gebe ich ihr dann ſogar noch mehr.‘

Jetzt begann die Alte einen Angriff auf meinen Ehrgeiz zu machen und mir gute Lehren über mein Benehmen zu geben.

‚Hälſt du es vielleicht für möglich,‘ ſagte ſie, ‚daß die Dame das Geld ſelbſt entgegennimmt?‘

‚Nein, das glaube ich nicht.‘

‚Nun dann,‘ meinte ſie, ‚anders wird nichts draus.‘

‚Iſt auch nicht nötig.‘

Ich hatte in dieſen wenigen Minuten mit dieſer

Frau ſoviel Neues erfahren und erlebt, daß ich geradezu eine körperliche Müdigkeit verſpürte und höchſt erfreut war, als ſie der Satan endlich gehen hieß.

Ich ſelbſt begab mich ins Kaffeehaus zu meinen Kameraden, trank Wein, bis ich nicht mehr konnte, und verbrachte die Zeit, wie alle anderen, auf Kavaliersart. Als ich am nächſten Tage an dem Hauſe vorbeipromenierte, wo die Erwählte meines Herzens wohnte, ſah ich ſie wie eine Madonna am Fenſter ſitzen. Sie trug ein grünes Sammtkleid, an dem tiefen Bruſtausſchnitt leuchteten voll erblühte Roſen. Durch den weiten Schnitt ihres goldbeſtickten Ärmels konnte man ihren Arm bis weit hinauf ſehen, und das Fleiſch, dieſes wundervoll roſige Fleiſch ſchaute aus dem grünen Sammt heraus wie das Fleiſch einer Melone, von der die Schale gelöſt iſt.

Ich hielt es nicht aus, ſprang zum Fenſter und ſagte: ‚Sie quälen mich ſo ſehr, wie es eine Frau von Herz nicht tun darf! Vor Sehnſucht leidend habe ich auf den Augenblick des Glücks gewartet, daß ich Sie irgendwo ſehen dürfe, aber ſtatt deſſen kam eine gierige und verächtliche Alte daher; als Ehrenmann halte ich es für meine Pflicht, Sie vor dieſer Perſon zu warnen, denn ſie beſchmutzt Ihren Namen.‘

Die Dame zeigte ſich nicht erzürnt. Ich ſagte ihr offen und frei heraus, daß die Alte Geld verlangt habe. Auch dafür hatte die Dame nur ein Lächeln ... Aber wie ſie lächelte! Ach, daß dich doch der und jener! Sie enthüllte ihre Zähne: einfach eine Perlenſchnur mit Korallen gemiſcht! Ganz bezaubernd! Es ſchien

mir jedoch, als ob das Lächeln zugleich etwas von einfältiger Verſchlagenheit zeigte.

‚Schön,‘ ſagte ſie, ‚ich werde die Dienerin noch einmal ſchicken.‘

‚Wen? Dieſe ſelbe Alte?‘

‚Ja, ſie wird heute abend wieder zu Ihnen kommen.‘

‚Um Gottes Willen,‘ ſagte ich, ‚Sie wiſſen offenbar nicht, daß dieſe ſchrumplige Alte nicht der Ehre würdig iſt, Sie zu vertreten.‘

In dieſem Augenblick ließ die Dame plötzlich ihr Taſchentuch zum Fenſter hinausfallen, und als ich mich bückte, um es aufzuheben, beugte ſie ſich ein wenig vor, ſo daß der verfluchte Ausſchnitt ihres Kleides ganz dicht vor meinen Augen wie ein Papierſchiffchen auseinanderging. Dabei flüſterte ſie mir zu: ‚Ich werde ihr ſagen, ſie ſoll netter gegen Sie ſein.‘ Und mit dieſen Worten ſchloß ſie das Fenſter zu.

‚Sie wird heute abend wieder zu Ihnen kommen... Ich werde ihr ſagen, ſie ſoll netter gegen Sie ſein.‘ Das war ſchon keine Naivität mehr, ſondern zeugte von Berechnung und kühner Tatkraft ... Und dies bei einem ſo jungen, niedlichen Frauchen!

Ich war geſpannt auf den weiteren Verlauf des Abenteuers, und wer wäre das nicht geweſen! Sie war ein Kind und wußte doch unzweifelhaft über alles Beſcheid, hatte ſelbſt die Fäden in der Hand, hatte auch ſelbſt dieſen Satan zu mir geſchickt und ſchickte ihn heute abend ein zweites Mal.

Ich faßte mich in Geduld und dachte: ‚Nichts zu

machen, — ich werde noch einmal warten und zuſehen, wie dies alles endet.‘

Als es dämmerig wurde, verſteckte ich mich abermals und wartete dann in dem dunklen Zimmer auf das Kommen der Alten. Es dauerte nicht lange, und die lange Geſtalt im wollenen Umhang und mit einem Schleier vor dem Geſicht trat ins Zimmer.

‚Was haſt du mir zu ſagen?‘ fragte ich.

Sie antwortete im Flüſterton: ‚Meine Dame iſt in dich verliebt und ſendet dir dieſe Roſe von ihrer Bruſt.‘

‚Ich danke vielmals‘, ſagte ich, ‚und weiß dieſe Gabe zu ſchätzen.‘ Dann nahm ich die Roſe und drückte einen Kuß darauf.

‚Sie verlangt von dir nicht dreihundert Gulden, ſondern nur hundertfünfzig.‘

Ein ſchöner Troſt! Der Preis war zwar ziemlich herabgeſetzt, aber dennoch, man bedenke: hundertfünfzig Gulden! Das ſagt ſich ſo leicht hin. Aber von uns Offizieren hatte damals auch nicht ein einziger ſo viel Geld, weil wir uns beim Ausmarſch aus Polen ganz andere Hoffnungen gemacht und alles Mögliche und Unmögliche zuſammengekauft hatten. Ohne auch nur daran zu denken, was hier in Rumänien für Sitten herrſchten, hatten wir uns zum Beiſpiel alle neue Uniformen machen laſſen, um uns in dem neuen Lande möglichſt hübſch zu präſentieren.

‚Sage deiner Dame verbindlichen Dank,‘ verſetzte ich, ‚aber auf ein Rendezvous mit ihr verzichte ich.‘

‚Warum?‘

‚Wozu das viele Fragen? Ich will nicht und damit baſta!‘

‚Biſt du denn ſo arm? Ich denke, bei euch ſind alle reich. Oder iſt die Dame nicht hübſch genug?‘

‚Ich bin nicht arm,‘ erwiderte ich, ‚bei uns gibt es überhaupt keine armen Offiziere, und deine Dame iſt eine hervorragende Schönheit, aber wir ſind nicht gewöhnt, daß man ſo mit uns umgeht.‘

‚Wie ſeid ihr es denn gewöhnt?‘

Ich ſagte: ‚Das iſt nicht deine Sache.‘

‚Nein,‘ erwiderte ſie, ‚ſage mir doch, wie ihr es gewöhnt ſeid: vielleicht kann man's auch ſo machen.‘

Da ſtand ich auf, nahm eine würdevolle Haltung an und ſagte: ‚Wir ſind gewöhnt, uns nach dem Grundſatz zu richten: der Enterich hat deshalb Spiegel auf den Flügeln, damit die Ente ſelbſt hinter ihm herläuft, um hineinzuſchauen.‘

Sie lachte plötzlich laut auf.

‚Da gibt's nichts zu lachen‘, ſagte ich.

‚Nein, nein, nein, nein‘, rief ſie, ‚das iſt furchtbar lächerlich.‘

Und ſie war ſo ſchnell verſchwunden, als ob ſie davongeflogen wäre.

Um mich zu zerſtreuen, ging ich abermals ins Kaffeehaus und betrank mich.

Der Wein iſt in Rumänien billig. Wenn er auch ein wenig ſäuerlich ſchmeckt, ſo iſt er doch gut trinkbar.

Am anderen Morgen, meine Herren, liege ich noch im Bett, da kommt jener Jude zu mir, der eigentlich an dieſer ganzen verflixten Geſchichte ſchuld war, und erbittet ſich plötzlich noch einen zweiten Gulden von mir.

‚Wofür willſt du denn noch einen Gulden haben, mein lieber Freund?‘ ſage ich.

‚Sie haben ihn mir doch ſelbſt verſprochen‘, erwiderte er.

Ich entſinne mich, ihm tatſächlich einen zweiten Gulden verſprochen zu haben, aber erſt wenn mein Rendezvous mit der Dame ſtattgefunden hätte.

Ich kläre ihn alſo auf. Doch er verſetzt: ‚Aber Sie ſind doch zweimal mit ihr zuſammengeweſen.‘

‚Jawohl, am Fenſter. Aber das genügt mir nicht.‘

‚Nein,‘ ſagt er, ‚ſie war zweimal bei Ihnen.‘

‚Bei mir war irgendein alter Satan, aber nicht die Dame.‘

‚Das ſtimmt nicht,‘ entgegnet er, ‚bei Ihnen war die Dame.‘

‚Lüge nicht,‘ ſchreie ich, ‚ſonſt verprügle ich dich!‘

‚Ich lüge nicht‘, ſagt er. ‚Die Frau, die bei Ihnen war, war die Dame in eigener Perſon, aber kein alter Satan. Sie hat Ihnen auch ſelbſt die Roſe gegeben, während die Alte ... ſie hat gar keine alte Frau als Dienerin.‘

Ich wahrte gute Haltung, war aber dennoch wie mit kochendem Waſſer überſchüttet. Mir wurde ſo

ärgerlich und bitterweh zumute, daß ich auf den Juden losſtürzte und ihn furchtbar durchbläute; dann ging ich fort und trank bis zur Sinnloſigkeit moldauiſchen Wein. Doch auch in dieſem Zuſtand konnte ich nicht vergeſſen, daß die Dame bei mir geweſen war, und daß ich ſie nicht erkannt hatte, ſondern wie einen Raben aus der Hand davonflattern ließ. Dieſer lange wollene Umhang war mir doch nicht umſonſt ſo verdächtig geweſen! . . . Mit einem Wort, ich war krank, ich platzte faſt vor Ärger und ſchämte mich, daß ich in die Erde hätte verſinken mögen . . . Ich hatte den Schatz in Händen gehabt und nicht zu halten gewußt! Und nun ſaß ich da wie ein Dummkopf.

Aber zu meinem Troſt paſſierten meinen anderen Kameraden in der gleichen Zeit ganz ähnliche Geſchichten. Vor Ärger tranken wir nur immerzu, aßen Melonen mit den Kaffeehausmädchen, und beſchloſſen, die wirklichen Damen mit Verachtung zu ſtrafen.

Die Zeit, da wir beim Kornblumenpflücken ſo leichte Erfolge errangen, war vorüber. Auf die Dauer wurde das Leben ohne Frauen aus den anſtändigen gebildeten Kreiſen öde; und es war uns ſchon zuwider, immer nur in Geſellſchaft der Kaffeehausmädchen zu ſein. Aber unſere Erzprieſter, die alten Hauptleute, ſprachen uns gut zu.

‚Wenn in einem Garten die Äpfel nicht gedeihen, bedeutet das etwa, daß es keinen Herbſt gibt? Nur Mut, Brüder! es wird ſchon alles werden. Wenn's beim erſten Mal nicht klappt, muß man's halt beſſer machen.‘

Wir tröſteten uns mit der Hoffnung, daß man uns bald aus der Stadt herausziehen und auf die Dörfer verlegen würde. Dort gab es Gutsbeſitzers-frauen und -Töchter, und die ganze Geſellſchaft war überhaupt anders als in der Stadt. Solch widerliche Geſchichten wie hier würde man dort wohl nicht erleben. So dachten wir und konnten uns nicht vorſtellen, daß unſer dort noch viel ſchlimmere Dinge harrten und wir noch weit mehr Ärger haben würden. Es war ja auch nicht vorauszuſehen, welche Ungelegenheiten man uns in der ländlichen Einfachheit bereiten würde. Als der erſehnte Tag herangerückt war, ſchmetterten die Trompeten und raſſelten die Trommeln. Wir ſangen das Lied von der ſchwarzen Dohle und ritten frohgemut in Gottes ſchöne Welt hinaus.

‚Vielleicht‘, dachten wir, ‚blühen dort wieder die blauen Kornblumen für uns!‘

7

Da wir uns in Rumänien auf dem Feldzug befanden, wurden die Truppen in die verſchiedenſten Quartiere verteilt. So große Dörfer wie in Rußland gab es dort nicht, ſondern nur Meierhöfe und Vorwerke. Wir Offiziere ſtrebten an, in dem Vorwerk Cholujan einquartiert zu werden, weil dort auch der Gutsherr, der ebenfalls Cholujan hieß, wohnte. Er war verheiratet, und ſeine Frau ſollte eine große Schönheit ſein; von ihm ſelbſt erzählte man, daß er ſehr berechnend und geſchäftstüchtig ſei; man konnte alles bei ihm

haben, ſowohl Speiſe als Trank, aber nur gegen Bezahlung. Vor uns hatten bis vor kurzem andere ruſſiſche Truppen in Cholujan gelegen, und wir begegneten unterwegs dem Zahlmeiſter, der ſich von Cholujan die Quittung für die Einquartierung hatte ausſtellen laſſen. Wir beſtürmten den Zahlmeiſter mit Fragen über die näheren Umſtände des Quartiers. Der Zahlmeiſter war jedoch einer von den Verſeſchmieden des Regiments und liebte es, ſtets in Reimen zu antworten.

‚Nur keine Angſt,‘ ſagte er, ‚das Vorwerk iſt ſehr hübſch, Sie werden es ſchon ſehen, wenn Sie da ſind. Cholujan, der gier'ge Reiher, ſitzt am Berg und ſitzt am Weiher.‘

Eine zu dämliche Art, über jede Sache in Verſen zu ſprechen! Von ſolchen Leuten kann man nie eine richtige, klare Antwort erlangen.

‚Na, und gibt es auch Mädels, ja?‘

‚Natürlich,‘ antwortete er, ‚Püppchen gibt's dort nicht zu knapp, doch ohne Schnippchen geht's nicht ab.‘

‚Sind ſie gut, das heißt hübſch?‘

‚Ja, ja,‘ ſagte er, ‚nette Sachen, da kann man ſchon was machen.‘

Wir fragten, ob die Offiziere ſeines Regimentes dort eine gute Aufnahme gefunden hätten.

‚Dort?‘ verſetzte er. ‚Beim Tanzen und beim Beten ging unſere ganze Habe flöten.‘

Hol der Teufel dieſe Ausdrucksweiſe! Er gab uns ein Rätſel nach dem andern zu raten.

Indes, ſoviel verſtanden wir doch, daß der Zahl-

meiſter ein ganz gewiegter Menſch war und uns nichts mitteilen wollte.

Nun alſo, Sie mögen an Vorgefühle glauben oder nicht — heute iſt der Unglaube ja Mode —, aber ich glaube an Vorgefühle, weil ich in meinem vielbewegten Leben oftmals Beweiſe von ihrer Bedeutſamkeit erhalten habe. Wie wir uns alſo dem Vorwerk näherten, wurde ich plötzlich ſo niedergeſchlagen, und mir ward ſo traurig ums Herz, als ob ich geradewegs zur Richtſtätte ſchritte.

Als ich ſo, Weg und Zeit vergeſſend, in tiefem Sinnen dahinmarſchierte und mit den Stiefeln durch den Schmutz ſtapfte, kam aus den vorderen Marſchreihen der Ruf: ‚Cholujan!‘

Dieſer Ruf wurde durch die ganze Kolonne weitergegeben. Ich ſchrak plötzlich vor irgend etwas zuſammen, bekreuzte mich jedoch ſofort und begann ebenfalls nach dieſem verteufelten Cholujan Ausſchau zu halten.

Doch auch daß ich ein Kreuz ſchlug, war nicht imſtande, meine trübe Stimmung zu verſcheuchen. Mir war ſo weh ums Herz, wie Jonathan, als er unterwegs den ſüßen Honig auf dem Felde erblickte. Wäre es nicht beſſer geweſen, der arme Jüngling hätte ſich geſagt: ‚Wenn ich auch nur ein wenig von dem Honig genieße, muß ich ſterben.‘

Bald hatten wir das Vorwerk Cholujan ganz vor unſern Augen. Es lag in einem hügeligen Gelände, in deſſen Vertiefungen ſich kleine, ſchmutzig graue Weiher gebildet hatten.

Der erſte Eindruck war höchſt abſtoßend.

Wir marſchierten hin und wieder an leeren Gruben vorbei, die wie Gräber wirkten. Weiß der Henker, wann und von welchen Teufeln und zu welchem Zweck ſie ausgeworfen waren, aber ſie waren jedenfalls ſehr tief. Ich weiß nicht, ob es Tongruben waren oder ob man, wie einige behaupteten, heilkräftigen Lehm, mit dem ſich ſchon die Römer eingeſchmiert haben ſollen, daraus geholt hatte. Die ganze Gegend war jedenfalls höchſt ſeltſam und ſtimmte mich traurig.

Hin und wieder tauchten kleine Kirchhöfe mit ſpärlichem Baumwuchs auf. Der Boden war ſumpfig und troff vor Feuchtigkeit. Wir waren in den eigentlichen Herd des berüchtigten moldauiſchen Fiebers hineingeraten, das man mit jedem Atemzug in ſich aufnimmt.

Als wir gegen Abend bei dem Ort anlangten, war der ganze Himmel von einem tiefen, ſatten Rot überzogen und von der Erde ſtieg ein feiner, blauer Nebelbrodem auf, ſo daß es ausſah, als wäre blauer Tüll vor den Himmel geſpannt. Blumen oder gar Kornblumen gab es nirgends, man ſah nur wie mit Mehl beſtreute Dolden, an denen ſchwere, gelbe lilienartige Blüten hingen, die jedoch außerordentlich giftig waren. Wenn man nur daran roch, ſchwoll einem gleich die Naſe an. Noch erſtaunlicher waren die ungeheuer vielen Reiher, die gleichſam aus allen Ecken und Enden der Welt hier zuſammengekommen waren; die einen flogen umher, die andern ſtanden auf einem Bein im Waſſer. Ich kann es nicht leiden, wenn dieſer pharao-

niſche Vogel in Menge auftritt, er hat etwas, was an alte ägyptiſche Hinrichtungsſtätten erinnert.

Das Vorwerk Cholujan war ziemlich groß, aber weiß der Teufel, ob man es ſchön oder häßlich nennen ſollte. Es gab ziemlich viele Wirtſchaftsgebäude, aber alles war wie mit Abſicht zwiſchen ‚Berg und Weiher' verteilt. Man konnte faſt nie von einem Gebäude zum andern ſehen, das eine lag in einer Senkung und das andere auch, dazwiſchen aber erhob ſich ein Hügel. Es war genau ſo, als ſollte hier etwas Geheimnisvolles unter der größten Verſchwiegenheit ausgeführt werden. Höchſtwahrſcheinlich wurde hier falſches ruſſiſches Geld fabriziert. Das Gutsgebäude war niedrig und ſehr unſchön; an den Wänden trat das Mauerwerk zutage; das Haus hatte einen ſehr hohen Schornſtein und ſah von außen nicht ſehr groß aus, ſollte aber, wie man uns erzählte, ſehr geräumig ſein und ſechzehn Zimmer haben. Der äußere Eindruck war faſt der gleiche, den unſere von dem verſtorbenen Kleinmichel an der Moskauer Chauſſee erbauten Stationshäuſer machen. Da gab es auch Gaſtſtuben, Büros, Fremdenzimmer, die Wohnung für den Inſpektor und ſeine Familie; aber es konnten, weiß der Teufel, noch ſo viele abſteigen, ſo war immer noch Platz. Das Gutsgebäude war ohne jeden Stil und ſah aus wie eine Fabrik; in der Mitte war die Treppe, im Vorzimmer ſtand ein Buffet und im Saal ein Billard, während die Wohnzimmer ganz beſonders verſteckt lagen, als ob es überhaupt keine gäbe. Mit einem Wort, das Ganze machte den Eindruck eines Stations-

gebäudes oder einer Straßenherberge. Zur Vervollſtändigung dieſes Vergleichs erinnere ich Sie daran, daß im Vorzimmer ein Buffet errichtet war. Dies war natürlich ‚zur Bequemlichkeit der Herren Offiziere‘ geſchehen, aber es bot trotzdem einen ſeltſamen Anblick. Zudem war die Aufſtellung dieſes Buffets auch noch mit einer anderen Gemeinheit verbunden. Es hieß: alles, was wir haben, ſteht den Offizieren zu Dienſten, aber umſonſt bewirten wir niemand, ſondern bei uns werden Speiſen und Getränke nur ‚gegen bar‘ verabreicht. Kredit wurde uns freigebig gewährt, aber alles, was uns von einem beſonderen Buben in blauem Rock mit ſchwarzen Beſätzen gebracht wurde, ob es nun Schnaps oder der hier gewohnte Wein war, wurde bis auf die geringſte Kleinigkeit in das Rechnungsbuch eingetragen. Sogar für das Mittageſſen verlangte man Bezahlung. Ich muß Ihnen erzählen, auf welche geſchickte Art ſie das zuwege brachten. Auch eine ganz kurioſe Sache! In Rußland oder Polen hätte ſich der Gutsbeſitzer, bei dem wir einquartiert wurden, geſchämt, ſolchen Handel mit uns zu treiben. Aber hier erſchien gleich am erſten Tage ſchon dieſer Junge und fragte, ob es uns Offizieren gefällig ſei, mit dem Gutsbeſitzer zu ſpeiſen.

Unſere treuherzigen, einfachen Jungens bedankten ſich natürlich ſehr.

‚Sehr angenehm,‘ ſagten ſie, ‚freut uns ſehr!‘

‚Und wo befehlen Sie den Tiſch zu decken?‘ fragte der Junge weiter. ‚Im Saal oder auf der Veranda?

Wir haben ſowohl einen großen Saal wie auch eine geräumige Veranda.'

‚Das iſt uns ganz gleich, mein Täubchen,' ſagten wir, ‚das macht nur, wie ihr wollt.'

‚Nein, nein,' erwiderte er, ‚der Herr läßt Sie ausdrücklich fragen und hat befohlen, den Tiſch unbedingt Ihren Wünſchen gemäß zu decken.'

Sieh einer dieſe Zuvorkommenheit an! dachten wir. ‚Na alſo, mein Lieber, decke den Tiſch, wo es am ſchönſten iſt.'

‚Am ſchönſten iſt's auf der Veranda', ſagte er.

‚Alſo bitte: dort wird auch die Luft friſcher ſein.'

‚Ja, und dann iſt auch der Fußboden aus Lehm.'

‚Was hat denn das für Vorteile?'

‚Wenn Rotwein oder etwas anderes vergoſſen wird, iſt es bequemer aufzuwiſchen, und es bleiben keine Flecken zurück.'

‚Sehr richtig, ſehr richtig.'

Er ſtellte ſich offenbar ſo etwas wie ein Meer von vergoſſener Flüſſigkeit vor. Der Wein iſt ja auch recht billig bei ihnen, das ſtimmt; der kleine Beigeſchmack macht nicht viel, es gibt auch recht gute Sorten.

Als die Eſſenszeit gekommen war, ſtellten wir uns alle ein und ſetzten uns zu Tiſch. Alles ging ganz korrekt zu. Die Gaſtgeber nahmen am Mahl teil. Cholujan war ein hagerer, ſchwarzhaariger Mann mit einem Geſicht wie aus gebranntem Lehm. Er ſprach mit einer leiſen, gepreßten Stimme, als ob er krank wäre.

‚Meine Herren, ich habe einen Wein von einem

guten Jahrgang,‘ ſagte er, ‚wollen Sie ihn nicht probieren?‘

‚Sehr gern.‘

Er rief ſofort dem Diener zu: ‚Gib dem Herrn Leutnant den und den Wein.‘

Der brachte denn auch augenblicks eine volle Flaſche herbei. Vor dem letzten Gang aber erſchien der junge Burſch plötzlich mit einer leeren Schale und ging von einem zum andern.

‚Was ſoll denn das bedeuten?‘

‚Die Bezahlung für das Eſſen und den Wein.‘

Wir wurden ſehr verlegen, am meiſten diejenigen, die kein Geld bei ſich hatten. Wir ſteckten dieſen das Geld heimlich unter dem Tiſch zu.

Das war wirklich ſtarker Tobak!

Dieſer Streich war es indes noch nicht, wodurch uns Cholujan ſo großen Kummer bereitete und uns ſo wütend machte, ſondern es war etwas anderes, wozu er ſeine Frau benutzte, um deretwillen wir alle unſer Hab und Gut verloren, und ich für immer, ich kann wohl ſagen, das einbüßte, was mir das Teuerſte, Liebſte, ja ſogar das Heiligſte auf Erden war.

8

Die Familie unſerer Wirtsleute beſtand aus folgenden Perſonen. Da war zuerſt Herr Cholujan, den ich Ihnen ſchon einigermaßen geſchildert habe. Er war ein magerer, ſehniger, noch nicht ſehr alter Mann, deſſen Füßchen wie aus Ton zu ſein ſchienen. Er ſtützte ſich immer auf einen Stock, den er keinen Augen-

blick aus den Händen ließ. Wenn er ſaß, hatte er den Stock zwiſchen den Knien. Es hieß, daß er irgend einmal im Duell verwundet worden ſei, aber ich hielt dafür, daß er einmal die Poſt überfallen und der Poſtillion ihm einen Schuß aufgebrannt hatte. Später ergab ſich noch eine andere Aufklärung, ſo daß wir alles begriffen; aber da war es ſchon zu ſpät. Im Anfang ſchien es, als wäre er ein gebildeter Mann von Welt. Seine Nägel waren lang und weiß, und er hielt ſtets ein Battiſt-Taſchentuch in der Hand. Für die Dame des Hauſes bekundete er übrigens außer der reinen Höflichkeit keinerlei Intereſſe; er machte den Eindruck eines furchtbar kalten Menſchen. Und dabei war ſeine Frau mit einem Wort eine Märchenprinzeſſin. Sie zählte nicht mehr als zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahre und ſtand in ihrer vollſten Blüte. Sie hatte feine, ſchwarze Brauen, war von zierlichem Körperbau, und in ihren gerundeten Schulterchen zeigten ſich ſchon die erſten jugendſchönen Grübchen. Sie trug immer Kleider, die ihr vorzüglich ſtanden, zumeiſt gelbe oder weiße mit aufgenähten Beſätzen. Ihre Füßchen ſteckten in bunten, goldverzierten Schuhchen.

Sie brachte natürlich unſer aller Herzen ſofort in Aufruhr. Bei uns war ein Offizier, den wir Faublas nannten, weil er Wunder wie ſchnell verſtand, die Frauen zu bezaubern; er pflegte nur an dem Hauſe, wo eine hübſche Frau am Fenſter ſaß, vorbeizupromenieren, ihr ſeine drei Wörtchen zuzuflüſtern: ‚O, die ſüßen Engelsäuglein!‘ und ſchon war die Bekannt-

guten Jahrgang,' ſagte er, ‚wollen Sie ihn nicht probieren?'

‚Sehr gern.'

Er rief ſofort dem Diener zu: ‚Gib dem Herrn Leutnant den und den Wein.'

Der brachte denn auch augenblicks eine volle Flaſche herbei. Vor dem letzten Gang aber erſchien der junge Burſch plötzlich mit einer leeren Schale und ging von einem zum andern.

‚Was ſoll denn das bedeuten?'

‚Die Bezahlung für das Eſſen und den Wein.'

Wir wurden ſehr verlegen, am meiſten diejenigen, die kein Geld bei ſich hatten. Wir ſteckten dieſen das Geld heimlich unter dem Tiſch zu.

Das war wirklich ſtarker Tobak!

Dieſer Streich war es indes noch nicht, wodurch uns Cholujan ſo großen Kummer bereitete und uns ſo wütend machte, ſondern es war etwas anderes, wozu er ſeine Frau benutzte, um deretwillen wir alle unſer Hab und Gut verloren, und ich für immer, ich kann wohl ſagen, das einbüßte, was mir das Teuerſte, Liebſte, ja ſogar das Heiligſte auf Erden war.

8

Die Familie unſerer Wirtsleute beſtand aus folgenden Perſonen. Da war zuerſt Herr Cholujan, den ich Ihnen ſchon einigermaßen geſchildert habe. Er war ein magerer, ſehniger, noch nicht ſehr alter Mann, deſſen Füßchen wie aus Ton zu ſein ſchienen. Er ſtützte ſich immer auf einen Stock, den er keinen Augen-

blick aus den Händen ließ. Wenn er ſaß, hatte er den Stock zwiſchen den Knien. Es hieß, daß er irgend einmal im Duell verwundet worden ſei, aber ich hielt dafür, daß er einmal die Poſt überfallen und der Poſtillion ihm einen Schuß aufgebrannt hatte. Später ergab ſich noch eine andere Aufklärung, ſo daß wir alles begriffen; aber da war es ſchon zu ſpät. Im Anfang ſchien es, als wäre er ein gebildeter Mann von Welt. Seine Nägel waren lang und weiß, und er hielt ſtets ein Battiſt-Taſchentuch in der Hand. Für die Dame des Hauſes bekundete er übrigens außer der reinen Höflichkeit keinerlei Intereſſe; er machte den Eindruck eines furchtbar kalten Menſchen. Und dabei war ſeine Frau mit einem Wort eine Märchenprinzeſſin. Sie zählte nicht mehr als zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahre und ſtand in ihrer vollſten Blüte. Sie hatte feine, ſchwarze Brauen, war von zierlichem Körperbau, und in ihren gerundeten Schulterchen zeigten ſich ſchon die erſten jugendſchönen Grübchen. Sie trug immer Kleider, die ihr vorzüglich ſtanden, zumeiſt gelbe oder weiße mit aufgenähten Beſätzen. Ihre Füßchen ſteckten in bunten, goldverzierten Schuhchen.

Sie brachte natürlich unſer aller Herzen ſofort in Aufruhr. Bei uns war ein Offizier, den wir Faublas nannten, weil er Wunder wie ſchnell verſtand, die Frauen zu bezaubern; er pflegte nur an dem Hauſe, wo eine hübſche Frau am Fenſter ſaß, vorbeizupromenieren, ihr ſeine drei Wörtchen zuzuflüſtern: ‚O, die ſüßen Engelsäuglein!‘ und ſchon war die Bekannt-

ſchaft gemacht. Auch ich ſelbſt war in die Schönheit ſogleich bis zum Wahnſinn verliebt. Am Schluß des Eſſens ſah ich aber, wie Faublas ſchon lichterloh brannte und die Schöne unverwandt anſtarrte.

Ich mußte ihn ſogar zur Vernunft mahnen: ‚Du benimmſt dich unanſtändig‘, ſagte ich.

‚Ich kann nicht anders,‘ gab er mir zur Antwort, ‚ſtöre mich nicht, ich kleide ſie ſoeben in Gedanken aus.‘

Nach dem Eſſen ſchlug Cholujan vor, ein Spielchen zu machen.

Ich ſagte Faublas, daß ſein Benehmen töricht ſei. Aber plötzlich träumte ich den gleichen Traum, und bemerkte, daß auch alle anderen Kameraden in Gedanken an die ſchöne Frau wäſſerige Münder und gierige, lüſterne Augen hatten.

Da ſehen Sie, meine Herren, mit welchen Symptomen das verfluchte Moldauiſche Fieber begann. Alle außer Faublas erklärten ſich zum Spiel bereit. Er blieb an der Seite der Dame und plauderte mit ihr bis zum Abend.

Nachher fragten wir ihn: ‚Nun, wie iſt ſie, intereſſant?‘

Er lachte.

‚Meiner Meinung nach‘, antwortete er, ‚hatte entweder ihr Vater oder ihre Mutter einen kleinen Klaps, und ſie iſt ihnen nachgeraten. Sie iſt unentſchloſſen und will nicht aus dem Haus heraus. Man muß ermitteln, wie ſie hier beaufſichtigt wird und wen ſie fürchtet. Frauen ſind oft unentſchloſſen und wenig erfinderiſch. Dann muß man ſelbſt für ſie denken.‘

Was jedoch die Aufſicht betraf, ſo erweckte nicht ſo ſehr Cholujan ſelbſt unſeren Argwohn, als ſein Bruder, der Antonij hieß.

Er war ihm ganz und gar nicht ähnlich. Antonij war groß und ſtark wie ein Bauer, hatte jedoch lächerlich dünne Beine. Wir nannten ihn denn auch ‚Antonij Dünnbein'. Auch ſein Geſicht war ganz anders als das ſeines Bruders. Man konnte aus ſeiner Miene nicht klug werden, und wir hatten das Gefühl, als ob in ihm, der äußerlich wie ein dummes Schaf ausſah, ſo etwas wie ein grauer Wolf ſteckte. Die Sache nahm indes eine ſo verwunderliche Wendung, daß ſich alle unſere erſten Vermutungen als falſch erwieſen: es ſtellte ſich nämlich heraus, daß die Dame auch nicht im mindeſten beaufſichtigt wurde.

Die häusliche Lebensweiſe bei Cholujans war höchſt ſeltſam und ſchien wie mit Abſicht unſeren Wünſchen entgegenzukommen.

Den feinen Leonard Cholujan bekam man außer beim Mittagsmahl um keinen Preis der Welt irgendwie zu Geſicht. Weiß der Teufel, wo er ſich verſteckte! Es hieß, er gehe nie aus und ſitze immerzu in einem der inneren, entfernten Gemächer, wo er ſich mit literariſchen Dingen beſchäftige. Und Antoſchka Dünnbein ging ſofort nach Tiſch mit einem kleinen mageren Hündchen in die Felder hinaus und auch er kam uns den ganzen Tag nicht mehr zu Geſicht. Er machte ſich unabläſſig im Felde und in den Wirtſchaftsgebäuden zu ſchaffen. Beſſere äußere Bedingungen konnte man ſich ſchlechterdings nicht wünſchen.

Es blieb einem alſo nur übrig, ſich die Dame mit Worten oder auf eine andere Weiſe geneigt zu machen. Wir meinten, daß dies nicht lange dauern könnte, und daß es Faublas bald gelingen würde. Aber bald bemerkten wir, daß unſer Faublas mit der Dame nicht vorwärts kam. Er machte immer ein Geſicht wie ein Menſch, der einen Wolf an den Ohren hält, ihn jedoch weder zu Boden zwingt, noch entfliehen läßt. Und inzwiſchen konnte man ſchon deutlich ſehen, wie ſeine Hände anſchwollen und bald von ſelbſt loslaſſen würden . . .

Wir ſahen, daß der Junge ſchrecklich verlegen war, denn er war Mißerfolge nicht gewöhnt, und konnte weder uns, noch ſich ſelbſt erklären, warum er ſo wenig Glück bei der Dame hatte.

‚Woran liegt es denn?‘

‚Parole d'honneur,‘ ſagte er, ‚ich begreife nichts, als daß ſie ſehr ſeltſam iſt.‘

‚Nun ja, eine reiche verwöhnte Frau iſt kapriziös, das iſt doch ſehr natürlich.‘

Das Leben, das unſere Dame führte, war ſo, daß ſie ſich unbedingt langweilen mußte. Man konnte ſie vom frühen Morgen bis zum Mittageſſen umherſchlendern ſehen, und zwar war ſie immer allein oder in Begleitung des dümmſten Vogels der Welt, eines Huhns. Eine ſeltſame Beſchäftigung für eine junge, gepflegte, reiche Dame! aber was tun, wenn ſie einmal ſolch einen Sparren hat? Sie hatte offenbar überhaupt keine Beſchäftigung. Frühmorgens trat ſie in einem weißen oder gelben leichten Morgenkleid zum

Haus heraus und ſetzte ſich auf eine der hohen Quadern am Rande der hopfenumrankten Veranda; in den ſchwarzen Haaren ſtak eine Tulpe oder eine volle rote Mohnblume. Den ganzen Tag war die Schöne vor unſeren Augen. Ihre ganze Tätigkeit beſtand darin, daß ſie ihr kleines Lieblingshühnchen mit den Ringen am Fuß auf den Schoß hob und mit goldgelbem Mais fütterte. Es war offenſichtlich, daß es mit ihrer Bildung nicht weit her war, und daß ſie nicht wußte, wie ſie ihre Zeit verbringen ſollte. Wenn ſie ſich mit einem Hühnchen abgab, dann bedeutete dies, daß es ihr langweilig war, und wenn ſich eine Dame langweilt, dann iſt es Pflicht eines Kavaliers, die Dame zu zerſtreuen. Aber bei ihr verfing nichts. Es war ſogar ſchwer, ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen, denn ſie ſprach nur rumäniſch, und aus ihrem Kauderwelſch konnte niemand klug werden. Und den Gebärden der Leidenſchaft brachte ſie einen ſchrecklichen Mangel an Verſtändnis entgegen. Faublas war ganz entmutigt und wurde nur noch verlegener, wenn wir ihn auslachten, daß er nicht einmal mit einem Huhn konkurrieren könne. Wir begannen auch unſererſeits der Dame den Hof zu machen, um zu ſehen, ob einer von uns mehr Glück habe. Allein auch keinem von uns blühte der Erfolg. Wenn man ihr eine Liebeserklärung machte, blickte ſie einen mit ihren ſchwarzen verbuhlten Augen an oder ſagte etwas auf rumäniſch; weiter erreichte man nichts.

Es widerte uns ſchon an, uns in ſolcher dummen Lage zu ſehen; wir begannen ſogar miteinander zu

ſtreiten, weil einer auf den andern eiferſüchtig und neidiſch war, wir hänſelten einander und ſagten uns Anzüglichkeiten ... Mit einem Wort, wir befanden uns alle in ſehr erregtem Zuſtand, träumten von ihr und hielten insgeheim einer nach dem andern Ausſchau nach ihr. Aber ſie ſaß mit ihrem Hühnchen immer auf demſelben Fleck, und das war alles. Während wir ſo tagsüber ſchauten und nachts vor Langeweile gähnten, vergingen die Tage, und mit der Zeit zog ſich noch eine andere Unheilswolke über unſeren Häuptern zuſammen. Ich erzählte Ihnen ſchon, daß Cholujan gleich am erſten Tage nach dem Eſſen den Vorſchlag zu einem Spielchen gemacht hatte. Von da ab huldigten wir jeden Tag dem Glücksſpiel; wir ſpielten vom Mittageſſen bis Mitternacht. Ob es nun daher rührte, daß wir alle ſehr zerſtreut waren, oder ob die Karten falſch waren, jedenfalls hatten viele von uns ſchon einen tüchtigen Batzen Geld verloren, und manche hatten alles bis auf die letzte Kopeke verſpielt. Und Cholujan machte uns mit jedem neuen Tage noch blanker und zog uns wie Hammeln das Fell über die Ohren.

Wir kamen immer mehr herunter, verloren ſchier den Verſtand und die ruhige Überlegung, und ich weiß nicht, wie weit es mit uns gekommen wäre, wenn nicht plötzlich eine neue Figur unter uns aufgetaucht wäre, die zwar noch größere Unruhe über uns brachte, aber doch der Sache zur Entſcheidung verhalf.

Der Ankömmling war ein Kommiſſariatsbeamter, der Geld brachte. Er war Pole und ſchon bejahrt,

aber doch noch ein ſchrecklicher Schwerenöter. Er bekam ſogleich von allen Seiten zu hören, daß wir bloß noch ein halbes Leben führten und uns entſetzlich langweilten. Er nahm mit uns am Mittageſſen bei Cholujan teil und blieb dann zum Kartenſpielen ſitzen. Die Dame würdigte der Halunke auch nicht eines Blickes. Am andern Tage ſagte er jedoch plötzlich: ‚Ich fühle mich nicht wohl.‘ Sehen Sie, das Moldauiſche Fieber hatte ihn gepackt. Und was dachte er ſich aus! Er ließ nicht den Arzt holen, ſondern den Popen und eine Meſſe für die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit leſen. Der Pope kam. So ein richtiger Katzelmacher war's. Ein ganz ſchwarzer Kerl. Und wie er die Litanei ſang, iſt mit nichts zu vergleichen. Schlimmer als ein Armenier. Bei den Armeniern verſteht man doch wenigſtens noch die beiden Worte ‚Grigorios Armenios‘, aber in dem Geplapper dieſes Satans war nichts zu unterſcheiden.

Der Schelm von Pole konnte ein wenig Rumäniſch und verſtand ſich mit dem Popen ſo gut, daß ſie Freunde wurden und voneinander ſehr befriedigt waren. Der Pope freute ſich, daß ihn der Kommiſſionär gut bezahlt hatte, und der wurde durch das Beten ſofort geſund und hatte zudem noch mit dem Popen ſolch ein Stückchen gedreht, daß wir Mund und Naſe aufſperrten.

Als wir am Abend — die Kerzen waren ſchon angezündet — im Saale Lotto ſpielten, kam unſer Kommiſſionär herein. Er nahm jedoch nicht am Spiel teil, ſondern ſagte: ‚Ich bin noch krank.‘ Dann ging er geradewegs auf die Veranda hinaus, wo in der dichten

Dämmerung die Dame auf den Quadern ſaß. Plötzlich zogen ſich beide hinter das dicke Hopfengerank zurück und verſchwanden in der Dunkelheit. Faublas hielt es nicht aus und ſprang ihnen nach, aber die beiden ruderten bereits auf einem kleinen Boot durch die Bucht auf ein Inſelchen zu ... Vor Faublas' Augen legten ſie drüben an und verſchwanden ...

Cholujan, der Schurke, blinzelte nur ein wenig, miſchte die Karten und ſchaute angelegentlich die Schuldſcheine derjenigen Kameraden durch, die ſchon am tiefſten bei ihm in der Kreide ſaßen.

9

Ich muß Ihnen jedoch erzählen, was das für eine kleine Inſel war, wohin die beiden ruderten.

Als ich Ihnen von dem Vorwerk ſprach, vergaß ich Ihnen zu ſagen, daß die Gegend beim Gutshaus ſehr ſchön war. Von der Veranda aus konnte man auf eine kleine Inſel hinüberſehen. Vor der Veranda breitete ſich ein Blumengarten aus, hinter dem Blumengarten war ein Teich, und darin befand ſich ein Inſelchen, das zwar nicht ſehr groß war, aber für ein Gutshaus doch ein ſehr nettes Plätzchen bedeutete. Die Inſel war ganz von dichtem Geisblatt und anderen blühenden Sträuchern überwuchert, in denen viele Nachtigallen niſteten. Die Nachtigallen waren hier recht hübſch, ſie ſchlugen nicht ſo kräftig wie bei uns in Kurſk, ſondern mehr in der Art wie die Nachtigallen von Berditſchew. Die Inſel war hügelig, und auf einer kleinen Anhöhe erhob ſich ein

Luſthäuschen, deſſen Erdgeſchoß zu einer Grotte ausgebaut war, wo es ſchön kühl war. Dort ſtanden ein altertümlicher Diwan, auf dem man ſich ausruhen konnte, ſowie eine große goldene Harfe, mit der ſich die Dame begleitete, wenn ſie ſang. Durch die Inſel führten ſaubere kleine Wege, und an einem Platz auf der anderen Seite war eine Raſenbank, von der aus man einen weiten Blick über die Auen hatte. Die Verbindung mit dem Inſelchen wurde mittels eines kleinen, hübſchen Bootes bewerkſtelligt. Das Geländerchen und alles andere auf dem Boot war in orientaliſchem Geſchmack ſchön verziert, und in der Mitte ſtand ein vergoldeter Seſſel. Wenn die Dame die bunten Ruder mit den Schaufeln zur Hand nahm und hinüberruderte, pflegte ſie ſich in dieſen Seſſel zu ſetzen. Wenn noch jemand mitfuhr, mußte er ſich hinter dem Seſſel aufſtellen.

Dieſe Inſel und die Grotte nannten wir die ‚Grotte der Kalypſo‘. Wir ſelbſt waren noch nicht dort geweſen, weil die Dame das Boot mit einer Kette anzuſchließen pflegte. Der Kommiſſionär hatte das Schlüſſelchen zur Kette gefunden ...

Die Wahrheit zu ſagen, wir hatten die größte Luſt, ihn furchtbar zu verprügeln. Aber die freche Kanaille beruhigte uns.

‚Meine Herren,‘ ſagte er, ‚warum denn ſtreiten! Ich werde Ihnen den Weg genau beſchreiben. Der Pope hat es mir geſagt. Ich fragte ihn: Was iſt das für eine Dame? Und er antwortete: eine ſehr gute, ſie tut viel für die Armen. Ich nahm fünfzehn Gulden

und gab ſie ihr, ohne ein Wort zu ſagen, für ihre Armen. Sie reichte mir, ebenfalls ohne etwas zu ſagen, ihren Arm und nahm mich mit auf die Inſel. Ich verantworte, was ich ſage: nehmen Sie einfach eine Rolle Gulden zur Hand, und Sie werden, ohne ſonſt noch ein Wort zu ſagen, das gleiche Glück genießen. Der Blick über die Auen iſt prachtvoll, die Harfe tönt ſüß, aber ich kann trotzdem dies alles nicht mehr länger genießen, weil mich die Pflicht ruft und ich morgen von hier wegfahre. Sie aber bleiben ja!'

Das war eine überraſchende Löſung!

Er fuhr ab. Wir ſchauten einander an. Wer konnte zugunſten der hieſigen Armen wohl fünfzehn Gulden opfern? Der eine und der andere behauptete kühn, daß er Geld von der Heimat erwarte, aber die Angehörigen hatten ſcheinbar auch keine großen Einkünfte. Keiner bekam Geld geſchickt.

Da geſchah etwas, durch das wir alle wie vor den Kopf geſchlagen waren. Faublas zerriß die Kette, womit das Boot angebunden war, ruderte allein zur Inſel hinüber und erſchoß ſich in der Grotte.

Weiß der Teufel, was das für eine Geſchichte war! Schade um den Kameraden! Aus einer ſo dummen Urſache! Wirklich dumm, zu dumm! Indes, die Tatſache blieb beſtehen: einer von den Tapferen war nicht mehr.

Kein Zweifel, Faublas hatte ſich aus Liebeskummer erſchoſſen, und ſeine Liebe war nur deshalb ſo heiß entflammt, weil ſeine Eitelkeit verletzt worden war; war doch Faublas bei allen Frauen in der Heimat ſtets

glücklich geweſen. Wir begruben ihn mit allen Ehren. Die Muſik ſpielte und alle, die wir an ſeinem Grabe geſtanden hatten, ſetzten uns um der Ruhe ſeiner Seele willen zu einem guten Trunk zuſammen. Dabei ſprachen wir davon, daß wir die Geſchichte unmöglich auf ſich beruhen laſſen könnten, und daß wir hier noch alle ganz und gar zugrunde gehen würden, wenn wir uns in unſerer Gutmütigkeit auch weiterhin alles gefallen ließen. Unſer Bataillonskommandeur, ein verheirateter und beſonnener Mann, ſagte jedoch: ‚Beunruhigen Sie ſich nicht, meine Herren. Ich habe ſchon Meldung beim Regiment eingereicht und glaube, Sie verſichern zu können, daß man uns bald aus dieſem Vorwerk herausziehen wird. Ich erwarte morgen ſchon diesbezügliche Befehle. Mag der Teufel hier bei dieſem Cholujan in Quartier liegen! Ein verfluchtes Neſt, ein verfluchter Quartiergeber!‘

Wir empfanden alle genau dasſelbe und freuten uns über die Möglichkeit, bald von hier fortzukommen. Aber ſämtlichen Herren Offizieren war es ärgerlich, daß ſie den Ort verlaſſen ſollten, ohne dem Schurken einen Denkzettel verabreicht zu haben.

Es wurden verſchiedene Vorſchläge gemacht, wie man den Cholujans eins auswiſchen könnte. Wir dachten daran, den Hausherrn zu verprügeln oder ihm auf eine lächerliche Weiſe den Bart zu verſchneiden, allein der Major ſagte: ‚Um Gottes Willen, meine Herren! Ich bitte Sie, nichts zu unternehmen, was auch im geringſten nach Gewalttätigkeit ausſieht. Wer dem Hausherrn etwas ſchuldet, der ſoll ſich

bemühen, irgendwo Geld zu leihen, und ſoll genau mit ihm abrechnen. Wenn Sie aber etwas Harmloſes zur Rehabilitierung Ihrer Ehre unternehmen wollen, ſo tun Sie dies ruhig, dagegen hat niemand etwas.‘

Schlimme Not! Wir fanden kein Mittel, wie wir auf unſchuldige Art unſere Ehre wiederherſtellen konnten.

Der Major ſagte uns zum Schluß, er habe es uns nur verheimlicht, daß er den Marſchbefehl eigentlich ſchon in der Taſche habe. Der kommende Tag würde der letzte unſeres Aufenthalts bei Cholujan ſein, denn übermorgen in aller Frühe würden wir marſchieren.

Da zupfte mich der Teufel am Ohr, und ich ſagte: ‚Wenn wir übermorgen in ein anderes Quartier ziehen, dann ſind wir alſo morgen den letzten Tag hier. Ich ſage Ihnen, Cholujan ſoll eine gute Lehre von mir bekommen, damit er ſich nicht damit brüſten kann, ruſſiſche Offiziere zum Narren gehalten zu haben!‘

Einige Kameraden lobten mich und riefen: ‚Tüchtiger Kerl!‘ Andere aber ſchenkten mir keinen Glauben und lachten: ‚Was willſt du denn machen! Laß die Finger davon!‘

Ich ſagte jedoch: ‚Das iſt meine Sache, meine Herren. Ich nehme alles auf meine Kappe.‘

‚Aber was willſt du denn?‘

‚Das iſt mein Geheimnis.‘

‚Und Cholujan wird beſtraft werden?‘

‚Furchtbar!‘

‚Und unſere Ehre wird gerächt?‘

‚Unbedingt!‘

‚Schwöre!‘

Ich beſchwor es beim Schatten unſeres unglücklichen Kameraden Faublas, der ſich ſelbſt dazu verurteilt hatte, einſam an dieſem verfluchten Ort umherzuirren, und ſchleuderte mein Glas auf den Boden.

Alle Kameraden lobten und billigten meine Abſicht, küßten mich und tranken auf meinen Schwur; der Major verbot uns nur, noch mehr Gläſer zu zerſchlagen.

‚Das ſind Theatereffekte und weiter nichts‘, meinte er.

Wir ſchieden alle in prachtvoller Stimmung. Ich war voller Zuverſicht, denn ich hielt meinen Plan für ausgezeichnet. Der pfiffige Cholujan ſollte gehörig eingeſeift werden.

10

Der letzte Tag unſeres Aufenthalts in Cholujan rückte heran. Wir erhielten unſer Gehalt ausgezahlt, mußten jedoch alles an Cholujan weitergeben, weil wir ſo tief bei ihm verſchuldet waren, und behielten jeder nur ein paar Kopeken zurück. Ich hatte alles in allem hundert Rubel Gehalt, das machte nach rumäniſcher Rechnung nicht ganz zehn Gulden aus. Um jedoch das Vorhaben, das ich plante, ausführen zu können, waren mindeſtens vierzig Gulden erforderlich. Wo ſollte ich ſo viel Geld hernehmen? Von den Kameraden war nichts zu erlangen; übrigens brauchte ich es auch nicht, denn

mir war inzwiſchen ein anderer Gedanke gekommen, den ich auch ausführte.

Als ich am letzten Abend zu Cholujan ging, zeigte er ſich ſehr erfreut und forderte mich zum Spielen auf.

‚Ich würde ſehr gern ſpielen,‘ antwortete ich, ‚aber ich habe nichts zum Spielen.‘

Er bat mich, daß ich mich dadurch nicht abhalten laſſen ſolle, und bot mir an, mir Geld aus der Kaſſe zu leihen.

‚Nun, dann ſchön! Wollen Sie mir, bitte, fünfzehn Gulden leihen?‘

‚Aber bitte, bitte, ſehr gern‘, antwortete er und ſchob mir einen Haufen Gulden zu.

Ich nahm ſie und ließ ſie in die Taſche gleiten. Der Schelm hatte blindes Vertrauen zu uns.

‚Erlauben Sie,‘ ſagte ich, ‚daß ich vor dem Spiel noch eine Minute an die friſche Luft gehe.‘ Damit ſchritt ich auf die Veranda.

Zwei meiner Kameraden kamen mir nach und fragten: ‚Warum tuſt du das? Womit willſt du das Geld zurückzahlen?‘

‚Das geht euch nichts an,‘ ſagte ich, ‚beunruhigt euch nicht.‘

‚Aber das geht doch nicht,‘ drangen ſie in mich, ‚wir marſchieren morgen fort, du mußt das Geld unbedingt zurückzahlen.‘

‚Ich werde es auch zurückzahlen.‘

Und ich log ihnen vor, daß ich Staatsgelder in Händen hätte.

Nachdem ſie mich verlaſſen hatten, ging ich ſchnur-

ſtracks auf die Dame zu, machte einen Kratzfuß und reichte ihr eine Handvoll Gulden hin.

‚Ich bitte Sie,‘ ſagte ich, ‚dieſes Geld für die Armen Ihres Kirchſpiels von mir nehmen zu wollen.‘

Ich weiß nicht, wie ſie dies auffaßte; jedenfalls ſtand ſie ſogleich auf und reichte mir ihren Arm. Wir gingen um das Blumenbeet herum, ſtiegen in das Boot ein und ruderten zur Inſel hinüber.

11

Ich habe wohl nicht nötig, über ihr Harfenſpiel viel zu ſagen. Wir gingen in die Grotte. Sie ſetzte ſich und ſpielte eine Eccoſſaiſe. Damals waren ſolch aufregende Romanzen wie: ‚Mein kleines Tigerchen‘ oder ‚Beiß mich, bis ich ſterbe‘ noch nicht Mode. Es waren nur Eccoſſaiſen, ſimple Eccoſſaiſen im Schwange, nach denen man nur einen einzigen Pas tanzen konnte; man weiß ja, was damit gemeint iſt. So war es auch in unſerm Fall. Zuerſt die Eccoſſaiſen und dann kamen die Bredouillen, bis ich die Katze im Sack hatte . . . Dann ruderten wir wieder beide wohlbefriedigt zurück.

12

Ich will Ihnen offen und unverhohlen geſtehen, daß ich mich in einer ſehr träumeriſchen Stimmung befand, die durchaus nicht zu dem von mir ausgedachten Plan paßte. Wiſſen Sie, wenn man ſich den Dreißigern nähert — ich war damals faſt ſo weit —, fängt man an, zurückzudenken. Ich erinnerte mich die ganze Zeit an meine ‚Liebesgeſchichten‘, an alle die

beſcheidenen Kornblumen in den Getreidefeldern meiner Heimat, ſodann an die Kleinruſſinnen und Polinnen in den ſteinernen Bauernhütten, und nun war ich auf einmal — hol's der Teufel — bei der Grotte der Kalypſo angelangt . . . Ach, und dieſes göttliche Weib! . . . dies alles beſchwor natürlich mancherlei Erinnerungen herauf. Aber plötzlich ward mir ſo traurig ums Herz, daß ich die Dame allein das Boot mit der Kette feſtmachen ließ, während ich mich ſelbſt ſchnell in den Saal zurückbegab. Als ich ihn zuvor verlaſſen, hatte man dort noch dem Glücksſpiel gehuldigt. Jetzt fand ich ihn voller Lärm und Streit! Und was für ein Streit! Cholujan ſaß auf ſeinem Platze, die Kameraden jedoch waren alle aufgeſtanden, und einige hatten ſogar ihre Mützen aufgeſetzt. Alle ſchrien durcheinander und beſtritten die Richtigkeit von Cholujans Spiel. Sie hatten abermals alles an ihn verloren.

Die Offiziere ſagten: ‚Wir werden bezahlen, aber um es recht zu ſagen, wir ſchulden Ihnen nichts.'

Bei dieſen Worten kam ich eben in den Saal und ſagte: ‚Auch ich bin Ihnen nichts mehr ſchuldig. Die fünfzehn Gulden, die Sie mir geliehen, habe ich an Ihre Frau zurückgezahlt.'

Der Offiziere bemächtigte ſich eine große Unruhe. Cholujan wurde vor Ärger weiß wie ein Handtuch, weil ich ihn überliſtet hatte. Er nahm die Karten in die Hand, ſchüttelte ſie hin und her und ſchrie: ‚Sie lügen! Sie — Gauner!'

Damit ſchleuderte mir der Halunke die Karten ins

Geſicht. Ich beherrſchte mich und ſagte: ‚Aber nicht doch, Bruder, einem Gauner bin ich doch immerhin noch meterweit überlegen‘ und damit gab ich ihm — haſt du nicht geſehen — eine Backpfeife . . . Er griff nach ſeinem Stock, zog einen Degen aus feinſtem Toledaner Stahl hervor und ſtürzte ſich damit, die Kanaille, auf mich Unbewaffneten.

Meine Kameraden ſprangen vor und verhüteten ein Unglück. Die einen hielten ſeine Arme feſt, die andern riſſen mich zurück. Er ſchrie: ‚Sie ſind alleſamt Halunken! Aber keiner von Ihnen hat jemals meine Frau zu Geſicht bekommen!‘

‚Nun, Väterchen, da erſpar dir nur deine Beweiſe, wir haben ſie recht genau beguckt.‘

‚Wo? Wen?‘

Man antwortete ihm: ‚Laſſen Sie's gut ſein, darüber wollen wir uns nicht ſtreiten. Wir kennen natürlich Ihre Frau ſehr gut.‘

Als Antwort darauf begann er wie ein Satan zu lachen, ſpuckte aus, ging in ſein Zimmer und verſchloß die Tür hinter ſich.

13

Und was denken Sie? Der Kerl hatte recht. Sie können ſich auch nicht annähernd vorſtellen, wie wir eingeſeift worden waren. Betrug über Betrug, Gemeinheit über Gemeinheit!

Stellen Sie ſich vor, es erwies ſich als richtig, daß wir ſeine Frau in der Tat nicht einmal zu Geſicht bekommen hatten. Er hatte uns nicht der Ehre für würdig

gehalten, uns mit ſeiner wirklichen Familie bekannt zu machen, und hatte ſie während unſeres ganzen Aufenthalts in den Hinterzimmern verſteckt gehalten, wohin wir nie gekommen waren. Und jenes Püppchen, um deſſetwillen wir alle den Verſtand verloren, deſſen Händchen und Füßchen zu küſſen wir für ein Glück gehalten hatten, um deſſetwillen ſogar einer ſein Leben gelaſſen hatte, das war — weiß der Teufel, was für eine das war . . . weiter nichts als eine Harfenſpielerin aus einem Kaffeehaus, die man für einen Gulden mieten konnte, damit ſie im Evakoſtüm vor einem tanzte . . . Sie war aus dem Kaffeehaus hierher geholt worden, um uns das Geld aus der Taſche zu ziehen, und der Halunke hatte ſeinen Profit mit ihr gemacht . . . Und dieſer Cholujan ſelbſt, mit dem wir geſpielt hatten, war durchaus nicht Cholujan, ſondern ein ebenfalls engagierter Falſchſpieler. Der richtige Cholujan aber war jener Antoſchka Dünnbein, der den ganzen Tag mit ſeinem mageren Hündchen auf die Jagd gegangen war . . . Er war der Macher vons Ganze geweſen! Da haben Sie die Gauner, die richtigen Gauner! Jetzt können Sie ſich ſelbſt ein Urteil bilden, wie uns Offizieren zumute war, in welcher dummen Lage wir uns befanden. Und weshalb das alles? Nur wegen dieſer, man kann wohl ſagen, gemeinen, dreckigen Hure!

Ich erfuhr dies alles als erſter von allen Kameraden, und dennoch bereits zu ſpät, weil meine ganze militäriſche Laufbahn wegen dieſer niedrigen Affäre ſchon vernichtet war. Dies hatte ich der Dummheit meiner Kameraden zu verdanken. Unſere Herren Offiziere

fühlten ſich durch meine Handlungsweiſe auch noch beleidigt und fanden, daß ich unehrenhaft gehandelt hätte, indem ich — beachten Sie wohl! — das Geheimnis einer Dame ihrem Gatten verraten hätte . . . O Gott, ſo eine Dummheit! Man forderte indes, daß ich aus dem Regiment ausſcheiden ſollte. Es war nichts zu machen, ich nahm meinen Abſchied. Als ich durch die Stadt reiſte, traf ich den Juden wieder, und er erzählte mir den wahren Sachverhalt.

‚Aber wie iſt denn das möglich,‘ fragte ich, ‚warum hat denn der Pope geſagt, daß man die Dame unter dem Vorwand, ihr etwas für die Armen zu geben, haben könne?‘

‚Das iſt auch ganz in Ordnung,‘ ſagte der Jude, ‚nur hat der Pope die richtige Dame gemeint, die in den Zimmern verſteckt war, aber nicht dieſes Schwein, das Sie für eine anſtändige Frau gehalten haben.‘

Mit einem Worte, wir waren von oben bis unten eingeſeift worden. Ich habe eine ziemlich kräftige Konſtitution, aber dies erſchütterte mich doch ſo ſtark, daß mich das Moldauiſche Fieber packte. Mit Mühe ſchleppte ich mich in die Heimat zu den ſchlichten gutmütigen Herzen zurück und war froh, daß ich in einem Judenſtädtchen den Poſten eines Stadthauptmanns bekam . . . Ich will es nicht beſtreiten . . . Ich habe nicht wenig Händel mit den Juden gehabt, muß aber auch anerkennen, daß ich mancherlei von ihnen gelernt habe. Nun Gott ſei Dank, ich habe mein Leben gelebt und habe mein ordentliches Auskommen. Aber

wiſſen Sie, wenn ich mich an dieſes Moldauiſche Fieber erinnere, ſchüttelt es mich jedesmal wieder.“

Da ſich der Erzähler höchſt ungemütlich fühlte, ſchnürte er das große Kiſſen auf und goß ſich ein Glas von der amethyſtfarbenen Flüſſigkeit ein, auf der ‚Alter Kloſterlikör‘ ſtand. Dabei ſagte er: „Meine Herren, trinken wir auf das Wohl der Juden und auf das Verderben der ſchlimmſten Gauner der Welt, der Rumänen!“

„Warum nicht, ein höchſt origineller Trinkſpruch!“

„Ja,“ ließ ſich ein anderer vernehmen, „aber dürfte es nicht noch beſſer ſein, wenn wir in dieſer Nacht, wo ‚der Freund der Sünder‘ geboren wurde, allen Gutes und niemandem Schlechtes wünſchen?“

„Ausgezeichnet, ausgezeichnet!“

Auch der alte Offizier ſtimmte zu, ſagte auf deutſch: „Einverſtanden!“ und trank ſeinen Becher leer.

Die Stimme der Natur

Der bekannte Militärſchriftſteller General Roſtiſlaw Andrejewitſch Fadejew, der lange Zeit im Gefolge des inzwiſchen verſtorbenen Feldmarſchalls Barjatinſkij geweſen war, erzählte mir folgenden komiſchen Fall.

Auf einer Reiſe vom Kaukaſus nach Petersburg wurde der Fürſt eines Tages unterwegs von einem Unwohlſein befallen und ließ den Arzt kommen. Es war, wenn ich nicht irre, in Temir-Chan-Schura. Der Arzt unterſuchte den Kranken und fand nichts Gefährliches in ſeinem Zuſtand; er ſtellte feſt, daß der Feldmarſchall einfach überanſtrengt ſei und ſich von dem Rattern und Schütteln der Wagenfahrt unbedingt einen Tag erholen müſſe.

Der Feldmarſchall gehorchte dem Doktor und willigte ein, in der Stadt zu bleiben. Allein der Gaſthof war widerlich ſchmutzig, und ein Privatquartier war nicht vorbereitet worden, da dieſen Fall ja niemand vorausgeſehen hatte. Es tauchte plötzlich die ſchwierige Frage auf, wo man einen ſo erlauchten Gaſt für die nächſten vierundzwanzig Stunden unterbringen ſollte.

Man begann umherzulaufen und nach einer Wohnung zu ſuchen. Unterdes blieb der erkrankte Feldmarſchall im Gaſthof und legte ſich auf einem ſchmutzigen Diwan nieder, den man nur mit einem ſauberen Laken überdeckt hatte.

Inzwiſchen hatte ſich die Kunde von dieſem Geſchehnis natürlich mit Windeseile in der ganzen Stadt

verbreitet. Alle Offiziere eilten ſchleunigſt heim, um ſich zu ſäubern und in Paradeuniform zu werfen, während die Zivilbeamten ihre Stiefel wichſten und die Haare pomadiſierten. Dann ſcharten ſie ſich vor dem Gaſthof auf dem gegenüberliegenden Gehſteig zuſammen. Dort ſtanden ſie und hielten Ausſchau, ob ſich der Feldmarſchall nicht einmal am Fenſter zeigen würde.

Plötzlich drängte ſich ein Mann von hinten durch die Beamten. Es geſchah ganz unerwartet, und niemand konnte ſich erklären, was er wollte. Er ſprang vor und lief geradewegs zum Gaſthof hinüber, wo der Feldmarſchall auf dem mit einem Laken bedeckten ſchmutzigen Diwan lag, und begann zu rufen: „Ich kann nicht anders, in mir erhebt ſich die Stimme der Natur.“

Man ſchaute ihm nach und ſtaunte über ſeine Frechheit. Die Ortseinwohner kannten den Mann alle und wußten, daß er keinen hohen Rang bekleidete, denn er war weder Staatsbeamter noch Militär, ſondern nur ein Aufſeherchen bei dem kleinen Proviantamt, wo er gemeinſam mit den Ratten die ſtaatlichen Zwiebäcke und Stiefelſohlen benagte und ſich auf dieſe Weiſe mit der Zeit ein hübſches Holzhäuschen mit einem Aufbau gegenüber dem Gaſthof ernagt hatte.

2

Der Aufſeher eilte ins Gaſthaus und bat Fadejew, ihn unverzüglich dem Feldmarſchall zu melden.

Fadejew und alle übrigen begannen ihn auszufragen: „Warum wollen Sie gemeldet werden? Es

iſt durchaus nicht zuläſſig, es wird kein einziger Beamter empfangen werden, denn der Feldmarſchall hat hier nur einen kurzen Aufenthalt genommen, um von den Strapazen der Reiſe auszuruhen. Sobald er ſich erholt hat, reiſt er weiter.“

Allein der Proviantamtsinſpektor blieb bei ſeinem Verlangen und bat nur noch inſtändiger, unbedingt dem Fürſten gemeldet zu werden. „Ich ſuche keinen Ruhm und keine Ehren,“ ſagte er, „ich komme nicht in dienſtlicher Eigenſchaft, wie Sie vielleicht denken, ſondern mein dankerfülltes Herz treibt mich dazu. Ich bin dem Fürſten über alles in der Welt verpflichtet und wünſche, von der Stimme der Natur getrieben, jetzt, wo es mir in jeder Beziehung gut geht, eine Dankesſchuld abzutragen.“

Man fragte ihn: „Aber worin beſteht denn nach der Stimme der Natur Ihre Pflicht?“

Er antwortete: „Solcherart iſt die Pflicht meiner dankbaren Natur: Der Fürſt kann hier in dieſer ſtaatlichen Unſauberkeit nicht gut ausruhen. Ich beſitze jedoch hier gegenüber ein eigenes Haus mit einem Aufbau. Meine Frau iſt eine Deutſche; unſer Haus wird ſauber und ordentlich gehalten: ich habe alſo für den Fürſten und für Sie im Obergeſchoß zwei helle, ſaubere Zimmer zur Verfügung. An allen Fenſtern hängen weiße Spitzengardinen, und die reinlichen Betten ſind mit feiner Leinwand überzogen. Ich wünſche von ganzem Herzen, den Fürſten wie einen leiblichen Vater bei mir aufzunehmen, denn ich bin ihm für mein ganzes Leben verpflichtet, und ich

gehe nicht eher von hier fort, bis man ihm alles gemeldet hat.“

Er beſtand ſo hartnäckig auf ſeinem Wunſch und weigerte ſich ſo energiſch, hinauszugehen, daß es der Feldmarſchall im Nebenzimmer hörte und fragte: „Was iſt das für ein Lärm? Will man mir nicht melden, weshalb dort ſo laut geſprochen wird?“

Fadejew erſtattete Meldung. Der Fürſt zuckte mit den Achſeln und ſagte: „Ich weiß durchaus nicht, was das für ein Mann iſt und wofür er mir verpflichtet ſein ſoll; ſehen Sie ſich jedoch die Zimmer mal an, die er uns anbietet. Wenn ſie beſſer ſind als dieſe Bude hier, will ich ſeine Aufforderung gerne annehmen und ihn für die Unruhe, die ich ihm verurſache, bezahlen. Erkundigen Sie ſich, wieviel er verlangt.“

Fadejew ging mit dem Aufſeher fort und nahm die Zimmer in Augenſchein. Als er zurückkam, berichtete er dem Fürſten: „Die Wohnung iſt ſehr ruhig und ungewöhnlich ſauber. Von einer Bezahlung will der Hausherr nichts wiſſen.“

„Wieſo, warum?“ fragte der Feldmarſchall.

„Er ſagt, daß er Ihnen tief verbunden iſt, daß ihn die Stimme der Natur treibt, und daß er es für ein Glück hält, Ihnen ſeine ſchuldige Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen. ‚Wenn Sie jedoch bezahlen wollen,‘ meint er, ‚kann ich meine Tür nicht aufmachen‘.“ Der Fürſt Barjatinſkij lachte und lobte den Beamten.

„Ich merke,“ ſagte er, „daß der Mann Mut und

Charakter beſitzt; das ſind in unſerem Lande ſeltene Eigenſchaften geworden. Ich mag ſolche Leute gern leiden. Obwohl ich mich nicht entſinnen kann, weshalb er mir verpflichtet iſt, werde ich doch zu ihm hinübergehen. Reichen Sie mir Ihren Arm, und verlaſſen wir dies Lokal.“

3

Sie gingen über die Straße dem Hauſe zu. Schon am Pförtchen kam der Aufſeher dem Feldmarſchall entgegen; der Beamte war geſchniegelt und gebügelt, hatte ſämtliche Knöpfe eingeknöpft, und ſein Geſicht ſtrahlte vor Freude.

Der Fürſt ſchaute ſich um und ſah, daß alles vor Sauberkeit und Friſche leuchtete; hinter dem Zaun lugten grüne Sträucher hervor, und die Roſen ſtanden in voller Blüte. Dem Fürſten ſelbſt wurde fröhlich zumute.

Er fragte den Hausherrn nach ſeinem Namen.

Der antwortete, daß er Filipp Filippowitſch heiße.

Der Fürſt ſetzte die Unterhaltung mit ihm fort und ſagte: „Es iſt ſehr ſchön bei dir, Filipp Filippowitſch, es gefällt mir hier; ich kann mich nur nicht erinnern, wo und wann ich dich getroffen oder geſehen habe, und was ich dir für einen Dienſt erwieſen haben ſoll.“

Der Aufſeher antwortete: „Euer Erlaucht haben mich ſehr oft geſehen; wann es geweſen iſt, wird ſich ſpäter herausſtellen, ſofern es Erlaucht wirklich vergeſſen haben.“

„Warum denn ſpäter, wenn ich mich jetzt gleich an dich erinnern will?“

Allein der Aufſeher ſchwieg.

„Ich bitte Erlaucht um Verzeihung,“ ſagte er endlich, „wenn Sie ſich ſelbſt nicht daran erinnern, ſo erkühne ich mich nicht, es von mir aus zu ſagen, ſondern die Stimme der Natur wird es Ihnen offenbaren.“

„Unſinn! Welche ‚Stimme der Natur‘ denn, und weshalb willſt du es nicht ſelbſt ſagen?“

Der Aufſeher verſetzte: „Ich wage es nicht“, und ſchlug die Augen nieder.

Inzwiſchen waren ſie zum Obergeſchoß hinaufgeſtiegen. Hier herrſchte noch größere Ordnung und Sauberkeit. Der Boden war mit Seife geſcheuert, mitten durch das Zimmer waren ebenſo wie auf dem ſauberen Treppchen weiße Läufer geſpannt; im Wohnzimmer befand ſich ein Diwan, davor ein runder Tiſch, auf dem ein glaſierter mit Waſſer gefüllter Krug ſtand, worin ein Strauß Roſen und Veilchen ſtak. Daneben war das Schlafzimmer mit einem türkiſchen Teppich hinter dem Bett. Auch hier ſah man ein Tiſchchen, worauf eine Karaffe mit friſchem Waſſer und abermals ein Glas mit einem Blumenſtrauß ſtand. Auf einem beſonderen Tiſchchen lagen Federn, Tinte, Papier, Briefumſchläge, Siegellack und Petſchaft.

Der Feldmarſchall überſah dies alles ſogleich mit einem Blick, und es gefiel ihm ſehr.

„Man ſieht,“ ſagte er, „daß du Schliff haſt, Filipp Filippowitſch, du weißt, was ſich gehört. Mir iſt's

wirklich ſo, als ob ich dich ſchon mal geſehen hätte, aber ich kann mich nicht entſinnen.“

Doch der Aufſeher lächelte nur und ſagte: „Wollen Sie ſich nicht beunruhigen; durch die Stimme der Natur wird alles ſeine Erklärung finden.“

Barjatinſkij mußte lachen: „Demnach“, ſagte er, „biſt du ſelbſt nicht Filipp Filippowitſch, ſondern eine ‚Stimme der Natur‘.“ Und er begann ſich außerordentlich für dieſen Mann zu intereſſieren.

4

Der Fürſt legte ſich in das ſaubere Bett und ſtreckte Arme und Beine aus. Es war ihm ſo wohl zumute, daß er ſogleich einſchlummerte. Als er eine Stunde ſpäter in prächtiger Stimmung aufwachte, ſtand bereits gekühlter Kirſchſorbet vor ihm, und der Hausherr ſelbſt bat den Fürſten, ihn zu koſten.

„Laſſen Sie ſich nicht auf die Arzeneien der Mediziner ein, Euer Erlaucht,“ ſagte er, „ſondern genießen Sie bei uns nur die Natur und den Hauch der Atmoſphäre.“

Der Fürſt antwortete ihm heiter, daß all dies ſehr ſchön ſei; „und ich muß dir geſtehen,“ ſetzte er hinzu, „daß ich prachtvoll geſchlafen habe, aber hol's der Teufel, ich habe auch im Schlaf immer daran denken müſſen, wo ich dich ſchon einmal geſehen oder ob ich dich überhaupt noch nicht geſehen habe.“

Der andere antwortete: „Nicht doch, Sie beliebten ſehr wohl mich zu ſehen, aber nur in einer ganz anderen Geſtaltung der Natur, und darum erkennen Sie mich jetzt nicht wieder.“

„Warum denn ſpäter, wenn ich mich jetzt gleich an dich erinnern will?“

Allein der Aufſeher ſchwieg.

„Ich bitte Erlaucht um Verzeihung,“ ſagte er endlich, „wenn Sie ſich ſelbſt nicht daran erinnern, ſo erkühne ich mich nicht, es von mir aus zu ſagen, ſondern die Stimme der Natur wird es Ihnen offenbaren.“

„Unſinn! Welche ‚Stimme der Natur‘ denn, und weshalb willſt du es nicht ſelbſt ſagen?“

Der Aufſeher verſetzte: „Ich wage es nicht“, und ſchlug die Augen nieder.

Inzwiſchen waren ſie zum Obergeſchoß hinaufgeſtiegen. Hier herrſchte noch größere Ordnung und Sauberkeit. Der Boden war mit Seife geſcheuert, mitten durch das Zimmer waren ebenſo wie auf dem ſauberen Treppchen weiße Läufer geſpannt; im Wohnzimmer befand ſich ein Diwan, davor ein runder Tiſch, auf dem ein glaſierter mit Waſſer gefüllter Krug ſtand, worin ein Strauß Roſen und Veilchen ſtak. Daneben war das Schlafzimmer mit einem türkiſchen Teppich hinter dem Bett. Auch hier ſah man ein Tiſchchen, worauf eine Karaffe mit friſchem Waſſer und abermals ein Glas mit einem Blumenſtrauß ſtand. Auf einem beſonderen Tiſchchen lagen Federn, Tinte, Papier, Briefumſchläge, Siegellack und Petſchaft.

Der Feldmarſchall überſah dies alles ſogleich mit einem Blick, und es gefiel ihm ſehr.

„Man ſieht,“ ſagte er, „daß du Schliff haſt, Filipp Filippowitſch, du weißt, was ſich gehört. Mir iſt's

wirklich ſo, als ob ich dich ſchon mal geſehen hätte, aber ich kann mich nicht entſinnen.“

Doch der Aufſeher lächelte nur und ſagte: „Wollen Sie ſich nicht beunruhigen; durch die Stimme der Natur wird alles ſeine Erklärung finden.“

Barjatinſkij mußte lachen: „Demnach“, ſagte er, „biſt du ſelbſt nicht Filipp Filippowitſch, ſondern eine ‚Stimme der Natur‘.“ Und er begann ſich außerordentlich für dieſen Mann zu intereſſieren.

4

Der Fürſt legte ſich in das ſaubere Bett und ſtreckte Arme und Beine aus. Es war ihm ſo wohl zumute, daß er ſogleich einſchlummerte. Als er eine Stunde ſpäter in prächtiger Stimmung aufwachte, ſtand bereits gekühlter Kirſchſorbet vor ihm, und der Hausherr ſelbſt bat den Fürſten, ihn zu koſten.

„Laſſen Sie ſich nicht auf die Arzeneien der Mediziner ein, Euer Erlaucht,“ ſagte er, „ſondern genießen Sie bei uns nur die Natur nnd den Hauch der Atmoſphäre.“

Der Fürſt antwortete ihm heiter, daß all dies ſehr ſchön ſei; „und ich muß dir geſtehen,“ ſetzte er hinzu, „daß ich prachtvoll geſchlafen habe, aber hol's der Teufel, ich habe auch im Schlaf immer daran denken müſſen, wo ich dich ſchon einmal geſehen oder ob ich dich überhaupt noch nicht geſehen habe.“

Der andere antwortete: „Nicht doch, Sie beliebten ſehr wohl mich zu ſehen, aber nur in einer ganz anderen Geſtaltung der Natur, und darum erkennen Sie mich jetzt nicht wieder.“

Der Fürſt ſagte: „Schön, mag ſein. Aber jetzt iſt außer mir und dir niemand hier; wenn dort im Nebenzimmer jemand iſt, dann ſchicke alle hinaus, ſie ſollen ſo lange auf der Treppe bleiben. Du aber ſage mir ganz offen und ohne jede Heimlichkeit, wer du biſt und worin deine geheime Miſſetat beſteht. Ich verſpreche dir, Verzeihung zu gewähren, und werde mein Verſprechen halten, ſo wahr ich der Fürſt Barjatinſkij bin.“

Allein der Beamte wußte darauf nur zu lächeln und antwortete, daß er ſich ganz unſchuldig fühle und ſich auch nie eine Verfehlung habe zuſchulden kommen laſſen, ſondern nur nicht wage, den Fürſten wegen ſeines ſchlechten Gedächtniſſes ‚in Konfuſion zu bringen‘. „So und ſo,“ ſagte er, „ich werde wegen Ihrer Güte ewig an Euer Erlaucht denken und ſchließe Sie in jedes meiner Gebete mit ein. Wenn unſer Kaiſer und die ganze kaiſerliche Familie ſtändig jemand vor Augen gehabt und bemerkt haben, ſo vergeſſen ſie ihn nimmer wieder. Geſtatten Sie deshalb,“ ſagte er, „daß ich Sie nicht mit Worten an mich erinnere; wenn es Zeit iſt, will ich Ihnen mit aller Deutlichkeit durch die Stimme der Natur alles eröffnen, und dann werden Sie ſich erinnern.“

„Aber auf welche Weiſe willſt du es denn bewerkſtelligen, daß du mir durch die Stimme der Natur alles entdeckſt?“

„Mit der Stimme der Natur läßt ſich dies alles ſehr leicht bewerkſtelligen“, antwortete er.

Der Fürſt lächelte über den Narren und ſagte: „Du haſt recht, es iſt nicht ſchön, jemanden zu ver-

geſſen, und unſer Kaiſer und ſeine ganze Familie haben in der Tat ein ganz erſtaunliches Gedächtnis. Das meinige iſt jedoch ſchwach. Ich will dich nicht zwingen, tue, wie du es für richtig hältſt; ich will nur wiſſen, wann du mir deine Stimme entdecken willſt, denn ich habe mich in deinem Hauſe bereits ſehr gut wieder erholt und gedenke wegen der Kühle nach Mitternacht abzufahren. Du ſollſt mir ſagen, womit ich dich für die Ruhe, die ich bei dir genoſſen habe, belohnen ſoll, denn anders iſt es bei mir nicht Brauch.“

Der Aufſeher antwortete: „Ich werde mich ſputen, Euer Erlaucht bis Mitternacht die ganze Stimme der Natur zu enthüllen, wenn Sie in Hinſicht auf die Belohnung mir einen Wunſch nicht verſagen, der für mich das Koſtbarſte auf Erden bedeutet.“

„Schön,“ antwortete der Fürſt, „ich gebe dir mein Wort, daß ich dir gewähren werde, worum du bitteſt; nur verlange nichts Unmögliches von mir!“

Der Aufſeher antwortete: „Ich werde nicht um etwas Unmögliches bitten, ich wünſche mir nur über alles in der Welt, daß Sie mir die Gunſt gewähren, mit mir in das Untergeſchoß zu kommen, daß Sie ſich mit uns zu Tiſch ſetzen und einen kleinen Imbiß einnehmen. Wenn Sie das nicht wollen, brauchen Sie auch nur ein bißchen bei uns zu ſitzen, denn ich begehe heute meine ſilberne Hochzeit. Fünfundzwanzig Jahre ſind es her, ſeit ich Amalia Iwanowna durch Ihre Gnade als meine Frau heimführte. Abends um elf wird ſich dieſe Stunde zum fünfundzwanzigſten Male jähren; um Mitternacht aber können Sie, wenn es Ihnen

gefällig iſt, dank der abgekühlten friſchen Luft bequem weiterreiſen.“

Der Fürſt willigte ein und gab ſein Wort, konnte ſich aber trotzdem immer noch nicht entſinnen, was dieſer Menſch war und woher er ſtammte und wieſo er dank ſeiner Gnade vor fünfundzwanzig Jahren Amalia Iwanowna geheiratet hatte.

„Ich werde ſogar mit Vergnügen bei dieſem Narren zu Abend eſſen,“ ſagte der Fürſt zu Fadejew, „denn er intereſſiert mich ſehr. Und die Wahrheit zu ſagen, mir iſt, als ob ich ihn kennte, nicht nur ihn, ſondern auch dieſe Amalia Iwanowna, aber was eigentlich mit ihnen los war, deſſen kann ich mich nicht entſinnen. Warten wir auf die ‚Stimme der Natur‘!“

5

Gegen Abend war der Feldmarſchall gänzlich wieder hergeſtellt. Er ging ſogar mit Fadejew ein Stück ſpazieren, ſah ſich die Stadt an und ergötzte ſich am Sonnenuntergang. Als er um zehn Uhr nach Hauſe zurückkehrte, erwartete ihn der Hausherr bereits und bat ihn zu Tiſch.

Der Fürſt ſagte: „Sehr erfreut, ich werde gleich kommen.“

Fadejew ſcherzte, daß ſich dies ſogar recht gut träfe, da er nach dem Spaziergang Appetit verſpüre und ſehr gern eſſen wolle, was Amalia Iwanowna dort zurechtgemacht habe.

Barjatinſkij hatte nur die eine Befürchtung, daß ihn der Hausherr auf den Ehrenplatz ſetzen, ihm Cham-

pagner vorſetzen und ihn zu ſehr traktieren würde. Aber alle dieſe Befürchtungen waren unnütz. Der Aufſeher zeigte auch bei Tiſch ebenſoviel Takt wie in den vorhergegangenen Stunden, die der Fürſt in ſeinem Hauſe geweilt hatte.

Der Tiſch war ſchön aber einfach gedeckt. In einem ſehr geräumigen Saal war ein ſauberes, aber beſcheidenes Buffet aufgeſtellt. Zwei ſchmiedeeiſerne Kandelaber von prachtvoller franzöſiſcher Arbeit, deren jeder ſieben Kerzen faßte, waren angezündet. Auf dem Buffet ſtanden einige gute Sorten einheimiſchen Weins und dazwiſchen dickbäuchige Flaſchen mit handgeſchriebenen Aufſchriften.

Dies waren verſchiedene ſelbſtgezogene Liköre von vortrefflichem Geſchmack, wie Himbeer-, Kirſch- und Stachelbeerlikör.

Als der Aufſeher den Gäſten ihre Plätze anwies, zeigte ſich abermals ſeine Gewandtheit. Er führte den Fürſten nicht ans Ende der Tafel zum Platz des Hausherrn, ſondern bat ihn, ſich niederzulaſſen, wo es ihm beliebte: das war zwiſchen ſeinem Adjutanten und einer bildhübſchen jungen Dame. Auf dieſe Weiſe hatte der Feldmarſchall Gelegenheit, wenn er Luſt hatte, ein Wort zu reden und ſich mit Liebenswürdigkeiten gegen das ſchöne Geſchlecht zu befaſſen.

Der Fürſt kam denn auch ſogleich mit der jungen Dame ins Geſpräch. Er intereſſierte ſich dafür, woher ſie ſtamme, wo ſie erzogen ſei und was ſie in dieſer entlegenen Kreisſtadt für Zerſtreuung habe.

Sie antwortete ihm auf alle Fragen ſicher und ohne

jede Ziererei und eröffnete ihm, daß ſie ſich vor allem mit Lektüre beſchäftige. Der Fürſt fragte, was für Bücher ſie leſe.

Sie antwortete: „Die Romane von Paul de Kock.“

Der Fürſt lachte und meinte, dies ſei ein luſtiger Schriftſteller. Dann fragte er: „Welche Romane haben Sie denn geleſen?“

Sie antwortete: „‚Der Konditor‘, ‚Schweſter Anna‘ und andere.“

„Und unſere ruſſiſchen Schriftſteller leſen Sie nicht?“

„Nein,“ ſagte ſie, „die leſe ich nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Bei ihnen iſt ſo wenig Mondänes zu finden.“

„Und Sie lieben das Mondäne?“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil wir von unſerm eigenen Leben ſelbſt alles wiſſen, während das andere weit intereſſanter iſt.“

Und dann ſagte ſie, ſie habe einen Bruder, der einen Roman aus dem mondänen Leben geſchrieben habe.

„Das iſt ja ſehr intereſſant“, ſagte der Fürſt. „Darf man denn nicht mal ein bißchen ſehen, was er da geſchrieben hat?“

„Sehr gern“, verſetzte die Dame und brachte ein kleines Heft herbei, in dem Barjatinſkij nur die erſte Seite überflog, um es dann höchſt beluſtigt Fadejew weiterzureichen, wobei er ſagte: „Sehen Sie nur, wie elegant das gleich anfängt.“

Fadejew las die erſten Zeilen dieſes mondänen Romans und geriet ſogleich in die heiterſte Stimmung.

Der Roman begann mit den Worten: ‚Ich, ein Mann von Welt, ſtehe um zwölf Uhr auf und trinke den Morgentee nicht daheim, ſondern fahre ins Reſtaurant.‘

„Iſt das nicht wundervoll?“ fragte Barjatinſkij.

„Sehr gut!“ antwortete Fadejew.

In dieſem Augenblick, wo ſich alle in prächtiger Stimmung befanden, ſtand der Hausherr plötzlich auf, hob einen Becher perlenden Weins empor und ſagte: „Ich bitte Euer Erlaucht um die Genehmigung, mir an dieſem für mich unſchätzbar koſtbaren Tage zu unſer aller und meinem beſonderen Vergnügen die Erklärung zu geſtatten, wer ich bin, woher ich ſtamme und wem ich mein Glück und meine Wohlfahrt zu verdanken habe. Aber ich kann dies nicht mit dem kalten Wort der menſchlichen Stimme ausdrücken, da ich mich nur auf Geldſachen verſtehe, ſondern ich bitte Sie, mir zu erlauben, mit aller Geſetzmäßigkeit meines Daſeins in Ihrer aller Anweſenheit feierlich der Stimme der Natur freien Lauf zu laſſen!“

Jetzt war für den Feldmarſchall der Augenblick gekommen, verlegen zu werden, und er geriet derartig in Verwirrung, daß er ſich hinunterbeugte, als ob er ſeine Serviette aufheben wollte. Dabei flüſterte er: „Bei Gott, ich weiß nicht, was ich ihm antworten ſoll, worum bittet er eigentlich?“

Die junge Dame, ſeine Nachbarin, flüſterte jedoch: „Haben Sie keine Angſt, geben Sie Ihre Einwilligung, Filipp Filippowitſch ſinnt nichts Schlechtes.“

Der Fürſt dachte: ‚Iſt ſie's oder iſt ſie's nicht, ganz gleich, mag er ſeine Stimme ertönen laſſen.‘

„Ich bin ein Gaſt wie alle anderen," ſagte er, „Sie ſind der Hausherr, tun Sie, was Sie wollen."

„Ich danke Ihnen und allen anderen", ſagte der Aufſeher, und nachdem er Amalia Iwanowna zugenickt hatte, ſagte er: „Geh, Frau und bringe herbei, was du ſelbſt einſt auf deinen Händen getragen haſt!"

6

Amalia Iwanowna ging hinaus, kam mit einem großen, blank polierten kupfernen Waldhorn zurück und gab es ihrem Manne. Er nahm das Horn, ſetzte es an die Lippen und war im ſelben Augenblick wie umgewandelt. Kaum hatte er die Backen aufgeblaſen und einen Ton, machtvoll wie Donnerrollen hervorgebracht, als der Feldmarſchall rief: „Halt, ich hab's jetzt, Bruder, daran erkenne ich dich gleich wieder! Du biſt der Muſiker vom Jägerregiment, den ich wegen ſeiner Ehrenhaftigkeit zur Beaufſichtigung eines ſpitzbübiſchen Intendanturbeamten fortgeſchickt habe."

„So iſt's, Euer Durchlaucht", antwortete der Hausherr. „Ich wollte Sie nicht ſelbſt daran erinnern, ſondern die Stimme der Natur ſprechen laſſen."

Der Fürſt umarmte ihn und rief: „Meine Damen und Herren, laſſen Sie uns alle auf das Wohl dieſes Ehrenmannes unſer Glas austrinken!"

Nachdem ſie die Gläſer bis auf die Neige geleert hatten, ſetzte der Feldmarſchall, der ſich wieder pudelwohl fühlte, in außerordentlich heiterer Stimmung ſeine Reiſe fort.

Platzhalter

Eine bukolische Erzählung auf historischer Grundlage

„Dieſe Brut iſt nicht auszurotten!“

Das Platzhalten iſt in Rußland ein ſehr altes und ernſt zu nehmendes Übel. „Wenn es eigentlich auch noch niemals Schaden angerichtet hat, ein Übel bleibt es doch,“ ſagte einmal ein Herr zu mir, der ſich durch ſeine Rechtſchaffenheit rühmlichſt bekannt gemacht hatte. Er erzählte mir bei dieſer Gelegenheit folgenden, meiner Meinung nach nicht unintereſſanten anekdotiſchen Vorfall aus der guten, alten Zeit. Es handelt ſich um den ehemaligen Finanzminiſter, den bekannten Grafen Cancrin. Ich habe die Geſchichte niedergeſchrieben, gleich nachdem ich ſie vernommen, und werde ſie hier faſt mit denſelben Worten wiedergeben, wie ich ſie gehört habe.

I

Graf Cancrin war ein tatkräftiger, kluger Mann, hatte jedoch eine Vorliebe für galante Abenteuer. Damals pflegten übrigens alle den Frauen nachzulaufen. Dies vererbte ſich im Finanzminiſterium ſcheinbar weiter, denn auch der verſtorbene Wrontſchenko war ein gewaltiger Courmacher, nur wußte er dieſe Kunſt nicht ſo elegant und liebenswürdig auszuüben wie Cancrin.* So war die herrſchende Stimmung: man tanzte am Rande des Grabes.

Auch wer ſich aus Liebesaffären im Grunde gar

* Graf Jegor Franzowitſch Cancrin, geboren im Jahre 1774, war 1812 Generalintendant und wurde 1823 Finanzminiſter. Er ſtarb 1846. Er war ein hervorragender Finanzmann und machte ſich auch als Schriftſteller einen Namen. Er ſchrieb in deutſcher Sprache. A. d. U.

nichts machte, bemühte ſich, hinter ſeinen Zeitgenoſſen nicht zurückzuſtehen.

Wenn auch nicht um des Bedürfniſſes willen, ſo doch wenigſtens der Ordnung und des Anſtands halber hatte jedermann eine Dame, die er aushielt. Tänzerinnen und Zigeunerinnen waren die große Mode, zuweilen würdigte man jedoch auch andere Perſönlichkeiten von entſprechender Bedeutung ſeiner Neigung. Außerdem pflegte niemand ſeine Sünden geheim zu halten, im Gegenteil, oft genug wünſchte man ſogar, daß davon geredet würde. Dies gab der Geſellſchaft Gelegenheit, über ‚die alten Sünder‘ ihre Witze zu machen.

Man erzählte ſich von ihnen die eine oder andere komiſche Anekdote, und dies verſchaffte ihnen einen gewiſſen Ruf und empfahl ſie als brave und amüſante vieux garçons.

Wenn der Name des Sünders in Verbindung mit irgendeinem guten Spaß vor gewiſſen hohen Perſönlichkeiten erwähnt wurde, konnte es vorkommen, daß dies dem Erwähnten von Nutzen war. Man legte alſo Wert auf ſolche Dinge und verſtand aus der Aufmerkſamkeit, die man auf ſich lenkte, einen Vorteil zu ziehen.

Es gab ſogar alte Herren, die mit Abſicht komiſche Liebesgeſchichten über ſich in Umlauf brachten und in dieſer Kunſt eine bemerkenswerte Virtuoſität erreichten. Spätere Kritiker, die das wirkliche Leben der Vergangenheit nicht genau kannten, hielten das Beſtreben, ‚den Morgentee zu dritt zu trinken‘, für eine Folge

der nihiliſtiſchen Epoche; doch das iſt unrichtig. Dieſe Dinge waren ſchon lange vor dem Erſcheinen der Nihiliſten bekannt und wurden damals ſogar viel intenſiver betrieben, nur ſah man dies alles mit anderen Augen an und ‚der Tee zu dritt‘ hatte noch keine tendenziöſe Auslegung erfahren.

Welche Schwerenöter die alten Herren damals waren und wie ſehr ihre galanten Abenteuer die Geſellſchaft amüſierten, erſieht man am beſten aus dem Spielplan der Theater. Die Komödienſchreiber nahmen ſich nicht ſelten einen Lebenden direkt zum Vorbild. In den Vaudevilles ‚Novizen der Liebe‘ und ‚Seine Exzellenz oder ein Mittel zu gefallen‘ waren die Hauptperſonen dem wirklichen Leben nachgebildet. Heute weiß man nicht einmal mehr die Titel all jener Stücke, aber damals pflegte man die Perſonen des Spiels im Theater mit Namen zu nennen und herzlich über ſie zu lachen. Viele Schauſpieler, inſonderheit der bekannte Martynow, hatten die Gewohnheit, in ihren Rollen die Herren der Geſellſchaft, die ſie zu verkörpern hatten, täuſchend ähnlich zu kopieren. Es paſſierte ſogar einmal, daß jemand, der die Aufmerkſamkeit auf ſich lenken wollte, das Theater dazu benutzte und zu Martynow mit der Bitte kam, ‚eine Rolle ſo darzuſtellen, daß man ihn darin erkenne‘. Martynow mußte zwar über dieſen Bittſteller lachen, ſchlug ihm jedoch ſeinen Wunſch nicht ab. Allein er tat in ſeiner komiſchen Art noch ein übriges und hätte dadurch dem ehrenwerten Herrn beinahe geſchadet. Im übrigen hatte die Liſt doch das gewünſchte Reſultat. Jener

Herr brachte ſich dort, wo er es wollte, wieder in Erinnerung und erhielt einen ſoliden Poſten.

Die Beamten des Finanzminiſteriums bildeten damals eine ganze Geſellſchaft der berühmteſten Schürzenjäger, und der Miniſter ſelbſt wurde in Kollegenkreiſen nicht für den letzten gehalten. Als Mann von großem Eſprit und lebhafter Phantaſie hat Graf Cancrin ſtets eine große Anzahl von Liebesaffären gehabt. In der Zeit jedoch, wo der komiſche Vorfall paſſierte, den ich im folgenden erzählen werde, begann die Leiſtungsfähigkeit des Grafen bereits nachzulaſſen. Er hielt deshalb nicht ſo ſehr aus freien Stücken, als um des Anſtandes willen das Verhältnis mit einem Dämchen aufrecht, das ſein Daſein irgendeinem Intendanturbeamten zu verdanken hatte.

Von ſeiner früheren Dienſtſtellung her war der Graf Cancrin unter den Intendanturbeamten ſehr bekannt, möglicherweiſe hatte man auch ſeinen früheren Eifer bei der Eroberung hübſcher Frauen noch nicht vergeſſen. Der Graf pflegte ſolche Dämchen ‚Zuckermäulchen‘ zu nennen. Es iſt durchaus nicht dasſelbe, was Turgenjew in ſeinen Briefen mit ‚Pfundsſtücken‘ bezeichnet. ‚Pfundsſtücke‘ iſt ein unſchöner Dialektausdruck, aber ‚Zuckermäulchen‘ — da lief einem das Waſſer im Munde zuſammen.

Ich weiß ja nicht, wie Sie darüber denken, doch ich höre aus dieſer Bezeichnung etwas Junges, Luſtiges und Sorgloſes heraus und ſehe in dem Worte ‚Zuckermäulchen‘ nichts Grobes und Beleidigendes für das ſchöne Geſchlecht.

In jener vergangenen Zeit alſo, wo der Graf Chef des Intendanturweſens war, hatten ihn die ‚Zuckermäulchen‘ ſtark beſchäftigt und nicht wenig gekoſtet. In der Zeit jedoch, in der meine Erzählung ſpielt, wahrte er nur noch den Anſtand und war nicht mehr ſo freigebig und aufmerkſam gegen ſeine Damen wie früher.

Das ‚Zuckermäulchen‘, das er damals beſaß, war nun obendrein von einer gewiſſen Bildung und hatte ein ſehr lebhaftes Temperament. Es verlangte Aufmerkſamkeiten, wurde ärgerlich und kapriziös, machte ſeinem Verehrer Szenen, kurz und gut, es wollte, daß er ſich bemühe und es zuweilen zerſtreue. Da der Graf alt und ſehr beſchäftigt war, vermochte er dieſen Anforderungen nicht Genüge zu leiſten. Darum wünſchte er ſehnlich — was ganz im Geiſte der Zeit war —, daß ihm ein anderer einen Teil der Arbeit abnehme, die junge Perſon zu zerſtreuen. Das wurde damals nicht nur geduldet, ſondern ſogar ſtark befürwortet, wenn der Platzhalter nach der Vorſchrift der Etikette ein Mann von Lebensart war und die Bedeutung der Hauptperſon, nämlich ſeines Patrons nicht herabſetzte.

Es war den Damen erlaubt, an allen öffentlichen Plätzen mit ihren Adjutanten zu erſcheinen, und dies brachte keinem Schaden, weil es nichts anderes zur Folge hatte als den intereſſierten Ruf: ‚Sehen Sie nur, der Fürſt N. betrügt den Grafen Z.‘ In Wirklichkeit konnte natürlich von irgendeinem Betrug nicht die Rede ſein, denn alles ging mit beiderſeitiger Zu-

ſtimmung vor ſich, und der Name eines guten ‚Attachés‘ machte den Namen ſeines Patrons nur noch berühmter. Der alte Herr pflegte vormittags bei ſeiner Schönen vorzufahren, eine Taſſe Kaffee oder Schokolade bei ihr zu trinken und bei ſeinem Abſchied ein Bündel Banknoten dazulaſſen. Dann kam ſein Platzhalter und vertrieb der Dame auf die angenehmſte Weiſe die Zeit.

Aber das derzeitige Zuckermäulchen des Grafen war eigenſinnig und trotzig. Die Schöne wollte ſich mit niemand bekannt machen laſſen und wurde für den Grafen durch ihre unabläſſigen Forderungen bald eine ſchwere Laſt.

Er wünſchte ſich ein etwas bequemeres Verhältnis, doch ſie langweilte ſich dabei und ſang ihm ein ander Lied.

„So ohne jede Teilnahme des Herzens kann ich nicht ſein,“ ſagte ſie, „ich bin nur für ernſthafte Verhältniſſe.“

Der Graf ſtellte ihr zuweilen eindringlich vor, daß es ihm unmöglich ſei, immerwährend bei ihr zu ſitzen und ihr ‚Teilnahme des Herzens‘ zu bezeigen, doch ſie erwiderte: „Doch! Sie haben dieſe Verpflichtung. Kommen Sie, amüſieren wir uns, ich werde Ihnen etwas vorleſen oder vorſpielen.“

Sie wollte um keinen Preis der Welt begreifen, daß für ihn, den Miniſter, ſo etwas nicht anging. Er zerbrach ſich den Kopf, ihre Anſprüche mit etwas anderem zu befriedigen, und begann ſeinen Plan auch in ſchlauer, kühner Weiſe auszuführen, doch endeten

alle ſeine Bemühungen mit einem überaus lächerlichen Reſultat.

2

Der Graf wohnte im Sommer in Ljesnoje, das damals für den netteſten Villenvorort galt. Cancrin hatte ſelbſt den Anſtoß zur Beſiedelung des Ortes gegeben und begünſtigte ihn, wo er nur konnte.

Aus dieſem Grunde wohl wohnten dort auch noch lange nachher die Direktoren des Finanzminiſteriums, doch ohne daß es ihnen gelang, den Ruf Ljesnojes aufrechtzuerhalten, der ſchließlich ganz dahinſchwand. Cancrin hatte ſeine Dame etwas abſeits untergebracht, in dem ſogenannten Neuen Dorfe, wo es damals ebenfalls noch recht ſauber und anſtändig ausſah. In den Villen dieſes Teils der Siedelung hauſten in großer Zahl die liebenswerten Geſchöpfchen, die von hochgeſtellten Perſönlichkeiten ausgehalten wurden. Die Villen dieſer Damen waren unſchwer zu bemerken; ein geübter Beobachter erkannte ſie ſofort an den koſtbaren, ſchweren Vorhängen und an den Couplets, die aus den Fenſtern erklangen; am häufigſten war folgendes zu vernehmen:

Wer ſpricht von uns nicht gut!
Nun ja — da iſt kein Streit,
Wir ſind von heißem Blut,
Tralla!

Mit der Antwort des Chores:

Zur Sünde ſtets bereit!
Zur Sünde ſtets bereit!

Luſtig, ja luſtig lebte ſich's dort. Wohin iſt das alles geſchwunden, wohin verflogen, ſeit ſich das Bürgerpack immer mauſiger macht!

Als man zur Guitarre zu ſingen begann: ‚O ſchönes Mädchen, meine Seele! Du Stern, zu dem ich nicht den Blick erhebe!' waren die luſtigen Couplets bald dahin.

‚Jedes Ding hat ſeine Zeit!' So iſt's auch mit den Couplets. Und ebenſo wird's der Operette ergehen, gegen die man heute noch einen vergeblichen Kampf führt.

Alles hat ſeine Zeit.

Cancrin pflegte ſeine einſame Schöne ſtets zu Pferd zu beſuchen und nahm niemals einen Begleiter mit; doch hinderte ihn die gering bemeſſene freie Zeit, die ihm ſein ſtrenger Dienſt ließ, dieſe Beſuche ſo häufig abzuſtatten, wie ſein Zuckermäulchen es verlangte, das ihm wegen ſeiner ernſthaften Forderungen ſo unbequem wurde.

Und zwar wurde das immer ſchlimmer. Die Dame langweilte ſich und ſchmollte, während er, mit politiſchen und literariſchen Arbeiten überlaſtet, ihr gar nichts mehr recht machen konnte. Sie verſtand es, ihm ſolche Szenen zu machen, daß der Graf ſich ſogar zu fürchten begann, ſie allein zu beſuchen.

Neben der Villa des Grafen Cancrin in Ljesnoje wohnte in jenem Sommer der junge, kluge, vortrefflich gebildete P. N. K—ſchin, der der ſchmuckſte Gardekavalleriſt ſeiner Zeit war. Er ſtammte aus einer Adelsfamilie meines Heimatsgouvernements Orjol, und ich

kannte ſeinen Vater und ſeine ſämtlichen Angehörigen. Alle waren klug, hübſch, wohlgebaut, ſchwarzäugig — kurz und gut vortreffliche Burſchen.

Trotz ſeiner Jugend und ſeinem militäriſchen Beruf, mit dem wir in unſerer Vorſtellung ſtets einen Hang zu ausſchweifendem Leben verbinden, führte dieſer intereſſante Nachbar des Grafen ein außerordentlich zurückgezogenes Daſein. Er ſaß ſtets zu Hauſe, las oder ſpielte Geige.

Sein Geigenſpiel lenkte denn auch bald die Aufmerkſamkeit des Grafen auf ſich, der gleichfalls, und zwar kein ſchlechter Muſiker war. Der Graf pflegte ziemlich oft in dem dunklen Nebenzimmer ſeines Kabinetts Geige zu ſpielen; auch das Kabinett war halb dunkel, weil große Bäume ihre Schatten auf die Fenſter warfen, die außerdem noch durch mit grünem Marly beſpannte Rahmen abgedämpft waren.

Wenn der Offizier ſpielte, legte der Graf zuweilen die Feder beiſeite und hörte zu. Nachdem ſein Intereſſe für den Geiger einmal wach geworden war, fragte er eines Tages ſeinen lettiſchen Kammerdiener: „Wer ſpielt eigentlich nebenan ſo gut Geige, mein Lieber?“

Der Diener antwortete: „Ein Offizier, Euer Erlaucht.“

„Wie heißt er, von welchem Regiment iſt er?“

Der Kammerdiener erwiderte, daß er das nicht wiſſe.

„Nun, ſo befehle ich dir hiermit, es in Erfahrung zu bringen und mir zu melden.“

Der Kammerdiener erkundigte ſich genau, und als er abends den Grafen auskleidete, teilte er ihm mit,

daß der Nachbar ein junger, unverheirateter Offizier des feudalſten Gardekavallerieregiments ſei. Obwohl ſehr begütert, lebe er dennoch ganz beſcheiden. Dies gefiel dem Grafen. Wenn ein junger Mann — noch dazu ein Militär — immer daheim ſitzt und lieſt, muß er unbedingt ein intereſſanter und moraliſch hochſtehender Menſch ſein. Ein Windbeutel oder Bummler würde jedenfalls nicht ſo zurückhaltend ſein, ſondern immerfort hin und herlaufen und einem vor den Augen herumſchwirren. Noch vor dem Einſchlafen kam dem Grafen ein Gedanke, der ihn auch während der Nacht nicht losließ. Kaum war er am nächſten Morgen erwacht, ſo hörte er den Offizier bereits wieder auf der höchſten Saite einen beſonders ſchwierigen Triller von Paganini üben.

„Höre nur einer, wie gewandt dieſes Offizierchen ſpielt!‘ dachte der Graf, und es gelüſtete ihn, ſich ſeinen Nachbarn näher anzuſchauen. Der kam denn auch wie gerufen ans Fenſter und ſtellte ſich dort mit ſeiner Geige auf.

Der Kammerdiener ſagte: „Belieben Euer Erlaucht hinzuſchauen, jetzt haben Sie das Offizierchen gerade vor Augen.“

Der Graf blickte hinüber und entgegnete dem Diener: „Du biſt ein Tölpel, mein Lieber. Iſt das etwa ein ‚Offizierchen‘? Nein, er iſt ein Offizier wie er im Buche ſteht.“

Und der Graf verſpürte den Wunſch, mit dieſem Nachbarn bekannt zu werden.

Als der junge Offizier am nächſten Tage aus dem

Bade kam und am Garten des Grafen Cancrin vorüberging, ſtellte ſich dieſer ans Gitter und redete ihn an.

„Verzeihen Sie, Herr Leutnant, ſind Sie es, der ſo gut Geige ſpielt?“

„Ich ſpiele Geige, Euer Erlaucht, das ſtimmt. Ich wage jedoch nicht zu glauben, daß ich gut ſpiele, und bitte um Verzeihung, wenn ich Erlaucht mit meinem Spiel beläſtige. Ich habe mich übrigens bemüht, die Zeit zu erfahren, in der ich nicht Gefahr laufe, Ihre Ruhe zu ſtören.“

„Aber nein doch, Sie ſtören nicht im geringſten. Haben Sie die Güte und ſpielen Sie! Ich ſpiele ſelbſt und wäre erfreut, Sie näher kennen zu lernen. Bei meiner Frau pflegt ſich auch immer eine ganze muſikaliſche Geſellſchaft einzufinden. Kommen Sie ohne alle Umſtände, einfach als Nachbar zu mir, dann können wir ein wenig zuſammen ſpielen.“

Der junge Mann verbeugte ſich, und nachdem ihm der Graf die Stunde geſagt hatte, zu welcher ihn der junge Offizier ohne Umſtände ‚einfach als Nachbar‘ beſuchen konnte, trennten ſie ſich.

Der Kavalleriſt dankte dem Grafen und wußte von der Einladung mit großem Takte Gebrauch zu machen. Er ließ eine nicht zu kurze und nicht zu lange Zeit verſtreichen, wie es die Höflichkeit und die Achtung vor der Perſönlichkeit Cancrins, dieſes an Geiſt, Energie und Talent wahrhaft bemerkenswerten Mannes, erheiſchten.

Während der beiden erſten Beſuche wußte der kluge Leutnant den Grafen bereits außerordentlich für ſich

daß der Nachbar ein junger, unverheirateter Offizier des feudalſten Gardekavallerieregiments ſei. Obwohl ſehr begütert, lebe er dennoch ganz beſcheiden. Dies gefiel dem Grafen. Wenn ein junger Mann — noch dazu ein Militär — immer daheim ſitzt und lieſt, muß er unbedingt ein intereſſanter und moraliſch hochſtehender Menſch ſein. Ein Windbeutel oder Bummler würde jedenfalls nicht ſo zurückhaltend ſein, ſondern immerfort hin und herlaufen und einem vor den Augen herumſchwirren. Noch vor dem Einſchlafen kam dem Grafen ein Gedanke, der ihn auch während der Nacht nicht losließ. Kaum war er am nächſten Morgen erwacht, ſo hörte er den Offizier bereits wieder auf der höchſten Saite einen beſonders ſchwierigen Triller von Paganini üben.

‚Höre nur einer, wie gewandt dieſes Offizierchen ſpielt!‘ dachte der Graf, und es gelüſtete ihn, ſich ſeinen Nachbarn näher anzuſchauen. Der kam denn auch wie gerufen ans Fenſter und ſtellte ſich dort mit ſeiner Geige auf.

Der Kammerdiener ſagte: „Belieben Euer Erlaucht hinzuſchauen, jetzt haben Sie das Offizierchen gerade vor Augen.“

Der Graf blickte hinüber und entgegnete dem Diener: „Du biſt ein Tölpel, mein Lieber. Iſt das etwa ein ‚Offizierchen‘? Nein, er iſt ein Offizier wie er im Buche ſteht.“

Und der Graf verſpürte den Wunſch, mit dieſem Nachbarn bekannt zu werden.

Als der junge Offizier am nächſten Tage aus dem

Bade kam und am Garten des Grafen Cancrin vorüberging, ſtellte ſich dieſer ans Gitter und redete ihn an.

„Verzeihen Sie, Herr Leutnant, ſind Sie es, der ſo gut Geige ſpielt?“

„Ich ſpiele Geige, Euer Erlaucht, das ſtimmt. Ich wage jedoch nicht zu glauben, daß ich gut ſpiele, und bitte um Verzeihung, wenn ich Erlaucht mit meinem Spiel beläſtige. Ich habe mich übrigens bemüht, die Zeit zu erfahren, in der ich nicht Gefahr laufe, Ihre Ruhe zu ſtören.“

„Aber nein doch, Sie ſtören nicht im geringſten. Haben Sie die Güte und ſpielen Sie! Ich ſpiele ſelbſt und wäre erfreut, Sie näher kennen zu lernen. Bei meiner Frau pflegt ſich auch immer eine ganze muſikaliſche Geſellſchaft einzufinden. Kommen Sie ohne alle Umſtände, einfach als Nachbar zu mir, dann können wir ein wenig zuſammen ſpielen.“

Der junge Mann verbeugte ſich, und nachdem ihm der Graf die Stunde geſagt hatte, zu welcher ihn der junge Offizier ohne Umſtände ‚einfach als Nachbar‘ beſuchen konnte, trennten ſie ſich.

Der Kavalleriſt dankte dem Grafen und wußte von der Einladung mit großem Takte Gebrauch zu machen. Er ließ eine nicht zu kurze und nicht zu lange Zeit verſtreichen, wie es die Höflichkeit und die Achtung vor der Perſönlichkeit Cancrins, dieſes an Geiſt, Energie und Talent wahrhaft bemerkenswerten Mannes, erheiſchten.

Während der beiden erſten Beſuche wußte der kluge Leutnant den Grafen bereits außerordentlich für ſich

einzunehmen. Der Graf hatte ſeine Freude an dem prächtigen jungen Mann und machte ihn im geheimen zum Werkzeug ſeiner Pläne. Der Offizier erſchien ihm als der richtige Mann, mit dem er ſich wenn auch nicht die Welt, ſo doch ein Teilchen höchſt erwünſchter Ruhe erobern konnte. Kürzer und einfacher, der Graf war überzeugt, daß ſeine unruhige Dame mit ihren ſeriöſen Anſchauungen und Forderungen ſich unbedingt für dieſen jungen Mann intereſſieren würde. Man brauchte die beiden nur miteinander bekannt zu machen, und ſie würden gemeinſam leſen und Duette ſpielen, während er, der alte Herr, ſeine Ruhe hätte. Als der Offizier wieder einmal bei Cancrin zu Gaſt war, ſagte der Miniſter zu ihm: „Sehen Sie nur, Herr Leutnant, wie ſchön es heute iſt! Ich habe gar keine Luſt, daheim zu ſitzen und meine langweiligen Akten zu leſen. Ich würde mit dem größten Vergnügen ein wenig ausreiten; es hängt von Ihnen ab, mir dieſen Spazierritt noch angenehmer zu geſtalten.“

Der Leutnant antwortete: „Ganz zu Ihren Dienſten!“ und fragte dann, auf welche Weiſe er dies Vergnügen vergrößern könnte.

„Sie werden es ſehen,“ erwiderte der Graf, „laſſen Sie Ihr Pferd ſatteln und vorführen. Wir werden zuſammen ausreiten.“

Der Offizier ſtimmte mit Vergnügen zu. Der Befehl war bald erteilt und befolgt. Die Reitpferde wurden an der Treppe vorgeführt; der Graf und der junge Mann ſaßen auf und ritten davon.

Der Tag war wirklich prächtig und ganz dazu an-

getan, die Menſchen froh zu ſtimmen und zu fröhlichem Plaudern anzuregen.

Der Graf trug wie gewöhnlich einen langſchößigen Uniformrock mit rotem Kragen, eine große dunkle Brille mit grünen Seitengläſern und Galoſchen. Dieſe hatte er bei jedem Wetter an und zog ſie zuweilen ſogar im Zimmer nicht von den Füßen. Auf dem Kopfe ſaß dem Grafen eine Dienſtmütze mit einem großen Schild, der ſein ganzes Geſicht beſchattete. Er pflegte ſich überhaupt ſehr wunderlich zu kleiden, und trotz der damaligen Strenge der äußeren militäriſchen Form geſtattete er ſich große Abweichungen und Freiheiten. Der Kaiſer tat, als ob er es nicht ſähe, und die anderen wagten nicht, es zu bemerken.

Die Herren ritten ziemlich lange ſchweigend dahin; allein bei allem Schweigen war erkennbar, daß ſich der Graf in beſter Stimmung befand. Hin und wieder lächelte er und blickte ſeinen Gefährten fröhlich an. Als ſie an die Stelle gelangt waren, wo der Weg nach rechts zu dem damals noch exiſtierenden Walde abbog, hielt der Graf plötzlich ſein Pferd an und ſagte: „Hören Sie, Herr Leutnant, wollen wir nicht zu einer netten kleinen Frau reiten?“

Der junge Mann geriet über dieſe unerwartete Aufforderung ein wenig in Verlegenheit und meinte, daß er nicht wiſſe, ob es nicht unſchicklich für ihn ſei, als Ungebetener in ein fremdes Haus einzudringen.

„Ach, beunruhigen Sie ſich nicht!“ antwortete der Graf. „Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich. Ich weiß ſchon, wohin ich Sie bitte. Ich verſichere Sie, die junge

Perſon iſt entzückend und hält gar nichts von all dem törichten Zeremoniell. Ich bin ſchon ſeit langem mit ihr befreundet und bin überzeugt, daß auch Sie den Wunſch haben werden, ihre Freundſchaft zu erringen. Sie iſt ziemlich klug und ſieht reizend aus. Was ihre häuslichen Umſtände betrifft, ſo wohnt ſie ganz allein, wie eine Nonne, und langweilt ſich ſehr oft. Man kann wohl ſagen, daß dies ihr einziger Fehler iſt. Sie werden ſehen, wie gelegen ihr unſer Beſuch kommen, wie ſie ſich freuen und uns à bras-ouverts empfangen wird."

„Wenn es ſich ſo verhält, ſtehe ich zu Ihrer Verfügung", antwortete der Offizier.

„Vortrefflich!" rief der Graf. „Die kleine Frau wohnt gar nicht weit von hier, im Neuen Dorf, und ihre Villa iſt ſo günſtig für uns gelegen, daß wir bis an das Haus heranreiten können, ohne daß uns jemand bemerkt. Die Dame wird erſtaunt und erfreut ſein, denn ich beſuchte ſie erſt geſtern abend, und ſie klagte mir ihr Leid über ihre allzu große Einſamkeit. Machen wir ihr alſo einen unverhofften Beſuch, um ſie aufzuheitern. Wenn wir jetzt im Trab reiten, können wir in einer Viertelſtunde bereits eine Schokolade trinken, die uns von den unvergleichlichſten Händchen bereitet wird."

Der Offizier verbeugte ſich ſchweigend.

„Ja, ja," meinte Cancrin, „glauben Sie nicht, daß dies nur leere Worte ſind. Solche Händchen finden Sie nicht gleich wieder. Die Lavallière würde viel darum gegeben haben, ſolche Händchen zu beſitzen,

denn daran mangelte es ihr. Aber an dieſer Dame iſt alles ohne Fehl und Tadel. So, jetzt geben Sie den Zügel frei, dann werden wir bald angelangt ſein.“

Die Zügel wurden gelockert, und die Reiter langten ſo ſchnell an, wie Cancrin es verſprochen hatte. Auch ſeine zweite Vorausſetzung traf richtig ein. Ihre Annäherung an die von der reizenden Dame bewohnte Villa wurde tatſächlich von niemand bemerkt. Auf dem kleinen Höfchen herrſchte tiefe Stille, nur einige bunte Hennen ſpazierten umher und drehten mit der ihnen eigenen linkiſchen Bewegung die Köpfe hin und her, als wenn ſie jemand zunickten. Die mit Triften und Dörfern bemalten Jalouſien waren heruntergelaſſen. Hinter einer von ihnen ſchaute die Schnauze eines wohlgenährten roten Katers hervor. Die niedliche Einſiedlerin war jedoch nirgends zu ſehen und ſchien es gar nicht eilig zu haben, dem Grafen à bras-ouverts entgegenzukommen.

3

Eine Minute ſpäter war die Ankunft der Gäſte bemerkt worden, und in dem kleinen Häuschen wurde es lebendig. Die Gebieterin der Villa zeigte ſich zwar immer noch nicht, hingegen ſteckte ihre Zofe den Kopf durchs Fenſter, um jedoch gleich wieder zu verſchwinden. Die verſchloſſene Eingangstür wurde geöffnet, und das den Gäſten entgegenkommende Mädchen ſagte haſtig, daß die ‚gnädige Frau‘ ſich nicht wohl fühle, ſie ſelbſt aber darauf geachtet habe, daß alles ſtill bleibe, und darüber eingeſchlummert ſei.

Der Graf fragte: „Was fehlt Marja Stepanowna?“

„Die Zähnchen tun ihr weh, ſie hat die ganze Nacht nicht geſchlafen.“

„So, ſo, die Zähnchen! Man muß ihr die Zähnchen beſprechen!“

Cancrin ſchlürfte mit ſeinen Galoſchen in das Innere des Hauſes; ſein Gefährte folgte ihm mit jungen, leichten Schritten.

Die Zofe wurde noch unruhiger und beeilte ſich zu berichten: „Ich wage zu melden ... die gnädige Frau werden ſogleich kommen, ich habe ihr bereits Ihre Ankunft mitgeteilt, ſie zieht nur ihren Sarafan an.“

Die Bildung war damals noch ſo ungleich verbreitet, daß viele Zofen ſtatt des Fremdwortes ‚Peignoir‘ den ruſſiſchen Ausdruck gebrauchten.

„Schön, warten wir ſolange, bis ſie ſich angekleidet hat“, antwortete der Graf und ging nicht weiter, ſondern ließ ſich ruhig auf einem breiten Diwan nieder und forderte auch den Offizier auf, Platz zu nehmen. „Setzen Sie ſich doch, Herr Leutnant. Genieren Sie ſich nicht, ich verſichere Sie, daß wir willkommene Gäſte ſind.“

Er dämpfte die Stimme und fügte zum Ohr ſeines Nachbarn gebeugt hinzu: „Sie iſt ein wenig kapriziös, wie alle hübſchen Frauen, doch das hat nicht viel auf ſich, reizenden Frauen verzeiht man alles. Man muß wohl auch etwas Rückſicht auf ihre Lage nehmen. Wenn Sie wollen, ihre Stellung iſt ein wenig unkorrekt und dazu angetan, die Eigenliebe der Dame zu verletzen. Gewiß, die Kleine hat keine Not zu leiden,

aber es iſt doch nicht alles ſo, wie ſie es ſich in ihren Träumen erhofft hat. Sie iſt die Tochter eines ehrenwerten Mannes, gebildet und zudem etwas träumeriſch veranlagt. Sie verſteht ihre Lebensgeſchichte ausgezeichnet zu erzählen und wird ſie Ihnen ſicher nicht vorenthalten. Ja, ja, eine ſehr intereſſante Perſon, und ‚teilnehmende Herzen‘ mag ſie gern.“

Der Graf teilte ſeinem Nachbarn noch einige weitere Eigenſchaften des lebhaften und temperamentvollen Weſens von Marja Stepanowna mit. Sie war der Liebling ihres Vaters geweſen, der ihr alle Freiheiten gelaſſen hatte. Später hatte ſie auf dem Gute ihrer Großmutter gelebt; dort hatte ſie reiten gelernt; ſie ſaß ſo verwegen wie eine Kunſtreiterin zu Pferd und ſchoß vom Sattel herunter nach der Scheibe. Außerdem ſpielte ſie vortrefflich Billard. Es ſteckte etwas von einer Amazone in ihr. Petersburg bedrückte ſie ſchwer, beſonders da ſie dort jedes lebendigen Verkehrs mit Gleichgeſtellten beraubt war und ſich ſchrecklich langweilte.

„Sie können ſich vorſtellen,“ fuhr der Graf fort, „nach der ermüdenden Einförmigkeit unſerer Hofdamen iſt dieſes lebhafte Weſen wahrhaft imſtande, hols der Teufel, einen mit ſeinem hitzigen Blut zu erregen, aufzurütteln und aus dem Geleiſe zu bringen.“

Aber Marja Stepanowna zeigte ſich trotz alledem noch immer nicht.

Der Graf wurde es überdrüſſig, weiter zu reden, um ſo mehr, da ſein Gefährte nichts erwiderte, ſondern nur ſchweigend zuſtimmte, im übrigen jedoch

ſeine Blicke in der Wohnung der reizenden Dame mit der ſchiefen Lage umherſchweifen ließ. Das Häuschen war wie alle Vorortvillen ſehr anheimelnd. Die Holzwände waren mit Papier beklebt und mit Ölfarbe angeſtrichen.

Bedruckte Papiertapeten kamen damals erſt in den Stadtwohnungen in Gebrauch, das Innere der Landhäuſer ſchmückte man, indem man die Wände mit Farbe beſtrich und die Decke mit Blumen und Amoretten bemalte. Das kam damals billiger zu ſtehen und nahm ſich, die Wahrheit zu ſagen, nicht ſchlecht aus.

Die Einrichtung war nicht ärmlich und nicht prunkvoll. Sie hatte eine ganz beſondere Note und trug einen, nun ſagen wir kriegsmäßigen oder einfach militäriſchen Charakter. Es war, als ob hier nicht eine junge hübſche Frau, ſondern ein Schwadronschef wohne, der Verwegenheit und Mut mit feinem Geſchmack und einer gewiſſen Vorliebe für gewählte Dinge vereinte. Man ſah recht gute Teppiche, ſchöne Vorhänge, Diwans, ein Klavier und eine Zither. Am meiſten fielen einem jedoch die Teppiche auf. Jede Stelle, wo ein Teppich angebracht werden konnte, war mit einem ſolchen bedeckt oder behängt. Auch die Schlafzimmertür, hinter der ſich Marja Stepanowna ſoeben ankleidete, war mit einem rieſigen Perſerteppich verhüllt, der von der Decke bis zum Fußboden reichte.

Von der Schönen war noch immer nichts zu hören.

„Es dauert aber doch ein bißchen lange, bis ſie ihren Morgenrock angezogen hat“, bemerkte der Graf und rief mit lauter Stimme: „Marja Stepanowna!“

Ein wohlklingender, tiefer Alt ließ ſich hinter der Wand vernehmen: „Gleich!“

„Sind Sie denn noch nicht bald fertig mit Ihrer Anzieherei? Wir ſind es ſchon müde, auf Sie zu warten.“

„Um ſo beſſer.“

„Wenn Sie nicht bald kommen, werde ich ſo frei ſein bei Ihnen einzudringen.“

„Das werden Sie nicht wagen. Ich komme ja ſchon, gleich, ſofort!“

„Bis die Löckchen alle zurechtgezupft ſind!“ ſcherzte der Graf.

Der Offizier erhob ſich vom Diwan und begann ein in der Zimmerecke ſtehendes Brett zu betrachten, auf das ein weißer Karton geklebt war. Die Pappe war mit Kreiſen bemalt und zeigte viele Schußſpuren.

„Das hat unſere Diana zu ſchießen beliebt“, ſagte der Graf.

„Recht gut getroffen.“

„Ja, nur iſt es innerhalb der Wohnungen nicht geſtattet, und ich habe bereits einige Scherereien deswegen gehabt . . . aber immerhin . . .“ Der Graf machte eine ungeduldige Bewegung und fügte hinzu: „Der vortreffliche Schütze zaudert heute ſo lange, daß ich mir erlauben werde, zum Angriff vorzugehen.“

Doch kaum hatte ſich der Graf erhoben, um an die Tür zu klopfen, als der Teppichbehang zurückgeſchlagen wurde und in der halbdunklen Öffnung die ſchöne Marja Stepanowna erſchien. Sie war in der Tat ſehr hübſch, wenn ſie auch ein wenig zu

üppig war. Sie hatte einen kleinen, aber gut gewachſenen, wohl proportionierten, faſt klaſſiſch ſchönen Körper. Ihr leicht gebräuntes Geſicht war bemerkenswert fein geſchnitten und erinnerte im Typ an eine Neugriechin. Dieſes reizende Geſicht wurde nachmals in Petersburg ſehr bekannt, und Marja Stepanowna verdrehte noch viele Köpfe und Herzen, denn mit dem Vorfall, den ich jetzt ſchildern will, begann erſt ihr eigentlicher Aufſtieg. In der Folgezeit entwickelte ſie ſich zu einer mit allen Waſſern gewaſchenen, vor nichts zurückſchreckenden Frau, mit deren Hilfe die unmöglichſten Sachen zuſtande gebracht wurden. Wollen wir jedoch den Ereigniſſen nicht vorgreifen.

Der Graf reichte Marja Stepanowna die Hand, die andere legte er um ihren Nacken und zog ihren Kopf zu ſich heran. Dann küßte er ſie auf die Stirn, die ſie dem Grafen wie eine echte Lady entgegenneigte.

Der Graf ſtellte ſodann die Herrin des Hauſes dem Gaſte vor, wobei er ſagte: „Marja Stepanowna — meine Freundin! Ihre Freunde ſind meine Freunde, gemeinſame Feinde haben wir nicht.“

Marja Stepanowna ſtreckte dem Gaſt liebenswürdig die Hand entgegen und antwortete, ſich dem Grafen zuwendend: „In bezug auf mich ſtimmt dies nicht. Ich habe Feinde und werde ſie auch künftig haben, doch werde ich mich nicht um ſie kümmern.“

Obwohl ſie ſich ſehr ſelbſtbewußt und ſicher benahm, war in ihrem Geſicht, ihrer Geſtalt und ihren recht ſchönen, aber etwas nervöſen Bewegungen etwas Vulgäres und Erregtes, ſozuſagen eine Erregung, die

für jede Gelegenheit paßte. Marja Stepanowna wahrte eine ausgezeichnete Haltung, ſie ſprach klug und gewandt und fühlte ſich durch ihre eindeutige Rolle nicht im mindeſten geniert, was bei einer weniger formgewandten Frau ohne Zweifel der Fall geweſen wäre. Dennoch war ſie nicht ganz bei der Sache, und zur Entſchuldigung griff ſie nach dem allgemein gebräuchlichen Mittel: ſie klagte über Unwohlſein. Dabei unterlief ihr jedoch ein ziemlich auffälliger Irrtum. Ihre Zofe hatte von Zahnweh geſprochen, Marja Stepanowna klagte über unerträgliche Migräne.

Der Graf hielt es ihr lachend vor, doch ſie wurde böſe und erwiderte gereizt: „Als ob das nicht ganz gleich wäre!“

„Ich finde, daß es im Gegenteil etwas ganz Verſchiedenes iſt.“

„Ganz gleich. Wenn man ſtarkes Zahnweh hat, ſchmerzt der ganze Kopf. Nicht wahr?“ wandte ſie ſich an den Offizier.

Der beſtätigte das mit einer ſcherzhaften Verbeugung.

„Sie ſind ſehr liebenswürdig!“ antwortete ſie und ließ abermals einen jener Blicke durchs Zimmer ſchweifen, aus denen man herausleſen konnte, wie ſehnlich ſie das Ende der Viſite herbeiwünſchte. Als ihr der Graf jedoch ſagte, daß ſie nur eine Taſſe Schokolade bei ihr trinken und dann wieder fortreiten wollten, ſtrahlte ſie ordentlich und ſchritt — ihre Rolle als Kranke ganz und gar vergeſſend — ſchnell aus dem Zimmer, um der Zofe die nötigen Anweiſungen zu geben.

Der Graf fragte unterdes ſeinen Begleiter: „Wie gefällt ſie Ihnen?“

„Eine ſehr ſchöne Dame.“

„Ja, dies Geſicht iſt wie geſchaffen für einen Künſtler. Sie hat auch Maikow geſeſſen. Ein vortrefflicher Maler. Ich kenne ihn von 1812 her; damals war er noch Offizier. Er malt ſehr zart. Der Kaiſer liebt ſeine Kunſt. Ich beſitze mehrere Köpfchen Marja Stepanownas von ſeiner Hand. Hier im Hauſe befindet ſich jedoch noch eine Arbeit von ihm, bei der mehr als nur das Köpfchen zu ſehen iſt ... Es ſchadet gar nichts, daß ſie etwas üppig iſt. Maikow war entzückt von ihr. Er ſoll ſehr religiös veranlagt ſein, ich weiß es nicht, jedenfalls iſt ſeine Kunſt auch auf profanem Gebiet außergewöhnlich. Haben Sie ſchon Werke dieſer Art von ihm geſehen?“

„Nein, ich habe nur davon gehört.“

„Nun, dann können Sie gleich eins ſehen. Geben Sie mir bitte Ihren Arm und kommen Sie mit!“

Und Cancrin ſchleppte den Offizier faſt mit Gewalt in das Schlafzimmer der Schönen, wo über dem mit Mull umſpannten Toilettentiſch ein ziemlich großes, mit Samt drapiertes Bildnis Marja Stepanownas hing. Das Porträt war wirklich ſehr ſchön. Maikow hatte es in ſeinem berühmten feinen Kolorit und mit jener erhabenen klaſſiſchen Freiheit gemalt, die erlaubte, ſich an den Formen und der lebendigen, ſaftigen Farbe des reizenden Frauenkörpers zu ergötzen. Das Bild war wirklich ein Meiſterſtück und der lebenden Schönheit, der es ſein Daſein zu verdanken

hatte, ebenbürtig. Um das feingemalte Bildnis zu betrachten, mußte jedoch der Offizier, der ſehr kurzſichtig war, näher herantreten. Cancrin munterte ihn ſelbſt dazu auf und führte ihn dicht an das Toilettentiſchchen heran, das wie in einer Wolke von Spitzen und Muſſelin ſtak.

In dieſem Augenblick geſchah etwas höchſt Unerwartetes. Der Offizier hatte nicht bemerkt, daß er ſich mit den Sporen oder dem Säbel in dem leichten Muſſelinvorhang des Toilettentiſches verhängt hatte, und als er ſich bückte, um ſeine Ungeſchicklichkeit gut zu machen, ließ er ſich eine zweite, noch weit größere zuſchulden kommen. Um ſich aus den Muſſelinwogen zu löſen, hob er den Behang ein wenig in die Höhe. Was er ſah, ließ ihn erſtarren. Seine und ebenſo des Grafen Augen erblickten unter dem Tiſch zwei in Männerſtiefeln ſteckende Beine und zwei Arme, die dieſe Beine umſpannten, um ſie in ihrer unnatürlich zuſammengepreßten Lage feſtzuhalten.

4

Der junge Offizier war wütend über ſich wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit und wäre doch zugleich am liebſten herausgeplatzt. Die Dame, der Graf und der unbekannte Liebhaber, dem die entdeckten Beine gehörten, taten ihm leid.

Die Situation wurde noch komplizierter, als der Offizier aufblickte und Marja Stepanowna ſah, die inzwiſchen zurückgekehrt war und auf der Schwelle der offenen Türe ſtand.

‚Eine verteufelte Geſchichte!‘ dachte der Offizier, und es ſchoß ihm durch den Kopf, wie eine ſolche Affäre bei dieſer oder jener Nation, in dieſem oder jenem Kreiſe ausgehen würde. Doch derartige Erwägungen waren hier nicht am Platze ... Es handelte ſich ja um Cancrin. Er mußte ſich überall, in jeder Lage, als kluger Mann zeigen, und wenn in dem vorliegenden ärgerlichen und komiſchen Fall Marja Stepanowna die Aufgabe zufiel, noch mehr Geiſtesgegenwart als im Sattel oder mit der Büchſe in der Hand zu beweiſen, hatte auch Cancrin die Pflicht, ein Beiſpiel ſeiner Klugheit zu geben.

Immerhin, es mußte Leben in das Bild kommen. Der Graf war offenbar derſelben Meinung.

Trotz der allgemeinen Beſtürzung, welche die ſtumme Szene auslöſte, verlor der Graf ſeine Ruhe und Selbſtbeherrſchung nicht. Er beugte ſich zu dem drapierten Tiſch hinab, unter dem die Beine des Unbekannten hervorragten, und ſagte mit höflicher Stimme: „Verehrter Herr!“

Es erfolgte keine Antwort.

„Junger Mann!“ wiederholte der Graf ſeine Anrede.

Die Beine zuckten etwas zuſammen.

„Mon enfant,“ wandte ſich der Graf an Marja Stepanowna, „können Sie mir nicht ſagen, wie dieſer ſeltſame junge Mann heißt?“

„Iwan Pawlowitſch*“, antwortete die Dame des Hauſes mit ſcharfer Stimme und wurde rot.

---

* Die Vor- und Familiennamen des Helden und der Heldin bezeichne ich nicht der Wirklichkeit entſprechend. Ich hoffe, dies wird der Schilderung von Zeit und Sitten keinen Abbruch tun. A. d. V.

„Ein vortrefflicher Name; nur ſchade, daß ſich der junge Herr ſo geniert. Warum verſteckt er ſich vor uns?“

„Nun . . . er geniert ſich halt!“ . . .

„Was für ein ſeltſames Gebaren, ſich unter einen Tiſch zu ſetzen!“

„Er kann ſehr ſchön ſticken und hat mir geholfen, eine Überraſchung zu Ihrem Geburtstag zu ſticken, und . . . iſt halt verlegen geworden.“

„Eine Überraſchung zu meinem Geburtstag . . .“

Der Graf warf der Dame eine Kußhand zu und ſagte: „Merci, mon enfant. Iwan Pawlowitſch, kommen Sie hervor, dort unten ſtickt es ſich doch ſicher recht unbequem.“

Der Gaſt unter dem Tiſch platzte heraus und antwortete mit ganz gelaſſener, heiterer Stimme: „Wirklich, Euer Erlaucht, höchſt unbequem.“

Und plötzlich richtete ſich wie ein Harlekin in der Gauklerbude ein junges Bürſchchen vor den Anweſenden in die Höhe, deſſen Röckchen zwar nicht eben glänzend war, der jedoch dafür deſto blankere blaue Augen, einen kirſchroten Mund und ſolch blondgelockten Kopf hatte, daß von jedem einzelnen Haar eine Glut wie von einem angeglühten Draht zu ſtrahlen ſchien.

Cancrin nahm von einer auf dem Tiſch liegenden ſilbernen Platte einen großen Schildpattkamm und ſagte: „Bringen Sie Ihre Friſur in Ordnung!“

„Vergeblich, Euer Erlaucht.“

„Nein, ſie iſt in Unordnung.“

„Ganz gleich, Euer Erlaucht, die Haare laſſen ſich nicht kämmen.“

„Warum nicht?“

„Sie legen ſich nicht.“

„Wieſo nicht?“

„Sie legen ſich niemals, Euer Erlaucht.“

„Hören Sie es?“ wandte ſich der Graf an den Offizier. Dieſer lächelte.

„Wenn man ſie, dieſe Ihre Haare, aber mit Waſſer anfeuchtet?“

„Auch dann legen ſie ſich nicht.“

„Das nenne ich eine Natur!“ rief der Graf und wiederholte es noch einmal, zu dem Offizier gewandt. Zu Marja Stepanowna ſagte er jedoch in franzöſiſcher Sprache: „Es ſtimmt nicht, wenn Sie meinen, er ſei verlegen.“

„Er hat ſich wieder gefaßt, da Sie ſo liebenswürdig mit ihm ſind.“

„Aha, das kann ſein, jawohl!“ beſtätigte der Graf und machte dann der Szene ein Ende, indem er ſagte: „Wollen Sie uns bitte zu Tiſch führen, liebe Gaſtgeberin.“

Damit reichte er Marja Stepanowna den Arm und geleitete ſie an den Tiſch, wo die Schokolade bereits auf alle wartete.

Es war tatſächlich falſch, wenn man Iwan Pawlowitſch ſchüchtern nannte. Aber trotzdem wußte er jetzt nicht, wohin er blicken ſollte, und der Miniſter begann den jungen Mann auszufragen, um ihm über die peinliche Situation hinwegzuhelfen.

„Sind Sie in irgendeinem Amt, junger Mann?“

„Jawohl, Euer Erlaucht.“

„Nun, und kommen Sie vorwärts?“

„Ich weiß nicht, was ich darauf antworten ſoll, Euer Erlaucht.“

„Zum Beiſpiel: was für eine Stellung bekleiden Sie denn?“

„Ich bin Kanzleibeamter.“

„Das iſt nicht viel. Und ſind Sie ſchon lange im Dienſt?“

„Fünf Jahre.“

„Warum werden Sie nicht befördert?“

„Ich habe keine Protektion, Euer Erlaucht.“

„Man braucht nicht Protektion, ſondern Fähigkeiten, Sorgfalt und gute Führung. Das berechtigt zu weit mehr Hoffnungen.“

„Durchaus nicht, Euer Erlaucht.“

„Was ſoll Ihr ‚durchaus nicht‘ heißen?“

„Protektion iſt viel wertvoller.“

„Was reden Sie da für Unſinn!“

„Nein, Erlaucht, es iſt wirklich ſo.“

„Hören Sie, bitte, auf! Sie ſollten ſich ſchämen, ſo zu denken.“

„Warum denn ſchämen, Euer Erlaucht? Ich ſpreche aus Erfahrung.“

„Aus welcher Erfahrung? Die wird recht groß ſein! Sie ſind ja noch ſo jung.“

„Jung bin ich, Euer Erlaucht, das ſtimmt, aber alle ſagen dasſelbe, und ich bin auch imſtande, meine Schlüſſe zu ziehen. Ich gelte für fähig, bin mit vollem Eifer bei der Sache und habe noch nie eine Rüge wegen meiner Führung bekommen, das kann meines Erachtens auch Marja Stepanowna bezeugen, die ich ſeit drei Jahren kenne . . .“

„So, drei Jahre lang ſind Sie ſchon mit ihr bekannt?“ unterbrach ihn der Graf. „Sie kennen ſie alſo ſchon länger als ich?“

„Nicht ganz ſo lange“, bemerkte Marja Stepanowna.

„Ja, wirklich, nicht ganz ſo lange“, beſtätigte Iwan Pawlowitſch.

„Er iſt aber ganz und gar nicht ſchüchtern“, flüſterte ihr der Graf ins Ohr.

„Weil Sie ſo liebenswürdig gegen ihn ſind.“

„Sie haben recht, jawohl . . . Wer iſt denn Ihr oberſter Vorgeſetzter, junger Mann, bei dem Arbeit und Fähigkeiten ſo wenig gelten und alles von Protektion abhängt?“

„Ich bitte Erlaucht um Verzeihung, dieſe Frage iſt mir peinlich.“

„Genieren Sie ſich nicht! Wir haben uns hier ganz einfach bei einer gemeinſamen Bekannten getroffen, einer liebenswürdigen, guten Dame, und können offen miteinander plaudern. Nun, wer iſt Ihr oberſter Vorgeſetzter?“

„Euer Erlaucht ſelbſt!“

„Ich?“

„Jawohl, Euer Erlaucht, ich bin Beamter im Finanzminiſterium.“

„Hören Sie es nun?“ wandte ſich der Graf auf franzöſiſch an Marja Stepanowna, „er iſt durchaus nicht ſchüchtern.“

Die Dame machte eine ungeduldige Bewegung.

„Warum habe ich Sie denn noch nie zu Geſicht bekommen, Iwan Pawlowitſch?“ fragte der Graf.

„Sie haben mich wohl ſchon geſehen, beliebten mich jedoch noch nie zu bemerken. Ich ſtelle mich zu jedem hohen Feiertag bei Ihnen ein und bin ſtets einer der erſten, der ſich auf der Gratulationsliſte der Kanzleibeamten einträgt.“

„Wie iſt denn Ihr Familienname?“

„Ich heiße N—ow.“

„N—ow, ſpreche ich es ſo richtig aus?“

„Jawohl, Euer Erlaucht.“

„Nun, adieu, mon enfant“, wandte ſich der Graf an die Dame.

„Au revoir, monsieur N—ow.“

Der Graf und ſein Gefährte verabſchiedeten ſich, beſtiegen ihre Pferde und ritten fort.

Der Offizier, der Augenzeuge dieſer ganzen intereſſanten Szene geweſen war, hatte bemerkt, daß Marja Stepanowna den Unterſchied zwiſchen dem ihr vom Grafen zuteilgewordenen ‚adieu‘ und dem für Iwan Pawlowitſch beſtimmten ‚au revoir‘ wohl begriffen, ſich jedoch nicht im geringſten darüber aufgeregt hatte. Iwan Pawlowitſch aber baute ſich, während die Gäſte den Hof verließen, am Fenſter auf und betrachtete ſie

wie ein ſiegreicher Feldherr, während ſeine drahtigen Haare noch ſtärkere Elektrizität auszuſtrömen ſchienen und ſich noch mehr ſträubten.

‚Weiß der Teufel, in was für eine Geſchichte ich da geraten bin‘, dachte der Offizier und verſpürte das ſtarke Verlangen, ſich ſo bald als möglich vom Grafen zu verabſchieden.

6

Cancrin hatte den gleichen Wunſch. Es bereitete ihm natürlich im Augenblick kein ſonderliches Vergnügen, neben ſeinem jungen Bekannten, dem feudalen Kavallerieoffizier herzureiten, der ihn in ſolch lächerlicher Situation geſehen hatte.

Kaum hatten ſie das Neue Dorf hinter ſich und befanden ſich auf freiem Felde, als der Graf ſagte: „Wohin wollen Sie von hier aus reiten?“

Der Offizier begriff, daß ihn der Miniſter loswerden wollte, und war ſeinerſeits darüber hocherfreut.

„Ich möchte von hier aus gern zu einem Bekannten reiten, der im Alten Dorf wohnt“, ſagte er.

„Vortrefflich, laſſen Sie ſich durch mich nicht ſtören. Ich begebe mich auf den Kammenyj, um den Grafen Panin zu beſuchen.“

Ihre Wege trennten ſich alſo.

Der Graf hielt ſein Pferd an und drückte dem Offizier feſt und freundſchaftlich die Hand.

Der verſpürte in dieſem Druck eine ganz beſcheidene Bitte und verſtand in ſeiner ſchweigenden Verbeugung zum Ausdruck zu bringen, daß er bereit ſei, ſie zu erfüllen.

„Danke!“ ſagte Cancrin, und ſie trennten ſich.

Der Graf hatte jedoch ſeinen jungen Freund getäuſcht. Er ritt nicht zum Grafen Panin, ſondern kehrte nach Hauſe zurück und begab ſich zu ſeiner Gattin. Die Gräfin Jekaterina Sacharowna (eine geborene Murawjowa) hatte inzwiſchen einen ausländiſchen Pianiſten bei ſich empfangen, den ihr der zu ſeiner Zeit weit bekannte Pächter Schadowſkij, ein häufiger Gaſt der Gräfin, als Prunkſtück herbeigeſchafft hatte.

Die Gräfin und Schadowſkij ſaßen da und hörten dem Künſtler zu, der ſich bemühte, ihnen ſeine Kunſt zu zeigen.

Der Graf ging gar nicht ins Zimmer; er blieb auf der Schwelle der offenen Türe ſtehen, wo er ſich mit beiden Händen an den Pfoſten feſthielt. Als das Stück zu Ende war und die Gräfin ſowie Schadowſkij dem geſchmeichelten Künſtler applaudierten, rief Cancrin höchſt ungeniert: „Miſerable Klimperei“, machte eine verächtliche Handbewegung und ſtapfte mit ſeinen Galoſchen in Richtung auf ſein dunkles Arbeitszimmer davon.

Hier zog er ſich den Schirm einer Mütze über die Stirn, den er an Stelle eines Taftſchirmes zum Schutz der Augen gebrauchte, und ſetzte ſich vor einem großen Leuchter, in dem unter einer dunklen Hülle ſechs Kerzen in einer Reihe brannten, an ſeine Arbeit.

Der Künſtler und der Pächter weilten noch lange in dem Zimmer der ‚Hofdame‘ Jekaterina Sacharowna (dieſen Titel hatte ihr der Graf beigelegt), und während

der ganzen Zeit, da der Graf ſaß und vielleicht einen ſeiner Finanzpläne überdachte oder nach dem Spaziergang vielleicht auch nur etwas ſchlummerte, wollte die ‚miſerable Klimperei‘ nicht abbrechen. Der inzwiſchen heimgekehrte Gefährte des Grafen ſah von ſeinem Balkon aus noch bis in die ſpäte Nacht hinein Cancrins Silhouette auf dem Fenſterrahmen aus Marly. Früh morgens hörte man den Grafen in ſeinem Zimmer Geige ſpielen. Dies bedeutete, daß Cancrin aufgeſtanden war, ſich gewaſchen hatte und ſich ſtatt eines Morgengebetes in ſeinem dunklen Zimmer der Muſik widmete.

Es war alſo alles in Ordnung, der Graf hatte ſeine gute Stimmung wiedererlangt.

7

Am nächſten Tage fragte Cancrin während des Vortrags den Abteilungsleiter Alexander Makſimowitſch Knjaſchewitſch, ob ſich bei ihm ein Kanzleibeamter namens N—ow befinde.

Knjaſchewitſch wußte es ſelbſt nicht genau, antwortete jedoch, daß er das wohl glaube.

Man fragte den Perſonalchef, und es erwies ſich, daß es tatſächlich einen Beamten N—ow gab.

„Iſt er ſchon lange im Dienſt, und wo hat er ſeine Vorbildung erworben?“

Man antwortete, daß er bereits rund fünf Jahre im Dienſte ſei (genau, wie Iwan Pawlowitſch ſelbſt geſagt). Er entſtammte einer armen adeligen Familie aus dem Gouvernement Kurſk, wo ſeine Mutter

Hebamme geweſen war. Er hatte auf Koſten irgendeines Wohltäters das Gymnaſium in Kurſk beſucht und dortſelbſt die Reifeprüfung abgelegt.

Nachdem ſich der Graf dieſen Bericht angehört hatte, ſagte er: „Ich lernte den jungen Mann neulich kennen. Das Gymnaſium in Kurſk iſt eine vortreffliche Schule. Uns mangelt es an gebildeten jungen Leuten; können wir ihn nicht auf irgendeine Weiſe befördern?“

Alexander Makſimowitſch Knjaſchewitſch hatte zuweilen ſeine Mucken und war dann recht eigenſinnig. Er antwortete: „Ich habe keine freien Stellen.“

Zufällig war der Leiter einer anderen Abteilung zugegen, der behender war und ſogleich ſagte: „In meiner Abteilung, Euer Erlaucht, iſt der Poſten eines Gehilfen des Tiſchvorſtehers frei. Ein gebildeter, beſcheidener junger Mann fehlt mir ſehr.“

Cancrin dankte dem Abteilungsleiter, und Iwan Pawlowitſch bekam ſofort den Poſten.

Man kann ſich vorſtellen, wie froh er war. Anläßlich der Unterzeichnung des Dekrets ließ der Abteilungsleiter Iwan Pawlowitſch am nächſten Tage zu ſich rufen und fragte: „Beſitzen Sie einen Amtsfrack?“

Iwan Pawlowitſch antwortete: „Nein, Euer Exzellenz. Ich war bis jetzt in einer außeretatsmäßigen Stelle und habe mir keinen Frack machen laſſen. Ich hatte auch kein Geld dafür.“

„Nunmehr ſind Sie jedoch etatsmäßiger Beamter geworden“, antwortete der Abteilungsleiter, „und

der ganzen Zeit, da der Graf ſaß und vielleicht einen ſeiner Finanzpläne überdachte oder nach dem Spazierritt vielleicht auch nur etwas ſchlummerte, wollte die ‚miſerable Klimperei‘ nicht abbrechen. Der inzwiſchen heimgekehrte Gefährte des Grafen ſah von ſeinem Balkon aus noch bis in die ſpäte Nacht hinein Cancrins Silhouette auf dem Fenſterrahmen aus Marly. Früh morgens hörte man den Grafen in ſeinem Zimmer Geige ſpielen. Dies bedeutete, daß Cancrin aufgeſtanden war, ſich gewaſchen hatte und ſich ſtatt eines Morgengebetes in ſeinem dunklen Zimmer der Muſik widmete.

Es war alſo alles in Ordnung, der Graf hatte ſeine gute Stimmung wiedererlangt.

7

Am nächſten Tage fragte Cancrin während des Vortrags den Abteilungsleiter Alexander Makſimowitſch Knjaſchewitſch, ob ſich bei ihm ein Kanzleibeamter namens N—ow befinde.

Knjaſchewitſch wußte es ſelbſt nicht genau, antwortete jedoch, daß er das wohl glaube.

Man fragte den Perſonalchef, und es erwies ſich, daß es tatſächlich einen Beamten N—ow gab.

„Iſt er ſchon lange im Dienſt, und wo hat er ſeine Vorbildung erworben?“

Man antwortete, daß er bereits rund fünf Jahre im Dienſte ſei (genau, wie Iwan Pawlowitſch ſelbſt geſagt). Er entſtammte einer armen adeligen Familie aus dem Gouvernement Kurſk, wo ſeine Mutter

Hebamme geweſen war. Er hatte auf Koſten irgendeines Wohltäters das Gymnaſium in Kurſk beſucht und dortſelbſt die Reifeprüfung abgelegt.

Nachdem ſich der Graf dieſen Bericht angehört hatte, ſagte er: „Ich lernte den jungen Mann neulich kennen. Das Gymnaſium in Kurſk iſt eine vortreffliche Schule. Uns mangelt es an gebildeten jungen Leuten; können wir ihn nicht auf irgendeine Weiſe befördern?“

Alexander Makſimowitſch Knjaſchewitſch hatte zuweilen ſeine Mucken und war dann recht eigenſinnig. Er antwortete: „Ich habe keine freien Stellen.“

Zufällig war der Leiter einer anderen Abteilung zugegen, der behender war und ſogleich ſagte: „In meiner Abteilung, Euer Erlaucht, iſt der Poſten eines Gehilfen des Tiſchvorſtehers frei. Ein gebildeter, beſcheidener junger Mann fehlt mir ſehr.“

Cancrin dankte dem Abteilungsleiter, und Iwan Pawlowitſch bekam ſofort den Poſten.

Man kann ſich vorſtellen, wie froh er war. Anläßlich der Unterzeichnung des Dekrets ließ der Abteilungsleiter Iwan Pawlowitſch am nächſten Tage zu ſich rufen und fragte: „Beſitzen Sie einen Amtsfrack?“

Iwan Pawlowitſch antwortete: „Nein, Euer Exzellenz. Ich war bis jetzt in einer außeretatsmäßigen Stelle und habe mir keinen Frack machen laſſen. Ich hatte auch kein Geld dafür.“

„Nunmehr ſind Sie jedoch etatsmäßiger Beamter geworden“, antwortete der Abteilungsleiter, „und

brauchen deshalb unbedingt einen Amtsrock. Ich werde Ihnen aus Kanzleimitteln einen Zuschuß von einhundertfünfzig Rubeln anweisen, womit Sie sich unverzüglich einen guten Frack zulegen wollen. Ich rate Ihnen, den Frack beim Schneider Dawes auf Wassilij Ostrow machen zu lassen. Er ist Engländer und arbeitet für sämtliche Engländer. Seine Fräcke sitzen wie angegossen, was für einen guten Beamten unerläßlich ist. Sie können ihm sagen, daß ich Sie geschickt habe; er arbeitet auch für mich. Wenn Sie den Frack haben, bitte ich Sie, sich bei mir vorzustellen."

Dawes machte Iwan Pawlowitsch einen so schönen Frack, daß der junge Mann sogleich wie ein kleiner Senator aussah.

„Prachtvolle Arbeit!" lobte der Abteilungsleiter. „Wollen Sie sich also morgen dem Grafen in diesem Frack vorstellen und sich bei ihm bedanken, denn Sie danken Ihre Beförderung dem persönlichen Interesse, das Seine Erlaucht an Ihren Fähigkeiten und Ihrer guten Bildung genommen hat."

‚Eine verdammte Zwickmühle!' dachte Iwan Pawlowitsch.

Fühlte er auch selbst das starke Verlangen, dem Grafen zu danken, so verwirrten sich doch die Gedanken des jungen Mannes, wenn er sich daran erinnerte, auf welche Weise er die Aufmerksamkeit des Ministers auf sich gelenkt hatte. Iwan Pawlowitsch kam es lächerlich und sogar dreist vor, durch das Präsentieren seiner interessanten Persönlichkeit den Grafen an sich zu erinnern. Iwan Pawlowitsch dachte, es wäre besser,

er ginge nicht zum Grafen, um ſich zu bedanken. Der Graf würde dieſes Benehmen nicht für eine Reſpektloſigkeit halten, ſondern ihn im Gegenteil für ſeine Zurückhaltung loben. Doch der Abteilungsleiter verſtand das Ding anders und beſtand darauf, daß Iwan Pawlowitſch unbedingt zur Vorſtellung gehe und ſich bedanke.

Es war nichts zu machen, Iwan Pawlowitſch mußte gehorchen.

8

An dem feſtgeſetzten Tage, wo Cancrin die Beamten ſeines Miniſteriums zu empfangen pflegte, befand ſich unter denen, die ſich vorſtellten, auch Iwan Pawlowitſch.

Nur wählte ſich dieſer ſchüchterne junge Mann — ebenſoſehr aus Beſcheidenheit wie aus feiner Berechnung — ſeinen Platz hinter allen übrigen und ſtellte ſich ganz an den Schluß der Reihe von wartenden Beamten. Dadurch bewies Iwan Pawlowitſch beſcheidene Zurückhaltung vor den anderen, ranghöheren Beamten und verſchaffte ſich zugleich den Vorteil, ſeinen Dank dem Miniſter unter vier Augen abzuſtatten.

Und ſo kam es denn auch. Cancrin entließ die Beamten einen nach dem andern. Als letzter kam Iwan Pawlowitſch an die Reihe. Ohne ihm ins Geſicht zu blicken, ſtreckte ihm der Graf die Hand hin, um die Bittſchrift entgegenzunehmen.

Iwan Pawlowitſch verneigte ſich und ſagte: „Ich komme nicht mit einer Bitte, Euer Erlaucht.“

Cancrin blickte auf und ſagte: „Was wünſchen Sie?“

„Ich bin auf Geheiß des Herrn Abteilungsleiters gekommen, um Euer Erlaucht zu danken . . .“

„Wofür?“

„Ich erhielt einen Poſten. . . .“

„Vortrefflich . . . freut mich ſehr . . . Sie haben ihn alſo verdient.“

„Der Herr Abteilungsleiter eröffneten mir, daß Erlaucht ſelbſt geruhten, mir dabei behilflich zu ſein.“

„Möglicherweiſe haben Sie mir einen Dienſt erwieſen, und ich habe mich dafür revanchiert. So gehört es ſich. Ich wünſche Ihnen auch fernerhin eine gute Karriere.“

Der Graf verneigte ſich und ging hinaus. Der Abteilungsleiter ließ Iwan Pawlowitſch zu ſich rufen und fragte ihn, was der Miniſter bei der Vorſtellung mit ihm geſprochen habe.

Iwan Pawlowitſch antwortete: „Der Herr Graf geruhten ſehr gnädig zu mir zu ſein und wünſchten mir auch fernerhin eine gute Karriere.“

Der Abteilungsleiter machte eine Handbewegung und ſagte: „Vortrefflich, Sie ſind ein gemachter Mann. Der Graf iſt ſehr ſcharfſichtig und hat ſich nicht getäuſcht, als er in Ihnen einen fähigen jungen Mann ſah, dem man nur den Weg zu ebnen braucht. Sie haben jetzt den erſten Schritt getan. Das weitere hängt jedoch nicht nur von Ihrem ernſten Streben, ſondern auch von Ihrer Auffaſſungsgabe ab. Wollen Sie, bitte, Platz nehmen.“

Iwan Pawlowitſch verbeugte ſich.

„Setzen Sie ſich, ſetzen Sie ſich!“ wiederholte der Abteilungsleiter und wies auf einen Stuhl.

Iwan Pawlowitſch ſetzte ſich.

9

„Der Finanzdienſt“, ſagte der Abteilungsleiter, „iſt nicht irgendein beliebiger Dienſt. Er hat ſeine Eigenheiten. Hier handelt es ſich nicht um juriſtiſche Phantaſien, ſondern um die Wirtſchaft, ſozuſagen um das geſamte Vermögen Rußlands. Daher müſſen die Leute, die zum Finanzdienſt zugelaſſen werden, das volle Vertrauen ihrer vorgeſetzten Behörde genießen und unlösbar mit ihr verbunden ſein ... Sie müſſen ſozuſagen ihrer Behörde auch noch eine übrige Bürgſchaft bieten, indem ſie außer dem natürlich bei jedem Ehrenmann vorauszuſetzenden Bewußtſein ſeiner perſönlichen Würde und heiligen Pflichtauffaſſung ſich noch mit anderen Feſſeln binden, die in ihrer Art dem Dienſteide gleich ſind, denn ſie werden vor dem Altar geſchloſſen und mit dem Herzen bekräftigt ...“

Der Abteilungsleiter war etwas poetiſch veranlagt, allein Iwan Pawlowitſch verſtand es, ſeine Ode ſofort in gewöhnliche Proſa zu übertragen.

„Ich meine,“ ſagte der Abteilungsleiter, „daß man ſich im Finanzminiſterium nur höchſt ungern auf ledige Herren verläßt. Junggeſellen ſind wie Falter oder Zugvögel, ſtets bereit, von Blüte zu Blüte, von Aſt zu Aſt zu flattern. Sie ſetzen ſich für eine kleine Weile nieder, doch ſchon fliegen ſie wieder davon, und nichts iſt mehr von ihnen zu ſehen noch zu hören.

Der militäriſche Beruf beiſpielsweiſe bringt dies ja ſo mit ſich; aber beim Finanzdienſt iſt dergleichen ausgeſchloſſen. Wenn der richtige Finanzbeamte volles Vertrauen genießen will, muß er unbedingt teuere und ſeinem Herzen naheſtehende Weſen haben ... Verſtehen Sie, er muß ſich mit jemand tief verbunden fühlen, um deſſetwillen das Leben erſt Wert für ihn gewinnt."

Der Abteilungsleiter fühlte, daß er Unſinn redete, und beeilte ſich, zu Ende zu kommen.

„Ich meine," ſchloß er, „ein Finanzbeamter muß unbedingt verheiratet ſein und Familie haben. Ja, ja, ja! Ich verſtehe darunter nicht irgendeine windige Familie linker Hand, ſondern ein gut fundiertes, ehrenwertes Eheleben. Ein richtiger Finanzbeamter muß unbedingt verheiratet ſein, wenn er vertrauenerweckende Bürgſchaft für ſich ſelbſt geben ſoll. Eine von mir tief und aufrichtig verehrte Perſönlichkeit, die ich Ihnen nicht nennen will, ſagte mir einmal, daß ihrer tiefſten eigenen Meinung nach die verantwortungsvollen Poſten im Finanzminiſterium vornehmlich mit verheirateten Herren beſetzt werden müſſen. Daran halten wir uns. Abgeſehen von einigen Ausnahmen, geben wir nach Möglichkeit Verheirateten den Vorzug. Das iſt für den Finanzdienſt faſt eine Grundbedingung, wenn man ihn ſo leitet, wie es ſich gehört. Und ich möchte ſagen, daß es ein vortrefflicher Grundſatz iſt, denn er iſt ein Ergebnis der Praxis und von der Zeit geheiligt. Und jeder, der edles Streben beſitzt und eine ſchnelle und gute Karriere machen will, muß ſich dieſen

Grundſatz aneignen. Ich hoffe, daß ich Ihnen damit nichts Ungewöhnliches und Neues ſage. Wer religiös iſt und Gottes Gebot achtet, muß wiſſen, daß es nicht gut iſt, ‚daß der Menſch allein ſei'. Dieſes Fundament des Lebens kann man nicht umgehen; es dauert ewig, denn ſo ... ſo ..."

Der Abteilungsleiter erhob ſich vom Seſſel, ſtreckte zwei Finger der rechten Hand in die Höhe und ſchloß: „Denn ſo hat Gott es dem Menſchen geboten."

Der Beamte legte ſeine beiden Finger in Iwan Pawlowitſchs Hand und entließ ihn mit den Worten: „Sie wiſſen alſo, was ich Ihnen rate. Ich wünſche Ihnen Glück und Erfolg. Ihr Tiſchvorſteher iſt faſt ebenſo jung wie Sie und ein Menſch mit einer vortrefflichen Bildung und einem guten Herzen. Ich glaube, Sie werden gut mit ihm auskommen. Er iſt ſehr ehrgeizig und wird ſeinen gegenwärtigen Poſten nicht lange innehaben. Leute, die fähig ſind und mich verſtehen, können ſtets meiner Unterſtützung gewiß ſein. Die Menſchen dürfen ſich nicht quälen, und von meinen Untergebenen quält ſich keiner, das iſt Prinzip bei mir."

Die beiden Herren verneigten ſich auf die allerhöflichſte und ausdrucksvollſte Art voreinander.

10

Iwan Pawlowitſch ließ ſo viel Zeit verſtreichen, als nötig war, um der Sache ein ordentliches Ausſehen zu geben, und kam dann bei ſeinem Abteilungsleiter um die Erlaubnis ein, die geſetzmäßige Ehe mit Marja Stepanowna eingehen zu dürfen.

Wenn es Graf Cancrin auch nicht gern tat, ſo erfüllte er doch Marja Stepanownas Bitte und fungierte bei ihrer Hochzeit als Brautvater.

Iwan Pawlowitſch brachte bei dieſer Gelegenheit die ganze Feinheit ſeines praktiſchen Verſtandes zur Geltung. Er feierte ſeine Hochzeit auf engliſche Art, das heißt im engſten Kreiſe, und ließ ſich in einer mit beſonderen Rechten ausgeſtatteten Privatkapelle trauen.

Der Miniſter hatte nicht den geringſten Anlaß, ſich darüber zu beklagen, daß er der letzten Bitte ſeiner lieben Bekannten nachgegeben hatte, der er ſchon früher ſein ‚adieu‘ geſagt hatte.

Sie erinnerte ihn übrigens an dieſes ‚adieu‘, als ſie nach der Rückkehr von der Trauung mit dem Grafen für einen Augenblick allein war.

„Adieu“, ſagte ſie, „kann eine Frau zu einem Manne ſagen, aber nicht ein Mann zu einer Frau. Sie haben mich beleidigt, das ſieht Ihnen nicht ähnlich.“

Der Graf entſchuldigte ſich damit, daß er damals zerſtreut geweſen ſei.

„Das freut mich ſehr. Ich begann nämlich bereits zu glauben, daß Sie fähig wären, Ihre beſten philoſophiſchen Grundſätze zu vergeſſen.“

„Welche zum Beiſpiel?“

„Nie im Leben ‚niemals‘ zu ſagen. Sie haben es mich gelehrt, und ich denke ſtets daran.“

Der Graf mußte lachen, als brächten ihm dieſe Worte etwas ſehr Komiſches und zugleich Angenehmes in Erinnerung.

„Sehen Sie alſo, daß Sie mir nicht umſonſt ſchmeichelten, als Sie eine ‚philoſophiſche Ader‘ in mir entdeckten?“

„O, es war nicht im geringſten eine leere Schmeichelei! Sie beſitzen nicht nur eine ‚philoſophiſche Ader‘, ſondern Sie ſind überhaupt ein großer praktiſcher Philoſoph.“

„Ja, und muß ich Ihnen jetzt ‚adieu‘ ſagen?“

„Mon ange, Sie können wie früher au revoir ſagen.“

Und er ergriff ihre Hand und küßte ſie. Sie beugte ſich leicht über ſeine Stirn und hauchte ihm als Antwort zu: „Wie früher!“

II

Iwan Pawlowitſch, der bald darauf die Stelle eines Tiſchvorſtehers erhielt, führte ein überaus glückliches Familienleben. Marja Stepanowna war ihm eine vortreffliche Frau, was ihr auch nicht ſchwer fiel, denn ſie hatte ihren jungen Gatten wirklich gern. Aus ihrer freundlichen Aufforderung, der Graf möchte ſich ‚wie früher‘ gegen ſie verhalten, konnte ſich für Iwan Pawlowitſchs eheliches Glück nichts Bedrohliches ergeben. Marja Stepanowna war nicht die oberflächliche, leichtſinnige Kokette, die fähig geweſen wäre, nur aus Liebe zu dieſer Kunſt kokett zu ſein. Nein, Marja Stepanowna war eine kluge Frau und noch dazu eine kluge Ruſſin; ſie beſaß praktiſchen Sinn. Sie überblickte das vor ihr liegende Leben weithin und war imſtande, Sein von Schein zu unterſcheiden. Wenn man ihre feinen Geſichtszüge, die an den neugriechiſchen Typ erinnerten, betrachtete, mußte man gleichzeitig an den alten

Byzantinismus und an die ſlawiſche Verſchlagenheit denken. In ihr verkörperte ſich die etwas komiſch wirkende Ehrbarkeit der in der Sage lebenden ‚Witwe Mameleſa Timofejewna‘, vor der die ehrwürdigen Greiſe mit ihren Stäben auf die Erde ſtießen und mit den Bärten wackelten, in dem Gefühl, daß es ihnen beim Anblick einer ſolchen Frau nicht zieme, ſich über ſie nur mit dem Kopfe allein zu freuen. Das ganze Geſpräch, das Marja Stepanowna mit der Abſicht geführt hatte, den Grafen an ‚das Frühere‘ zu erinnern, war ein kluger Schachzug geweſen. Sie wollte nicht etwa die früheren ‚Albernheiten‘ erneuern, deren ſich Marja Stepanowna keineswegs entledigt hatte, um wie ‚ein Hund zu dem, was er geſpien‘ wieder zurückzukehren, ſondern ſie wollte das Dekorum wahren. Sie kannte das franzöſiſche Sprichwort, daß auch ‚eines Königs Geliebte nicht ſo viel wert iſt wie die Frau eines Hirten‘, und hatte den Schritt in die Ehe nicht ohne Berechnung getan. Zugleich wollte ſie jedoch nichts außer acht laſſen, was ihr Vorteil bringen konnte. Ob ſie ihren Iwan Pawlowitſch achtete oder nicht, war eine Frage für ſich. Kluge, praktiſche Frauen achten ſelten jemand; ſie haben es auch nicht nötig. Marja Stepanowna liebte jedoch ihren Mann, und dies war ihm genug, um ihm die Verbindung mit ihr leicht, angenehm und unverbrüchlich zu machen.

Wie die meiſten Frauen von gleicher praktiſcher Geſinnung liebte ſie ihren Iwan Pawlowitſch einfach deswegen, weil er ein kräftiger Burſche war, und zudem geſchickt, aufgeweckt und gefügig. Er war feſt

davon überzeugt, daß ſie ihn nie betrügen würde, eben weil er ihr gefiel, und daß ſie beide in Frieden und Eintracht auch ohne gegenſeitige Achtung leben und auf dieſe Weiſe vom Leben das beſte nehmen würden, was es ihnen als Geſchenk darbot.

Was man über ſie reden und denken würde, war Marja Stepanowna bekannt, doch pflegte ſie auf dumme Schwätzereien nichts zu geben.

‚Sei weiß wie Schnee und rein wie Eis — ganz gleich, der Menſchen Klatſch verſchont dich nicht.‘

Indem ſie mit dem Grafen ‚auf der früheren Saite ſpielt‘, wußte ſie, daß der Akkord ſo klingen würde, wie ſie es wollte.

Die Kohle, die ſie ſcheinbar ſo unvorſichtig zum Glühen brachte, war ihr wohlvertraut. Sie wußte, daß eine gewiſſe Wärme darin enthalten war, jedoch nie eine verzehrende Flamme ſich daraus entwickeln konnte. Und eben dieſe ſtille und ungefährliche Wärme brauchte ſie für ihre Zwecke. Sie war ihr notwendig für ihr vorderhand noch nicht recht ausgebautes und angewärmtes häusliches Neſt.

Man brauchte den Grafen dringend. Iwan Pawlowitſch war dies nicht weniger klar als ſeiner Frau. Während alſo Cancrin ſich vollkommen allein mit Marja Stepanowna wähnte und zum Zeichen der Erneuerung ihrer früheren Freundſchaft ihre Fingerchen küßte, ſtand Iwan Pawlowitſch hinter der Tür und hielt den gelöſten Pfropfen einer Champagnerflaſche feſt, damit er nicht früher losknallte, als das Geſpräch zu Ende geführt war.

Er erſchien mit dem Wein wie gerufen, als alles Notwendige eben geſagt war.

12

So unbedeutend Iwan Pawlowitſch gegenüber einem ſo unzweifelhaft großen Manne wie Cancrin war, wurde er für den Miniſter doch eine Art Geſpenſt, das durch das Wort eines allzu unvorſichtigen Asketen aus dem Abgrund heraufbeſchworen worden war.

Iwan Pawlowitſch war vor dem Grafen ſo unerwartet unter dem Toilettentiſch entſprungen wie eine Erbſenpflanze aus dem Nabel eines indiſchen Derwiſches (ein Wunder, das der ſchwatzhafte Franzoſe Jacollio ſchildert), und es war mit Schwierigkeiten verknüpft, ihn wieder aus dem Geſicht zu verlieren und loszuwerden.

Dies kam erſtens von der höflichen Art des Grafen, Damen, mit denen er einſt ein zärtliches Verhältnis gehabt hatte, ſeine Aufmerkſamkeit niemals zu entziehen, und zweitens daher, daß ſich plötzlich an den klaſſiſchen Händchen Marja Stepanownas (um welche ſie die Lavallière hätte beneiden können) genau ſo ſcharfe Krallen zeigten wie bei der ‚Witwe Mamelefa Timofejewna‘.

Der Graf war über die Früchte ſeiner eigenen Anordnung ſo erſtaunt wie der Ahnherr des Stammes Juda; er vermochte ſich vor dem untertänigen Beſtreben ſeiner Untergebenen kaum zu retten, die ihm durch eine Begünſtigung Iwan Pawlowitſchs einen Gefallen zu erweiſen wünſchten.

Der junge Glückspilz wurde am Anfang des nächſten Jahres bereits zum Reſſortchef vorgeſchlagen. Cancrin beſtätigte die Beförderung, erkundigte ſich jedoch: „Iſt er denn wirklich ſo fähig?“

„Ja, er iſt ſehr befähigt!“ antwortete man.

Der Miniſter hatte keine Veranlaſſung, die Angaben ſeines höchſten Untergebenen zu bezweifeln, und Iwan Pawlowitſch wurde Reſſortchef.

Ein Reſſort zu bekommen bedeutet für einen Beamten ſehr viel, denn mit dieſem Poſten ſichert er ſich nicht nur eine angenehme Stellung im Amt, ſondern auch in der Geſellſchaft. Einem Reſſortchef gibt man nicht ohne weiteres den Abſchied wie irgendeinem windigen Landedelmann, ſondern man macht Umſtände mit ihm und entläßt ihn ſogar bei Aufdeckung großer Verfehlungen ziemlich gnädig.

Ein Reſſortchef gilt ſchon etwas. Er kann zum Mitglied wohltätiger Geſellſchaften gewählt werden, und von dort aus beginnt man ihn ‚ins Haus zu ziehen‘. Und damit wird ſeine Stellung immer beſſer und gehobener.

Für Marja Stepanowna war es von noch größerer Wichtigkeit, daß ihr Mann den Rang eines Reſſortchefs erreicht hatte. Heute iſt in dieſer Beziehung eine große Veränderung eingetreten, weil die Rangordnung im allgemeinen laxer behandelt wird und ihr Preſtige verloren hat; doch damals kannten ſie auch die Damen und hielten ſie genau ein. Alle Frauen der mittleren Beamten hießen nicht anders als ‚unſere Beamtenfrauen‘ und rangierten gleich nach den Frauen von

dem Botenzimmer, doch die Gattinnen der Reſſortchefs zählten bereits zu ‚unſeren Miniſterialdamen‘. Sie gingen zum Oſterfeſt nicht mehr in die Kirche ihres Sprengels, ſondern beſuchten ‚ihre Miniſterialkirche‘, wo der Beamte du jour ſie zuvorkommend zu dem aus der Kanzlei herbeigeſchafften Seſſel ihrer Ehegatten geleitete; der Diakon ſchwang mit graziöſer Bewegung das wundervoll nach Ambra duftende Weihrauchfaß über ihnen, und der Prieſter ſprach ſalbungsvoll: ‚Blühet und gedeihet!‘

Es kam ſogar ziemlich oft vor, daß nach dem Oſtergottesdienſt die Abteilungsleiter die Händchen der Frauen ihrer Reſſortchefs küßten, während dafür die Reſſortchefs den Gattinnen der Abteilungsleiter perſönlich ihre Glückwünſche darbrachten . . .

Man befand ſich eben bereits im ‚Miniſterialkreis‘, der mit dem ‚Kabinett‘ in Berührung kam, und nicht mehr unter den mittleren Beamten, die in jeder Hinſicht nahe Berührung mit dem Botenzimmer hatten.

Obwohl Iwan Pawlowitſch und Marja Stepanowna dieſe Stufe glücklich hinter ſich hatten, gedachten ſie nicht, in ihrer jetzigen Stellung Halt zu machen. Die Wahrheit zu ſagen, es wäre ihnen auch unmöglich geweſen, denn obwohl mit der Stellung offiziell alles in Ordnung war, haperte es inoffiziell doch noch an vielem. Die Damen nannten Marja Stepanowna ‚ci-devant‘ und rückten ein wenig von ihr ab.

Marja Stepanowna mußte etwas tun, um einen eigenen Kreis zu bilden und ſo die anderen zu zwin-

gen, ihren Talenten Achtung zu zollen, die in der Tat der Aufmerkſamkeit wert waren.

Marja Stepanowna faßte einen ganz beſtimmten Plan. Sie ſuchte die Gelegenheit, mit Skobelew bekannt zu werden, der einmal ihren in keiner Weiſe hervorragenden Vater kennen gelernt hatte. Der alte Soldat war auch nicht abgeneigt, der hübſchen Dame ein wenig den Hof zu machen, und behandelte ſie ſehr zuvorkommend, indes ſie ſich aufmerkſam für ſeine Erzählungen intereſſierte. Sie begann hin und wieder über literariſche Dinge zu reden und merkte, daß in Rußland nichts leichter ſei als das. Skobelew kam manchmal zum Tee zu ihr und erzählte ihr hin und wieder Geſchichten, die noch nicht gedruckt waren.

Marja Stepanowna fand Geſchmack am einfachen Volk: es hatte ſo viel Herz, Verſtand und Humor ...

Skobelew fand, daß alle dieſe Eigenſchaften auch in ihr enthalten ſeien.

Und in der Tat: war die Szene, in der ihr jetziger Gatte bei ihr gefunden worden war, nicht in gewiſſer Art geradezu ein Volksſchwank? ... Wahrlich, wie ſchön war doch das lebensvolle Volk! Marja Stepanowna fühlte Unwillen, wenn ſie von den Ausfällen gegen Bjelinſkij vernahm. Skobelew enthüllte ihr noch mehr, und es gelang ihr ſogar einmal, die Gelegenheit herbeizuführen, mit dem berühmten Kritiker zuſammenzukommen. Es dauerte nicht lang und der Dichter Nikolaj Polewoj erſchien bei ihr zum Tee und las etwas von ſeinen Sachen vor, oder

zwei ihrer Gäſte ſtritten ſich über die Slawophilen und über den ungewöhnlichen Verſtand des jungen Chomjakow.

Dies tat ſeine Wirkung.

Die ‚Miniſterialdamen‘ änderten ihre etwas verächtliche Zurückhaltung in eine trockene Zuvorkommenheit um, in der Dünkel und Neid gleichermaßen zu fühlen waren.

Mit ſolcher unverhüllten Mißgunſt ließ ſich ſchon eher leben. Marja Stepanowna begann die Früchte ihrer klugen Ausſaat einzuſammeln.

13

Marja Stepanowna war natürlich nicht imſtande, die Literatur zu lieben, ſondern ſie benutzte ſie nur für praktiſche Zwecke. Die Literatur iſt das bequemſte Mittel, über irgend etwas, und nicht über irgend jemand zu reden, und zwar ſo, daß es jedem Nutzen bringt. Marja Stepanowna machte ſich zwei, drei Gedanken Bjelinſkijs zu eigen, kannte irgendeine unverſöhnliche Theſe Chomjakows und gab bei dem Kirchenſtreit dem Erzbiſchof Innokentij den Vorzug gegenüber Philaret. Mit einem Wort, ſie war, wie man ſagt, in den Bereich der höchſten Fragen geraten.

Dies gab ihr einen gewiſſen Nimbus und ließ viele kopfſchüttelnd fragen, womit das enden ſollte.

Iwan Pawlowitſch war inzwiſchen bereits ſtellvertretender Abteilungsleiter geworden. Man nahm an, daß er dies ſeiner Frau zu verdanken habe, die ſo vor-

treffliche, wenn auch nicht ganz ungefährliche Bekanntſchaften angeknüpft hatte.

Sie riskierte jedoch ſchon faſt zu viel. Obwohl Graf Cancrin ein Mann von recht freien Anſchauungen war, ſoll er doch bei der Unterzeichnung der Beförderungsurkunde Iwan Pawlowitſchs die Stirn gerunzelt haben.

Doch das Glück diente Iwan Pawlowitſch mit einer geradezu unglaublichen Ergebenheit. Wie beſtellt ereigneten ſich immer wieder Fälle, die es nötig machten, eine fähige und würdige Perſönlichkeit hier und dorthin abzukommandieren, und jedesmal wurde dem Miniſter für derartige Angelegenheiten Iwan Pawlowitſch vorgeſchlagen.

Dies war Cancrin höchſt unangenehm. Einen dieſer Vorſchläge legte er ſogar beiſeite, da er es nicht für angängig hielt, einen Beamten zu ſehr zu begünſtigen. Einige Tage darauf war der Graf bei einer literariſch-muſikaliſchen ‚soirée intime', wo nur die exkluſivſte Geſellſchaft zugelaſſen war. Und dort in einem beſcheidenen Eckchen traf der Graf plötzlich eine beſcheidene Dame, die mit einem Anflug von Ehrerbietung und Ironie eine tiefe Verneigung vor ihm machte und nichts ſagte als das Wort ‚Exzellenz!'

Der Graf hatte nicht erwartet, Marja Stepanowna hier zu begegnen. Ein wenig erregt ergriff er ihre Hand und ſagte: „Ach, liebe Freundin, es iſt doch ſchon ſo viel für ihn getan worden, was ſoll ich denn noch tun?"

„Ihm nicht im Wege ſein."

Der Graf lächelte und antwortete: „Das erinnert mich an den Schwank ‚Ein Wort, Herr Miniſter!‘ Nun ſchön, ich werde das Dekret unterſchreiben.“

Und er beſtätigte eine neue Beförderung Iwan Pawlowitſchs.

Ihre Macht über den Grafen war erwieſen. Mochte er auch die Stirn runzeln, wenn man ihm Iwan Pawlowitſch zur Beförderung vorſchlug, im allgemeinen erwies es ſich doch, daß man richtig kombiniert hatte. Bald begannen auch fernſtehende Leute, die den Grafen in irgendeiner Angelegenheit brauchten, ſich um Marja Stepanownas Protektion zu bewerben, und ſeltſam — auch hier hatte ſie Erfolg . . .

Es war ſchwer zu unterſcheiden, ob dies in einem glücklichen Zuſammentreffen zufälliger Umſtände begründet war oder nicht.

Man ſteckte die Köpfe zuſammen und tuſchelte. Alles wurde durcheinander geworfen, man erwähnte den Namen Innokentijs und Chomjakows und ſprach plötzlich auch von einer Beſtechungsſumme . . .

Kurz und gut, die Situation ſpitzte ſich ſo zu, daß wie die Spieler ſagen, nur noch ‚Quitt oder double‘ übrig blieb.

Marja Stepanowna beſchloß double zu ſpielen und im allerunerwartetſten Moment wurde Iwan Pawlowitſch dem Grafen abermals zur Beförderung vorgeſchlagen.

Der Graf brauſte auf.

„Was heißt das? . . . was will er eigentlich noch

alles werden? . . . Außerdem ſind mir Gerüchte zu Ohren gekommen . . .“

Der Beamte, der die Beförderung vorſchlug, wußte ſehr genau, mit wem er es zu tun hatte, und fand ſich gut zurecht.

„Jawohl,“ antwortete er, „ich weiß, was geſprochen wird. Es iſt ſehr bedauerlich, aber nicht ſeine, ſondern ſeiner Gattin Schuld, die eine Anhängerin der ſlawophilen Ideen Chomjakows iſt . . .“

Die Slawophilen waren dem Grafen widerwärtig.

„Was heißt das? Was für Ideen Chomjakows? . . . Ich begreife nichts davon. Laſſen Sie mir das Schriftſtück hier.“

Doch gleich tauchte irgendwo und irgendwann wieder ‚ſie in all ihrer entzückenden Einfachheit‘ auf und gab ſogar ohne ‚Exzellenz‘, nur mit einer bloßen Verbeugung der Sache die gewünſchte Richtung.

Als der Graf ſie eines Tages in einem der exkluſivſten Zirkel ſah, faßte er den Entſchluß, ſich von ihr und ihrem Manne unter allen Umſtänden mit einer energiſchen Handlung loszumachen. „Ich will alles, alles für Sie tun, aber auf eine andere Art.“

Marja Stepanowna antwortete: „Ich werde ſtets Ihrem Kavalierswort glauben.“

14

Die Karriere Iwan Pawlowitſchs mußte ihren Abſchluß erhalten, und zwar in einer Weiſe, daß die beiden dem Grafen aus den Augen kamen.

Cancrin legte ſich einen Plan zurecht. Eine andere

hochgeſtellte Perſönlichkeit, der Graf Panin, brauchte ihn, den Finanzminiſter, für eine Gefälligkeit.

Cancrin erledigte die Angelegenheit ſchnell und mit großer Bereitwilligkeit, erſchien jedoch einige Zeit darauf bei Panin und bat ihn, einen Beamten unterzubringen, dem er wegen ſeiner beſonderen Fähigkeiten im Finanzminiſterium nicht die richtige Beſchäftigung zu geben vermöge.

Graf Panin verzog den Mund und antwortete, daß das ‚Beſchäftigung geben' eine äußerſt ſchwierige Sache ſei. Am beſten würde dies vielleicht Perowſkij gelingen, in deſſen Reſſort eine Menge guter Poſten vorhanden ſei.

Perowſkij willigte ein, und als Cancrin das Dekret zur Verſetzung Iwan Pawlowitſchs in ein anderes Miniſterium unterſchrieb, begann er ſich plötzlich — für ſeine nähere Umgebung ganz überraſchend — auf echt ruſſiſche Art zu bekreuzen, wie es Chomjakow ſelbſt nicht beſſer getan hätte, und ſagte: „Wie heißt es doch: ‚Jetzt entläſſeſt du deinen Diener, o Herr!' Endlich brauche ich nicht mehr zu befürchten, daß mir vorgeſchlagen wird, ihn noch zu meinem eigenen Vorgeſetzten zu befördern."

Es waren nämlich alle in dem Irrtum befangen geweſen, daß ſie durch die Begünſtigung Iwan Pawlowitſchs dem Grafen ein unbeſchreibliches Vergnügen gewährten, während genau das Gegenteil der Fall geweſen war.

Aber trotzdem war der Graf die beiden noch nicht eigentlich losgeworden. In Petersburg begriff man

zwar, daß in ſeiner Geneigtheit für Iwan Pawlowitſch vieles zweifelhaft war, doch in der Provinz, wohin dieſer erfolgreiche Streber als eine große Perſönlichkeit kam, und wo Marja Stepanowna nunmehr mit voller Berechtigung die erſte Rolle in der Geſellſchaft ſpielte, begegnete man ihnen anders. Es ſchien gleichſam neue Hefe in den zuſammengeſunkenen Teig gekommen zu ſein, ſo daß er wieder aufquoll.

Dank ihrer früheren Stellung war Marja Stepanowna jetzt allmächtig und wußte alle Vorteile ihrer neuen Lage klug auszunützen. Sie war jetzt von jeder Verdächtigung, eine Streberin zu ſein, frei, redete mit Bjelinſkijs Worten vom ‚ſittlich entwickelten Menſchen‘, vertrat die Ideen Chomjakows, unterhielt ſich mit Innokentij und — nahm die ungeheuerlichſten Schmiergelder an, ſogar in Angelegenheiten, die dem Reſſort ihres Mannes überhaupt nicht unterſtanden. Alle Welt ſah ſie als diejenige Perſönlichkeit an, mit deren Hilfe man am beſten eine Stelle erlangen konnte.

Was ſie einnahm und mit wem ſie teilte, war ihr Geheimnis. Der Graf hatte ſich jedenfalls vergeblich dem Glauben hingegeben, daß ihn die energiſche Maßnahme, womit er ſeinen Platzhalter und deſſen Frau aus dem Miniſterium vertrieben hatte, wirklich von ihrem Einfluß befreite.

„Das ‚Platzhalten‘ taucht genau wie die Schmeichelei in den allerverſchiedenſten Formen auf, und wo es nicht wie ein reißendes Raubtier anſpringt, dort kriecht es wie eine Schlange oder flattert wie ein leichtes Vöglein. Man müßte die Welt anders machen

oder, beſſer geſagt, den Menſchen beibringen, daß ſie unter allen Umſtänden nicht der Perſon, ſondern der Sache zu dienen haben. Dies wäre eine wirklich gute Aufgabe, und jener würde geprieſen ſein, der dieſes Problem zu löſen wüßte.“

So ſchloß der ehrenwerte und kluge Herr, dem ich dieſes Geſchichtchen vom ‚Platzhalten‘ wortgetreu nacherzählt habe.

Die Erscheinung im Ingenieurpalais

Aus Kadettenerinnerungen

Häuſer haben genau ſo ihren Ruf wie Menſchen. Es gibt Häuſer, in denen es nach allgemeiner Anſicht nicht ganz geheuer iſt, das heißt, wo man dieſe oder jene Erſcheinungen einer unſauberen oder zumindeſt doch unerklärlichen Macht bemerken kann. Die Spiritiſten haben viel Mühe darauf verwandt, Erſcheinungen dieſer Art zu erklären; da ihre Theorien jedoch keine große Glaubwürdigkeit genießen, ſo iſt die Sache mit den Spukhäuſern noch immer die alte geblieben.

In Petersburg ſtand bei vielen Leuten das charakteriſtiſche Gebäude des Pawlowſkijpalais, heute unter dem Namen Ingenieurpalais bekannt, in einem ſolch ſchlechten Ruf. Faſt vom Entſtehen des Schloſſes an wurden hier geheimnisvolle Erſcheinungen beobachtet, die man Geiſtern und Geſpenſtern zuſchrieb. Noch bei Lebzeiten des Kaiſers Paul ſoll die Stimme Peters des Großen darin gehört worden ſein, und ſchließlich ſah der Kaiſer Paul ſogar mit eigenen Augen den Schatten ſeines Ahnen. In allen ausländiſchen Zeitſchriften, in denen der jähe Tod des Kaiſers Paul Petrowitſch geſchildert wurde, konnte man von dieſem Vorfall leſen, ohne daß jemals ein Dementi erfolgt wäre. Auch in einem jüngſt in Rußland erſchienenen Buch von Kobeko iſt dieſe Epiſode beſchrieben worden. Der Ahne ſoll ſein Grab verlaſſen haben, um ſeinem Urenkel zu verkünden, daß ſeine Tage gezählt ſeien und ſein Ende nahe ſei. Die Vorausſage traf ein.

Übrigens wurde der Schatten Peters des Großen im Schloſſe nicht nur vom Kaiſer Paul, ſondern auch von andern geſehen, die ihm naheſtanden. Mit einem Wort, das Gebäude war gruſelig, weil Geiſter und Geſpenſter dort hauſten oder wenigſtens umgingen, die jedes furchtbare Geſchehnis untrüglich vorherſagten. Infolge des unerwartet plötzlichen Endes des Kaiſers Paul entſann man ſich allgemein der prophetiſchen Erſcheinung, die der verſtorbene Kaiſer im Schloſſe geſehen hatte, und die Redereien, die darüber im Umlauf waren, vermehrten noch den düſteren, geheimnisvollen Ruf des ſchwarzen Gebäudes. Das hatte zur Folge, daß das Schloß nicht mehr als kaiſerliche Wohnung benutzt, ſondern in eine Kadettenanſtalt umgewandelt wurde.

Heute ſind in dieſem ehemaligen Palais die Junker der Ingenieurakademie untergebracht; die erſten ‚Bewohner‘ waren jedoch die Ingenieurkadetten. Das war ein junges Völkchen, von kindlichem Aberglauben durchaus noch nicht frei, aber doch keck und übermütig, neugierig und kühn. Sie kannten natürlich alleſamt mehr oder weniger die Schauermären, die man ſich von ihrem Geſpenſterſchloß erzählte. Die Jungens intereſſierten ſich für alle Einzelheiten der ſchrecklichen Geſchichten gar ſehr und nährten ihre Phantaſie damit; diejenigen jedoch, die mit den gruſeligen Anekdoten ſchon vertraut genug geworden waren, machten ſich ein Vergnügen daraus, die Kameraden zu erſchrecken. Dieſer Spaß war unter den Kadetten höchſt beliebt, und die Vorgeſetzten vermochten ihnen dieſe Unart mit

keinem Mittel abzugewöhnen. Schließlich ereignete ſich ein Vorfall, durch den mit einem Schlage ſämtlichen Kadetten die Luſt am Erſchrecken und an übermütigen Streichen verging.

2

Beſonders beliebt war es, die Novizen oder die ſogenannten ‚Unteren‘ zu erſchrecken, die bei ihrem Einzug ins Schloß ſogleich eine ſolche Menge Schauergeſchichten über das Palais zu hören bekamen, daß ſie äußerſt abergläubiſch und ängſtlich wurden. Mehr als alles ſchreckte ſie das am Ende eines Korridors gelegene Zimmer, das dem verſtorbenen Kaiſer Paul als Schlafgemach gedient hatte, das Zimmer, in dem er ſich friſch und geſund zum Schlafe niedergelegt hatte und aus dem er am nächſten Morgen als Leiche herausgetragen wurde. Die ‚Oberen‘ verſicherten, daß der Geiſt des Kaiſers in dieſem Zimmer hauſe, jede Nacht von dort ausgehe und ſein geliebtes Palais beſichtige; und die ‚Unteren‘ glaubten es. Dieſes Zimmer war ſtets feſt verſchloſſen und zwar nicht nur mit einem, ſondern gleich mit mehreren Schlöſſern. Aber für Geiſter ſind, wie jeder weiß, Riegel und Schlöſſer ohne jede Bedeutung. Zudem erzählte man ſich noch, daß es irgendwie doch möglich ſei, in das Zimmer hineinzukommen. Es muß in der Tat auch ſo geweſen ſein. Wenigſtens wurde erzählt — und die Überlieferung hat ſich bis heute gehalten —, daß es einigen älteren Kadetten einmal gelungen ſei, in das Zimmer einzudringen. Dies ging ſo lange, bis einer

von ihnen einen ſo kecken Streich ausgeheckt hatte, daß er ſchwer dafür büßen mußte. Er hatte irgendeinen Zugang zu dem gruſeligen Schlafgemach des verſtorbenen Kaiſers entdeckt, hatte ein Bettlaken dorthin bringen und es verſtecken können, hatte ſich nachts dann ſelbſt in das Zimmer begeben, von Kopf bis zu Fuß in das Laken gehüllt und ſich in das dunkle Fenſter geſtellt, das auf die Parkſtraße hinausging und jedem Vorbeigehenden oder -fahrenden, der zu dieſer Front hinaufblickte, gut ſichtbar war.

Dem Kadetten, der auf dieſe Weiſe ein Geſpenſt markierte, gelang es in der Tat, vielen abergläubiſchen Bewohnern des Schloſſes einen argen Schrecken einzujagen und auch von den Paſſanten auf der Straße, welche die weiße Geſtalt ſahen, für den Geiſt des verſtorbenen Kaiſers gehalten zu werden.

Dieſes übermütige Treiben zog ſich durch einige Monate hin, ſo daß mit großer Beſtimmtheit das Gerücht verbreitet ward, Paul Petrowitſch wandle nachts in ſeinem Schlafgemach umher und ſchaue aus ſeinem Fenſter auf Petersburg hinab. Viele wollten mit unzweifelhafter Deutlichkeit und Klarheit geſehen haben, daß ihnen die im Fenſter ſtehende weiße Geſtalt mit dem Kopfe zugenickt und ſich hinabgebeugt habe; der Kadett machte in der Tat ſolche Scherzchen. All dies gab im Schloſſe zu weitläufigen Erörterungen und Vorherſagen Anlaß und endete damit, daß der Kadett, welcher der Urheber der beſchriebenen Schreckniſſe war, auf friſcher Tat ertappt wurde und nach Empfang einer ‚angemeſſenen körperlichen Züchtigung‘

für immer aus der Anſtalt ausgeſchloſſen wurde. Man erzählte ſich, daß der beſtrafte Kadett das Unglück gehabt hätte, mit ſeiner Vorſtellung im Fenſter eine zufällig am Schloſſe vorüberfahrende hohe Perſönlichkeit zu erſchrecken, weshalb er auch nicht ‚nach Kinderart‘ beſtraft worden war. Das heißt: die Kadetten erzählten, daß der unglückliche Tollkopf ‚unter den Ruten geſtorben‘ ſei. Da zu damaliger Zeit derartige Dinge nicht unglaubhaft erſchienen, ſchenkte man auch dieſem Gerücht Glauben, und derſelbe Kadett wurde von Stund an ſelber ein Geſpenſt im Palais. Die Kameraden ſahen ihn als ‚Totgepeitſchten‘ und mit einem Totenkranz auf der Stirn; der Kranz aber hatte eine Inſchrift, die lautete: ‚Ehe ich die ſüßen Freuden des Lebens gekoſtet, mußte ich ſterben.‘

Wenn die Kadetten an dieſe Inſchrift dachten, überkam ſie alle eine tiefe Rührung.

Bald nach dem Unglück des Kadetten wurde das Schlafgemach, von dem die Hauptſchreckniſſe des Ingenieurpalais ausgingen, geöffnet und es erhielt eine Beſtimmung, die ihm ſeinen gruſeligen Charakter nahm. Obwohl es auf dieſe Art des Geheimnisvollen entkleidet war, wollten die Erzählungen über die Erſcheinung lange nicht verſtummen. Die Kadetten glaubten nach wie vor, daß in ihrem Schloſſe ein Geſpenſt hauſe und nachts zuweilen auch erſcheine. Dies war die allgemeine Überzeugung, die ſich bei den jüngeren wie bei den älteren Kadetten gleichermaßen aufrecht hielt, nur mit dem Unterſchied, daß die jüngeren blind an das Geſpenſt glaubten, während die

älteren zuweilen ſelbſt ſein Erſcheinen beſorgten. Das eine war jedoch dem andern nicht im Wege, denn ſelbſt diejenigen, die zuweilen das Geſpenſt markierten, hatten Angſt vor ihm. Es iſt das gleiche, wie wenn Wundererzähler ſelbſt die Wunder hervorbringen, ſich ehrfurchtsvoll vor ihnen beugen und ſogar an ihre Wirklichkeit glauben.

Die Kadetten der jüngeren Jahrgänge kannten nicht die ‚ganze Geſchichte‘, denn es war nach dem Vorfall mit dem Kadetten, der ausgepeitſcht worden war, ſtreng verboten, Spukgeſchichten zu erzählen; ſie glaubten jedoch feſt, daß den älteren Kadetten, unter denen ſich noch Kameraden des mit Ruten Beſtraften oder Totgepeitſchten befanden, das Geheimnis der Erſcheinung vollkommen bekannt ſei. Dies gab den älteren Kadetten ein gewiſſes Anſehen, das ſie bis zum Jahre 1859 oder 1860 behielten. Um dieſe Zeit widerfuhr vier von ihnen etwas grauenhaft Schreckliches, das ich im folgenden mit den Worten eines der Teilnehmer an dem unſtatthaften Scherze ſchildern will.

3

In dieſem Jahre — 1859 oder 1860 muß es geweſen ſein — ſtarb im Ingenieurpalais der Anſtaltsdirektor, der General Lamnowſkij. Er war wenig beliebt bei den Kadetten und ſtand, wie man hörte, auch bei ſeiner vorgeſetzten Behörde nicht im beſten Ruf. Dies hatte viele Gründe. Man fand, daß ſich der General zu ſtreng und unperſönlich gegen die Zöglinge verhielt, daß er ſich wenig Sorgen um ihre Nöte

machte und ſich zu wenig um ihr äußeres Wohlergehen kümmerte; hauptſächlich aber machte man ihm ſeine Aufdringlichkeit, Händelſucht und Kleinlichkeit zum Vorwurf. Im Korps erzählte man ſich, daß der General noch viel böſer geweſen wäre, wenn nicht ſeine engelgleiche, ſanfte Frau ſeine unbändige Grauſamkeit in Schranken gehalten hätte. Die Generalin hatte niemals einer der Kadetten zu Geſicht bekommen, weil ſie dauernd krank war; man hielt ſie jedoch für den guten Genius, der alle vor dem Äußerſten bewahrte.

Außer dieſen ‚Herzenstugenden‘ hatte der General Lamnowſkij noch einige ſehr häßliche Gewohnheiten. Darunter befanden ſich auch komiſche, die ſich die Jungens natürlich vor allem zur Zielſcheibe ihrer Witze erwählten. Wenn ſie dem unbeliebten Direktor ‚eins auswiſchen‘ wollten, pflegten ſie eine dieſer komiſchen Gewohnheiten mit maßloſer Übertreibung nachzuäffen.

Die lächerlichſte Angewohnheit Lamnowſkijs war, daß er, wenn er etwas ſagte, jedesmal mit ſämtlichen fünf Fingern der rechten Hand den Naſenrücken entlangſtrich. Nach der Meinung der Kadetten ſah dies genau ſo aus, als ‚zöge er ſich die Worte aus der Naſe‘. Der Verſtorbene zeichnete ſich nicht durch beſondere Redegewandtheit aus, und es fehlten ihm oft die Worte, um den Jungens ſeine Eingebungen mitzuteilen. Bei jeder derartigen Hemmung verſtärkte ſich nun das ‚Aus der Naſe Herausziehen‘; die Kadetten verloren ſofort den nötigen Ernſt und began-

nen zu grinſen. Wenn der General dieſen Mangel an Subordination bemerkte, geriet er in Zorn und beſtrafte die Miſſetäter. Auf dieſe Weiſe wurde das Verhältnis zwiſchen dem General und den Zöglingen immer ſchlechter, und an alledem war nach der Meinung der Kadetten vor allem die Naſe ſchuld.

Die Kadetten, bei denen ſich Lamnowſkij unbeliebt gemacht hatte, ließen keine Gelegenheit vorübergehen, ihn zu ärgern und ſich an ihm zu rächen, indem ſie auf die eine oder andere Weiſe das Anſehen, das der General bei den neueintretenden Kameraden genoß, zu zerſtören verſuchten. Zu dieſem Zweck verbreiteten ſie im Korps das Gerücht, daß Lamnowſkij mit unreinen Mächten in Verbindung ſtehe und Dämonen für ſich Marmorblöcke ſchleifen laſſe, die Lamnowſkij damals für irgendein Gebäude, ich glaube die Iſaakskathedrale, anfahren ließ. Da jedoch die Dämonen dieſer Arbeit überdrüſſig geworden ſeien, ſollten ſie, den Erzählungen nach, ungeduldig auf den Tod des Generals warten, weil nur dieſer Umſtand ihnen die Freiheit wiederverſchaffen würde. Um dies noch glaubhafter erſcheinen zu laſſen, ſpielten die Kadetten dem General am Abend ſeines Geburtstags einen ſehr üblen Streich. Sie veranſtalteten nämlich ſein Begräbnis. Die Sache ging ſo vor ſich, daß zu derſelben Zeit, da in Lamnowſkijs Wohnung die Gäſte ſchmauſten, auf dem Korridor der Kadetten eine Trauerprozeſſion auftauchte. In Bettlaken gehüllt, Kerzen in den Händen, trugen ſie auf einer Bahre einen ausgeſtopften Mann umher, dem ſie eine Maske mit einer

langen Naſe vorgebunden hatten, und ſangen mit leiſer Stimme Begräbnislieder. Die Anſtifter dieſer Zeremonie wurden entdeckt und beſtraft, allein auch an den folgenden Geburtstagen Lamnowſkijs wurde der unverzeihliche Scherz wiederholt. So ging es bis zum Jahre 1859 oder 1860, wo der General tatſächlich ſtarb und man ihn wirklich begraben mußte. Nach der damals herrſchenden Sitte mußten die Kadetten abwechſelnd am Sarge wachen. Bei dieſer Gelegenheit nun ereignete ſich jener grauſige Vorfall, der denſelben Kadetten, welche die andern ſo lange in der Angſt gehalten hatten, einen entſetzlichen Schrecken einjagte.

4

Der General Lamnowſkij ſtarb im November. Der Spätherbſt iſt in Petersburg die häßlichſte Jahreszeit. Es iſt kalt, und man kann ſich vor Feuchtigkeit und Schmutz kaum retten. Vor allem aber legt ſich der trübe Nebeldunſt ſchwer auf die Nerven, und durch dieſe wiederum auf Gehirn und Phantaſie. All dies verurſacht krankhaft unruhige und erregte Zuſtände des Gemüts. Moleſchott hätte da für ſeine Schlüſſe vom Einfluß des Wetters auf das Leben bei uns viel intereſſantes Material gewinnen können. Die Zeit, in der Lamnowſkij ſtarb, war beſonders ſcheußlich. Der Verſtorbene wurde nicht in die Schloßkapelle gebracht, weil er Lutheraner war. Der Leichnam war in einem feierlich geſchmückten großen Saal der Generalswohnung aufgebahrt, und dort ſtanden auch die Kadetten Wache. Die Totenmeſſe wurde

jedoch nach orthodoxem Rituell in der Kirche geleſen. Die eine Meſſe fand am Tage, die andere am Abend ſtatt. Alle Ränge, gleichviel ob Kadetten oder Bedienſtete, hatten zu jeder der beiden Meſſen zu erſcheinen, und dies wurde genau durchgeführt. Während die Totenmeſſe in der orthodoxen Kirche abgehalten wurde, war folglich die geſamte Bewohnerſchaft des Schloſſes in der Kapelle verſammelt, indes die weiten Hallen und langen Gänge im Palais ganz leer waren. In der Wohnung des Entſchlafenen war niemand zurückgeblieben als die Wache, die ſich aus vier Kadetten zuſammenſetzte. Sie ſtanden mit Gewehr und Helm am Sarg.

Des ganzen Schloſſes hatte ſich in dieſen Tagen eine bedrückende Unruhe bemächtigt; alle fühlten etwas Fremdes um ſich herum und begannen ſich zu fürchten. Dann wurde plötzlich irgendwo davon geſprochen, daß wieder jemand ‚erſchienen‘ ſei und ‚wandle‘. Es ward allen ſo ungemütlich, daß man einander zurief: „Genug, hören Sie auf, laſſen Sie das! Gehen Sie zum Teufel mit Ihren Erzählungen! Sie machen nur ſich ſelbſt und alle anderen mit dieſen Schauermären nervös!“ Aber gleich darauf ſprach man ſelbſt von dem gleichen, um deſſetwillen man die andern geſcholten hatte, und in der Nacht ängſtigten ſich alle furchtbar.

Als der Anſtaltspope die Kadetten ausſchalt, wurde es noch ärger. Er hielt ihnen vor, ſie ſollten ſich ſchämen, über den Tod des Generals Freude zu bezeigen, und es gelang ſeinen ſanften und klugen

Worten, die Kadetten zu rühren und weich zu ſtimmen.

„Jawohl, er wandelt“, ſagte er zu ihnen, indem er ihre eigenen Worte wiederholte. „Natürlich nicht ſo, daß ihr ihn ſehen könnt, aber in ihm iſt eine Macht, die man nicht herausfordern ſoll. Dieſes iſt der graue Mann. Er erſcheint nicht um Mitternacht, ſondern in der Dämmerung, wenn alles rings um uns grau wird und jeder von ſeinen ſchlechten Gedanken ſprechen möchte. Dieſer graue Mann iſt das Gewiſſen. Ich rate euch, es durch eure ſchmutzige Freude am Tode eines fremden Menſchen nicht aufzurühren. Jeder Menſch wird von irgend jemandem geliebt, von irgend jemandem beklagt. Seht euch vor, daß ſich der graue Mann nicht auf euch ſtürze und euch eine böſe Lehre gebe!“

Die Kadetten nahmen ſich dieſe Worte ſehr zu Herzen. Sobald es an dieſem Tage dämmerig wurde, begannen ſie umherzuſchauen, ob der graue Mann nicht erſcheine, und in welcher Geſtalt er auftauchen würde. Bekanntlich iſt um die Zeit der Dämmerung jedermann beſonders ſenſibel. Es ſteigt eine neue Welt empor, welche die Welt des Lichts in Schatten hüllt. Die alltäglichſten Sachen, die ein jeder genau kennt, ſehen plötzlich unnatürlich, unbegreiflich und ſogar furchterregend aus. In der Dämmerung ſcheint jedes Gefühl aus irgendeinem Grunde nach einem unbeſtimmten, aber ſtarken Ausdruck zu ſuchen. Die Stimmung von Gefühl und Gedanken ſchwankt beſtändig hin und her und in dieſer zerrenden, drücken-

den Disharmonie des geſamten Innenlebens beginnt plötzlich die Phantaſie zu arbeiten: Welt wandelt ſich in Traum, und Traum in Welt ... Dies iſt verlockend und furchtbar; und je grauſiger es iſt, deſto verlockender erſcheint es ...

In dieſer Stimmung befanden ſich die meiſten Kadetten, beſonders diejenigen, die nachts am Sarge wachen mußten. Am Abend vor dem Begräbnistage wurden bei der Seelenmeſſe in der Kapelle ſehr hohe Perſönlichkeiten erwartet. Darum hatten ſich außer den Schloßbewohnern auch viele Leute aus der Stadt in der Kapelle eingefunden. Sogar aus Lamnowſkijs Wohnung war alles Lebendige in die ruſſiſche Kirche gegangen, um ſich die hohen Perſönlichkeiten anzuſehen. Der Tote war allein zurückgeblieben, umringt von den vier wachenden Knaben. Wache ſtanden zu dieſer Stunde die vier Kadetten G—ton, B—bow, S—ſkij und K—din, die ſich ſämtlich heute noch ihres Lebens erfreuen und im Dienſt wie in der Geſellſchaft gute Stellungen bekleiden.

5

Von den vier Knaben, die die Wache bildeten, war der eine namens K—din ein ſehr ausgelaſſener und zu Streichen aufgelegter Burſche, der dem verſtorbenen Lamnowſkij mehr als alle anderen mißfallen hatte und dem deshalb von ſeiten des Verſtorbenen mehr als allen anderen auf die Finger geſchaut worden war. Der Verſtorbene hatte K—din beſonders deshalb nicht gemocht, weil dieſer in ſeinem Übermut vortrefflich

nachzuahmen verſtand, wie ‚er die Worte aus der Naſe herauszog‘, und weil er jedesmal tätigen Anteil an den Begräbnisprozeſſionen genommen hatte, die an den Geburtstagen des Generals veranſtaltet wurden.

Bei der Prozeſſion an Lamnowſkijs letztem Geburtstag war es K—din geweſen, der den Verſtorbenen darſtellte und aus dem Sarge heraus ſogar eine Rede hielt, bei der er den General in Worten und Gebärden ſo täuſchend nachahmte, daß alle Zuſchauer hellauf lachen mußten, der Offizier nicht ausgeſchloſſen, der die Narrenprozeſſion auseinanderjagen ſollte.

Es war bekannt, daß dieſer Vorfall den verſtorbenen Lamnowſkij in eine raſende Wut gebracht hatte, und unter den Kadetten ging das Gerücht, daß der wütende General geſchworen habe, ‚K—din ſo zu beſtrafen, daß er ſein Lebtag daran denken ſollte‘. Die Kadetten glaubten feſt daran, und wenn ſie ſich den Charakter ihres Direktors vergegenwärtigten, zweifelten ſie nicht, daß er ſeinen Schwur in die Tat umſetzen würde. K—din hatte während des ganzen letzten Jahres die Empfindung, ‚nur noch an einem Haar zu hängen‘, und da es ihm bei ſeiner lebhaften Art ſehr ſchwer fiel, ſich von kecken und gewagten Streichen zurückzuhalten, ſo war ſeine Lage ſehr gefährlich. In der Anſtalt wartete man nur darauf, daß K—din bei irgendeinem Streich ertappt würde, und daß dann Lamnowſkij nicht viel Federleſens mit ihm machen und ihm wegen ſeiner vielen mutwilligen Streiche ‚einen Denkzettel fürs ganze Leben‘ geben würde.

Die Furcht vor der Drohung des Generals war von

ſo großem Einfluß auf K—din, daß er ſich mit verzweifelten Anſtrengungen in Zucht hielt und, wie ein Quartalſäufer den Wein, alle mutwilligen Streiche mied. Das ging ſo lange, bis er am eigenen Leibe die Wahrheit des Sprichwortes ſpürte: ‚Ein Bauer trinkt ein Jahr lang nicht, ſowie ihn aber der Teufel packt, verſäuft er alles mit einmal.‘

Der Teufel packte K—din am Sarge des Generals, der geſtorben war, ohne ſeine Drohung ausgeführt zu haben. Jetzt hatte der Kadett keine Angſt mehr vor dem General und der lang gezügelte Übermut des Knaben fand Gelegenheit, gleich einer ſtark zuſammengedrückten Feder hochzuſchnellen. Der Kadett wußte nicht mehr, was er tat.

6

Die letzte Seelenmeſſe, zu der ſich ſämtliche Bewohner des Schloſſes verſammelten, war auf acht Uhr angeſetzt worden. Da man jedoch die hohen Perſönlichkeiten erwartete und es nicht ſchicklich war, nach ihnen die Kapelle zu betreten, hatte ſich alles ſchon ſehr viel früher dorthin begeben. Die vier Kadetten G—ton, B—now, S—ſkij und K—din, die im Saale des Verſtorbenen wachten, waren die einzigen, die nicht in der Kapelle weilten. In den anſtoßenden rieſengroßen Zimmern befand ſich keine Menſchenſeele ...

Um halb acht Uhr ward die Tür für einen Augenblick geöffnet, und es erſchien der Garniſonsadjutant und verurſachte einen an ſich unbedeutenden Vorfall,

der jedoch die unheimliche, ſchwere Stimmung noch verſtärkte. Ob der Adjutant vor der Tür über ſeine eigenen Schritte erſchrocken war oder ob er das Gefühl gehabt hatte, daß ihn jemand überholen wollte, kurz und gut, er war zuerſt ſtehen geblieben, um den andern vorbeizulaſſen, und hatte dann plötzlich mit lauter Stimme gerufen: „Wer iſt da! Wer!“ Während er ſchnell den Kopf zur Tür hereinſteckte, ſtieß er ſich den andern Türflügel ſelbſt in den Rücken und ſchrie laut auf, da er wähnte, daß ihn hinten jemand feſthalte.

Er hatte ſich natürlich ſofort wieder in der Gewalt. Er überflog mit einem unruhigen Blick den Trauerſaal, und als er an der hier herrſchenden Leere erriet, daß alle bereits in der Kapelle ſeien, ſchloß er die Türe wieder und ging, laut mit dem Säbel klappernd, beſchleunigten Schrittes über den Korridor davon, der in die Schloßkapelle führte.

Als die am Sarge wachenden Kadetten erkannten, daß ſich auch die Erwachſenen vor irgend etwas ängſtigten, bemächtigte ſich ihrer eine noch viel größere Furcht.

7

Die Kadetten lauſchten den ſich entfernenden Schritten des Offiziers und fühlten ſich mit jedem Tritt verlaſſener. Sie hatten das Gefühl, als ob ſie hierher gebracht und mit dem Leichnam eingeſchloſſen worden wären, weil der Tote irgendeine Beleidigung nicht vergeſſen und verziehen hätte. Ja, es war ſicher, er würde aufſtehen und ſich unbedingt an ihnen rächen. Und

zwar auf furchtbare Art, wie es eben nur Tote vermögen ... Dies iſt jedoch nur in der Mitternachtsſtunde möglich.

„... wenn der Hahn kräht
Und Geiſter durch das Dunkle wallen ..."

Aber ſie mußten ja nicht bis Mitternacht wachen, man würde ſie vorher ablöſen, und außerdem ſollte ihnen nicht der ‚Geiſt' erſcheinen, ſondern der ‚graue Mann', deſſen Stunde die Dämmerung war.

Jetzt ſenkten ſich eben die dichten Schatten der Dämmerung auf die vier Kadetten herab. Zwiſchen ihnen lag der Tote im Sarg, und rings um ſie laſtete das drückende Schweigen ... Draußen heulte mit grimmiger Wut der Herbſtſturm, warf ganze Schwaden trübgrauen Regens gegen die Scheiben der hohen Fenſter und wirbelte mit lautem Geräuſch die dürren Blätter über die Dächer. In den Kaminen vernahm man dumpfe, zerriſſene Töne, es hörte ſich an, als ob die Schornſteine ſtöhnten, weil etwas in ihnen auseinandergeriſſen, wieder zuſammengefügt und mit noch ſtärkerer Gewalt von neuem zerbrochen würde. All dies war nicht eben geeignet, die Gefühle der Kadetten zu beruhigen und ihre aufgeregten Gedanken zu beſchwichtigen. All dieſe Eindrücke wirkten noch ſtärker auf die Knaben, weil ſie ſtill ſtehen und tiefes Schweigen wahren mußten. Alles drehte ſich vor ihren Augen. Das Blut ſtrömte ihnen zu Kopf und pochte in ihren Schläfen, ſo daß ſie das eintönige Geklapper eines Mühlrades zu hören vermeinten.

Wer einmal ähnliche Empfindungen durchgemacht hat, kennt dieſes ſeltſame, höchſt eigentümliche Pochen des Blutes, das wie das Mahlen einer Mühle klingt, die jedoch kein Korn mahlt, ſondern ſich ſelbſt. Dies bringt den Menſchen bald in eine qualvolle, überreizte Stimmung, die man ähnlich empfindet, wenn man zum erſten Male in einem dunklen Bergwerksſchacht weilt, wo das gewohnte Tageslicht plötzlich von dem trüben Schein einer Lampe abgelöſt wird ... Es dünkt einen unmöglich, das Schweigen auszuhalten, man möchte zumindeſt ſeine eigene Stimme hören, hin und her laufen, irgend etwas tun.

8

Einer der vier Kadetten, die am Sarge des Generals ſtanden, eben der erwähnte K—din, der dieſelben Empfindungen durchmachte wie die übrigen, vergaß die Diſziplin und flüſterte, obwohl er unter dem Gewehr ſtand: „Die Geiſter kommen aus ‚Pappnaſe‘ auf uns zu gekrochen.“

Lamnowſkij war im Scherz zuweilen ‚Pappnaſe‘ genannt worden. Allein der Scherz wirkte diesmal nicht komiſch, ſondern er verſtärkte im Gegenteil noch die drückende Stimmung. Zwei von den Wacheſtehenden, denen dies deutlich bewußt war, gaben K—din deshalb zur Antwort: „Sei doch ruhig ... es iſt ohnehin ſchon ſchauerlich genug.“ Und alle ſahen ſich ängſtlich nach dem mit einem leichten Tuch verhüllten Geſicht des Toten um.

„Ich rede auch nicht, weil es euch ſchauerlich iſt“,

antwortete K—din. „Ich habe jedoch nicht die mindeſte Angſt, da er mir jetzt nichts mehr tun kann. Jawohl, man muß über abergläubiſche Vorurteile erhaben ſein und darf keine Furcht haben vor einem Nichts. Jeder Tote aber iſt ſolch ein Nichts, das werde ich euch gleich beweiſen.“

„Bitte, beweiſe uns nichts!“

„Doch, ich werde es euch zeigen. Ich werde euch beweiſen, daß ‚Pappnaſe‘ uns nichts mehr anhaben kann, ſelbſt dann nicht, wenn ich ihn jetzt an der Naſe faſſe.“

Und damit ließ K—din, für die übrigen ganz unerwartet, ſein Gewehr herabgleiten, lief ſchnell die Stufen des Katafalks hinauf und griff dem Toten an die Naſe, wobei er mit lauter, luſtiger Stimme rief: „Siehſt du wohl, Pappnaſe, du biſt tot, doch ich bin lebendig und ziehe dich an der Naſe, und du kannſt mir nichts anhaben!“

Die Kameraden hatten noch nicht Zeit gefunden, ſich über dieſe Worte zu entſetzen und zu entrüſten, als plötzlich alleſamt klar und deutlich ein tiefes, ſchmerzliches Stöhnen vernahmen. Es klang ſo, als wenn ſich jemand auf ein Luftkiſſen mit einem nicht ganz dicht ſchließenden Ventil ſetzte ... Die Kadetten hatten das deutliche Gefühl, als ob dieſes Stöhnen aus dem Sarge käme ...

K—din ließ ſchnell die Naſe los und ſtolperte, das Gewehr in der Hand, geräuſchvoll ſchnell die Stufen des Katafalks hinab; die übrigen drei legten vor Schreck, ohne ſich ihres Tuns bewußt zu ſein, die Ge-

wehre an, um ſich vor dem auferſtehenden Toten zu ſchützen.

Aber nicht genug, daß der Tote ſtöhnte: er ſetzte dem Übeltäter, der ihn ſo geſchmäht hatte, wirklich nach oder griff jedenfalls nach ſeiner Hand. Hinter K—din wallte wie eine große Woge das Bahrtuch her; er wollte ſich losreißen, aber es gelang ihm nicht ... mit einem ſchrecklichen Schrei fiel er zu Boden nieder. Dieſes nachwallende Bahrtuch war in der Tat eine ganz unerklärliche und höchſt grauſige Erſcheinung, um ſo mehr, als der vorher verhüllte Tote nunmehr mit ſeinen auf der eingefallenen Bruſt gekreuzten Händen offen dalag.

Der Miſſetäter hatte ſein Gewehr aus der Hand fallen laſſen und das Geſicht vor Entſetzen mit den Händen bedeckt. Er lag auf dem Fußboden und ſtöhnte entſetzlich. Offenbar war er bei vollem Bewußtſein und erwartete, daß ihn der Tote ſogleich auf geſpenſtiſche Art packen würde.

Inzwiſchen wiederholte ſich das Stöhnen, und man vernahm obendrein noch ein leiſes Raſcheln. Es war ein Geräuſch, als wenn man mit dem Ärmel ſeines Tuchrockes über den andern Ärmel hinſtreicht. Offenbar wollte der Tote die Arme auseinanderbreiten. Plötzlich vernahm man ein leiſes Raſcheln. Dann ließ ein Strom kalter Luft die Kerzen aufflackern; im gleichen Augenblicke rauſchte es in den Portieren der Tür, die nach den Innenräumen des Hauſes führte, und die entſetzten Kadetten erblickten die Erſcheinung: Der graue Mann! Die vor Angſt halbtoten Knaben

ſahen deutlich und klar die Konturen der Erſcheinung, die ſich in Menſchengeſtalt darſtellte ... Erſchien hier die Seele des Verewigten in der neuen Geſtalt, die ſie in jener anderen Welt angenommen hatte, war ſie von dort für einen Augenblick zurückgekehrt, um den ſchimpflichen Streich zu beſtrafen, oder war es vielleicht ein noch grauſigerer Gaſt, der Schloß-geiſt ſelbſt, der durch den Fußboden des Nachbar-zimmers aus der Erde emporgeſtiegen war? ...

9

Die Erſcheinung war kein Spiel der erhitzten Phantaſie — ſie verſchwand nicht und erinnerte dem Ausſehen nach an die von Heine beſchriebene ‚geheimnisvolle Frau'. Die Erſcheinung machte auch ganz den Eindruck eines Leichnams, in dem eine Seele ‚eingeſchloſſen' iſt. Den entſetzten Blicken der Kadetten ſtellte ſich eine ganz in Weiß gehüllte, bis zum äußerſten abgemagerte Geſtalt dar, die jedoch wegen der Dämmerung grau erſchien. Sie hatte ein furchtbar mageres, in bläulichem Weiß erſchimmerndes, ganz erloſchenes Geſicht; dichte, lange Haare, die wegen der tiefen Dämmerung gleichfalls grau erſchienen, ringelten ſich unordentlich vom Haupt herab und bedeckten Bruſt und Schultern der Erſcheinung. In den hellen, entzündeten Augen leuchtete ein krankhaftes Feuer ... Sie lagen tief in den ſchwarzen Augenhöhlen und ſchimmerten wie glühende Kohlen. Die Erſcheinung hatte zarte, hagere Hände, die den Händen eines Skelettes glichen, und mit dieſen beiden

Händen hielt ſie ſich am Rand der ſchweren Portiere feſt.

Die ſchwachen Finger preßten krampfhaft den Stoff zuſammen; daher rührte auch das leiſe Raſcheln, das die Kadetten vernommen hatten.

Die Lippen der Erſcheinung waren vollkommen ſchwarz und weit geöffnet. In kurzen Zwiſchenräumen entrang ſich ihnen pfeifend und ächzend jener gepreßte Ton, halb wie Stöhnen, halb wie mühſames Atmen, der zum erſtenmal hörbar geworden war, als K—din dem Toten an die Naſe gegriffen hatte.

10

Als die drei noch aufrecht daſtehenden Kadetten die drohende Erſcheinung erblickten, wurden ſie ſtarr wie Stein und blieben in ihrer Verteidigungsſtellung noch unbeweglicher ſtehen als K—din, der unter dem Bahrtuch, das ſich an ihm verwickelt hatte, lang auf dem Boden ausgeſtreckt lag.

Die Erſcheinung ſchenkte der Gruppe keinerlei Beachtung; ihre Augen waren ſtarr auf den Sarg gerichtet, in dem der Tote jetzt ohne jede Hülle lag. Sie ſchwankte ein wenig und wollte ſich offenbar vorwärts bewegen. Schließlich gelang es ihr. Sich mit den Händen an der Wand feſthaltend, ſchob ſich die Geſtalt langſam vor und begann mit unregelmäßigen Schritten dem Sarge näher zu kommen. Dieſe Bewegung war grauenvoll. Während die Geſtalt bei jedem Schritt krampfhaft bebte und mit dem weit geöffneten Mund qualvoll nach Luft rang, drang aus

ihrer hohlen Bruſt jenes furchtbare Stöhnen, das die Kadetten für ein Stöhnen aus dem Sarge gehalten hatten. Die Erſcheinung kam Schritt für Schritt näher. Schließlich ſtand ſie dicht vor den Kadetten und trat an den Sarg heran. Bevor ſie jedoch die Stufen des Katafalks emporſchritt, blieb ſie ſtehen, ergriff K—dins Hand, an der das wallende Bahrtuch hing — das krampfhafte Beben ſeines Körpers übertrug ſich darauf — und hakte mit ihren zarten, hageren Händen das Tuch von dem Aufſchlagknopf des Miſſetäters los; dann ſchaute ſie ihn mit einem unſäglich traurigen und ſchmerzlichen Blick an, drohte ihm leiſe und — bekreuzte ihn ... Dann ſchritt ſie, ſich kaum auf den zitternden Beinen haltend, die Stufen des Katafalks empor, hielt ſich am Rande des Sarges feſt, legte ihre ſkelettdünnen Hände auf die Schultern des Toten und begann zu ſchluchzen ...

Es ſah aus, als ob ſich im Sarge zwei Tote küßten ... Aber bald war alles zu Ende. Im anderen Flügel des Schloſſes regte ſich das Leben. Die Totenmeſſe war zu Ende, und die Diener, die wegen des Beſuchs der hohen Perſönlichkeiten in der Wohnung des Verſtorbenen ſein mußten, kamen von der Kapelle herbeigeeilt.

II

An das Ohr der Kadetten drang das Geräuſch der durch den Korridor näherkommenden lauten Schritte, und gleich danach hörte man durch die geöffnete Tür der Kapelle die letzten Klänge des Grabgeſanges herüberſchallen.

Die realen Äußerungen des Lebens gaben den Kadetten den Mut wieder, und das Pflichtbewußtſein und die gewohnte Diſziplin ließen ſie ſogleich wieder ihre ordnungsmäßige Stellung am richtigen Platz einnehmen.

Der Adjutant, der als letzter vor der Totenmeſſe einen Blick auf den Sarg geworfen hatte, kam jetzt als erſter mit ſchnellen Schritten wieder in den Trauerſaal zurückgelaufen. Als er die Geſtalt am Sarge ſah, rief er erſchrocken: „Mein Gott, wie kommt ſie denn hierher!“

Die Geſtalt in dem weißen Gewand und den wirren, grauen Haaren lag über dem Toten und umſchlang ihn; ſie ſchien ſelbſt nicht mehr zu atmen. Die grauſige Szene erhielt ihre Aufklärung.

Die Erſcheinung, die den Kadetten ſolches Entſetzen eingeflößt hatte, war die Witwe des verſtorbenen Generals, die ſelbſt dem Tode nahe war, aber das Unglück hatte, ihren Gatten zu überleben. Wegen ihrer übergroßen Hinfälligkeit hatte ſie ſchon lange nicht mehr das Bett verlaſſen können. Als jedoch alle zu der Trauermeſſe in die Kapelle gegangen waren, hatte ſie ihr Sterbelager verlaſſen und war, ſich mit den Händen an der Wand haltend, vorwärtsgeſchritten und am Sarge des Toten erſchienen. Das dürre Raſcheln, das die Kadetten für ein Geräuſch der Ärmel des Toten gehalten hatten, war durch die Berührung mit der Wand hervorgerufen worden. Jetzt war die Kranke in einer tiefen Ohnmacht befangen. Die Kadetten trugen ſie auf Befehl des Adjutanten aus dem

ihrer hohlen Bruſt jenes furchtbare Stöhnen, das die Kadetten für ein Stöhnen aus dem Sarge gehalten hatten. Die Erſcheinung kam Schritt für Schritt näher. Schließlich ſtand ſie dicht vor den Kadetten und trat an den Sarg heran. Bevor ſie jedoch die Stufen des Katafalks emporſchritt, blieb ſie ſtehen, ergriff K—dins Hand, an der das wallende Bahrtuch hing — das krampfhafte Beben ſeines Körpers übertrug ſich darauf — und hakte mit ihren zarten, hageren Händen das Tuch von dem Aufſchlagknopf des Miſſetäters los; dann ſchaute ſie ihn mit einem unſäglich traurigen und ſchmerzlichen Blick an, drohte ihm leiſe und — bekreuzte ihn ... Dann ſchritt ſie, ſich kaum auf den zitternden Beinen haltend, die Stufen des Katafalks empor, hielt ſich am Rande des Sarges feſt, legte ihre ſkelettdünnen Hände auf die Schultern des Toten und begann zu ſchluchzen ...

Es ſah aus, als ob ſich im Sarge zwei Tote küßten ... Aber bald war alles zu Ende. Im anderen Flügel des Schloſſes regte ſich das Leben. Die Totenmeſſe war zu Ende, und die Diener, die wegen des Beſuchs der hohen Perſönlichkeiten in der Wohnung des Verſtorbenen ſein mußten, kamen von der Kapelle herbeigeeilt.

II

An das Ohr der Kadetten drang das Geräuſch der durch den Korridor näherkommenden lauten Schritte, und gleich danach hörte man durch die geöffnete Tür der Kapelle die letzten Klänge des Grabgeſanges herüberſchallen.

Die realen Äußerungen des Lebens gaben den Kadetten den Mut wieder, und das Pflichtbewußtſein und die gewohnte Diſziplin ließen ſie ſogleich wieder ihre ordnungsmäßige Stellung am richtigen Platz einnehmen.

Der Adjutant, der als letzter vor der Totenmeſſe einen Blick auf den Sarg geworfen hatte, kam jetzt als erſter mit ſchnellen Schritten wieder in den Trauerſaal zurückgelaufen. Als er die Geſtalt am Sarge ſah, rief er erſchrocken: „Mein Gott, wie kommt ſie denn hierher!“

Die Geſtalt in dem weißen Gewand und den wirren, grauen Haaren lag über dem Toten und umſchlang ihn; ſie ſchien ſelbſt nicht mehr zu atmen. Die grauſige Szene erhielt ihre Aufklärung.

Die Erſcheinung, die den Kadetten ſolches Entſetzen eingeflößt hatte, war die Witwe des verſtorbenen Generals, die ſelbſt dem Tode nahe war, aber das Unglück hatte, ihren Gatten zu überleben. Wegen ihrer übergroßen Hinfälligkeit hatte ſie ſchon lange nicht mehr das Bett verlaſſen können. Als jedoch alle zu der Trauermeſſe in die Kapelle gegangen waren, hatte ſie ihr Sterbelager verlaſſen und war, ſich mit den Händen an der Wand haltend, vorwärtsgeſchritten und am Sarge des Toten erſchienen. Das dürre Raſcheln, das die Kadetten für ein Geräuſch der Ärmel des Toten gehalten hatten, war durch die Berührung mit der Wand hervorgerufen worden. Jetzt war die Kranke in einer tiefen Ohnmacht befangen. Die Kadetten trugen ſie auf Befehl des Adjutanten aus dem

Saal und ſetzten ſie in einem Seſſel hinter der Portiere nieder.

Dies war der letzte ſchreckliche Vorfall im Ingenieurpalais, der nach den Worten des Erzählers bei allen Beteiligten einen tiefen Eindruck für das ganze Leben hinterließ.

„Von dieſem Vorfall an“, ſagte er, „war es uns allen qualvoll, wenn wir hörten, wie ſich jemand über den Tod irgendeines anderen Menſchen freute. Wir entſannen uns ſtets unſeres unverzeihlichen Streiches und gedachten immer der ſegnenden Hand der letzten Erſcheinung im Ingenieurpalais, die allein die Macht gehabt hatte, uns auf Grund des heiligen Rechtes der Liebe zu erlöſen. Seit dieſer Zeit hörte im Korps auch die Furcht vor Erſcheinungen auf. Die Erſcheinung, die wir geſehen, war die letzte geweſen.“

Nikolai Leſſkow

Geſammelte Werke

in acht Bänden

In Verbindung mit
Johannes v. Guenther, Henry Heiſeler und Erich Müller
herausgegeben von Reinhold v. Walter

„Leſſkow iſt der am tiefſten im ruſſiſchen Volke wurzelnde Schriftſteller und von allen fremden Einflüſſen unberührt."
Maxim Gorki.

„Mir ſcheint, daß es Leſſkow vorbehalten war, eine gewiſſe Seite des Ruſſen, das eigentlich Furchtbare, aber zugleich Gewaltige der ruſſiſchen Seele in unvergleichlichen epiſchen Zügen ſo hinzuſtellen wie keiner der anderen (Doſtojewskij, Tolſtoi, Gogol, Turgenjew und Gontſcharow)."
Hugo von Hofmannsthal.

In der Geſamtausgabe koſtet der Band (nicht einzeln käuflich) in Halbleinen M 5.50, in der Einzelausgabe (ohne Bandbezeichnung, mit Einzeltitel) geheftet M 3.50, in Ganzleinen M 6.—.

Handgebundene Halbfranzbände koſten ſowohl in der Geſamtausgabe wie in der Einzelausgabe je M 16.—.

C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung München

Nikolai Leſſkow

Geſammelte Werke

in acht Bänden

Inhalt:

Band I: Geſchichten aus der Großſtadt

Inhalt: Die Kampfnatur Pawlin. Die Dame und das Frauenzimmer. Das Kadettenkloſter.

Band II: Geſchichten vom Lande

Inhalt: Das Schreckgeſpenſt. Das Tier. Das Tal der Tränen. Die Tagediebe. Der Heckrubel.

Band III: Legenden

Inhalt: Der Böſewicht von Askalon. Die ſchöne Aſa. Der Gaukler. Pamphalon. Legendäre Charaktere.

Band IV: Geſchichten aus alter Zeit

Inhalt: Die alten Zeiten von Plodomaſſowo. Der Toupetkünſtler. Pan Wiſchnewski. Der verſiegelte Engel.

Band V: Ein abſterbendes Geſchlecht. Roman

Band VI: Militäriſche Geſchichten

Inhalt: Figura. Der hilfreiche Wachtpoſten. Intereſſante Männer. Der Betrug. Die Stimme der Natur. Platzhalter. Die Erſcheinung im Ingenieurpalais.

1926 werden erſcheinen:

Band VII: Charaktere und Sonderlinge

Inhalt: Schafochs. Anläßlich der Kreutzerſonate. Der Pygmäe. Die Lady Macbeth von Mzenſk. Die Teufelsaustreibung. Der ungetaufte Pope.

Band VIII: Märchen und Legenden

Inhalt: Der Löwe des Einſiedlers Geraſſim. Die Legende vom gewiſſenhaften Daniel. Die Erzählung von Theodor dem Coriſten und ſeinem Freunde, dem Juden Abraham. Die Stunde nach Gottes Willen. Biographiſches Nachwort von Erich Müller.

C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung München

Alexej N. Tolstoj

Höllenfahrt

Roman. Deutsch von Alexander Eliasberg

487 Seiten 8°. In Halbleinen M 6.—, in Halbleder M 8 —

„Die Bilder, die hier ein von glühender Liebe zu seinem Volke und seiner Heimat erfüllter Russe von der trügerisch schillernden Kultur russischer Intelligenz entwirft, zeigen eine Meisterschaft, die ihresgleichen sucht." Dresdener Nachrichten.

Volkslieder der Serben

Aus dem Serbischen übersetzt von Talvj

Ausgewählt von Alfons Marguliés

Quartband Gebunden M 7.50

Den Volksliedern der Serben hat schon Goethe seine liebevolle Teilnahme zugewandt. Oft hart und rauh und im Ausdruck gedrängt, kommen sie dem Verlangen der Gegenwart entgegen.

A. Puschkin / Novellen und Romane

Herausgegeben von Johannes v. Guenther

I. Band. Novellen: Die Erzählungen Bjelkins / Dubrowski / Piquè-Dame. VIII, 300 Seiten

II. Band. Romane: Die Hauptmannstochter. Der Mohr Peters des Großen. VIII, 307 Seiten

Geheftet je M 3.—, in Leinen je M 5.50,
in Halbleder hardgebunden je M 16.—

„Diese neue Übertragung stellt alles Frühere in den Schatten." Kölnische Zeitung.

Außerhalb der Novellen und Romane erschien:

Die Hauptmannstochter

238 S. 8°. Leicht geb. Mit farbigem Umschlagbild M 2.50

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

Östliches Christentum / Dokumente

Herausgegeben von N. v. Bubnoff und Hans Ehrenberg

I. Politik

VI, 375 S. gr. 8°. Geheftet M 6.—, in Halbleinen M 9.—

II. Philosophie

XI, 412 S. gr. 8°. Geheftet M 6.—, in Halbleinen M 9.—

„Diese Kundgebungen sind farbensatt und von einem vollen geistigen Leben getragen. Wir hören aus ihnen die natürliche Sprache des russischen Geistes". Alfons Paquet in der Frankfurter Zeitung.

Nikolai A. Berdjajew

Die Weltanschauung Dostojewskijs

Aus dem Russischen übersetzt von Wolfgang E. Groeger

222 Seiten. Geheftet M 4.—, Ganzleinen M 6.—

„Berdjajew ist der berufene Führer zum lichten Dostojewskij, sein Werk ist eine Wohltat. Wer Dostojewskij lesen will — außer jenen Reifen und Freien, die sehr selten sind — sollte ihn an der Hand Berdjajews lesen; damit wird er sich Umwege ersparen, ohne das Erlebnis zu verlieren, auf das es ankommt." Münch. N. Nachr.

Rußland und die Psychomachie Europas

Versuch über den Zusammenhang der religiösen und politischen Weltkunde

Von Hans Mühlestein

252 Seiten 8°. Geheftet M 4.50, Ganzleinen M 6.50

„Selten hat mich in den letzten Jahren ein Buch derartig in seinen Bann gezwungen wie das von Mühlestein. Ein Mann, einsam offenbar und doch stark und zielsicher zugleich, kennzeichnet die Religiosität beziehungsweise Irreligiosität der abendländischen Welt und arbeitet in meisterhafter Klarheit die Zusammenhänge zwischen der religiösen und der politischen Weltkrisis heraus.... Niemand wird das Buch in die Hand nehmen, ohne aufs tiefste davon ergriffen zu sein." E. Obst in der Geopolitik.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

89097729800

B89097729800A

89097729800

b89097729800a